
Westliche Spezialisten in Südostasien 1850–1950

**Herausgegeben und übersetzt von
Feng Chen und Fred E. Schrader**



Leipziger Universitätsverlag 1999

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Comparativ : Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung / hrsg. im Auftr. der Karl-Lamprecht-Gesellschaft Leipzig e.V. – Leipzig : Leipziger Univ.-Verl.

Früher Schriftenreihe. – Früher außerdem hrsg. vom Interdisziplinären Zentrum zur Vergleichenden Erforschung Gesellschaftlicher Transformationen (IZT) i.G. an der Universität Leipzig.

ISSN 0940-3566

Jg. 9, H. 4. Westliche Spezialisten in Südostasien 1850–1950. – 1999

Westliche Spezialisten in Südostasien 1850–1950 / hrsg. und übersetzt von Feng Chen und Fred E. Schrader. – Leipzig : Leipziger Univ.-Verl., 1999

(Comparativ ; Jg. 9, H. 4)

ISBN 3-934565-17-4

© Leipziger Universitätsverlag GmbH, Leipzig 1999

COMPARATIV. Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung 9 (1999) 4

ISSN 0940-3566

ISBN 3-934565-17-4

Inhaltsverzeichnis

Vorwort		7
<i>Richard J. Smith</i>	Ausländische Spezialisten in Asien 1860–1920: einige methodologische Überlegungen	10
<i>Chen Feng</i>	China am Ende der Qing-Dynastie als interkultureller Raum: Zur kulturellen Identität der Europäer im China des 19. Jahrhunderts	16
<i>Jang-Soo Kim</i>	Die Tätigkeit P. G. von Möllendorffs in Korea	36
<i>Richard J. Smith</i>	Die Karriere eines Außenseiters: H. B. Morse in China, 1874–1909	46
<i>Jean Esmein</i>	Der Fall E. H. Norman: Der Glaube an das Volk	65
<i>Zhao Yifan</i>	Noch einmal über Orientalismus: Die Geschichte Thomas Wades in Chinas	78
<i>Keith Pratt</i>	Die China-Korrespondenz von Jack Philips 1924–1926	84
<i>Fred E. Schrader</i>	Kulturtransfer zwischen sich überschneidenden Zivilisationen: Europa und Ostasien	101

Forum

<i>Peter Gärtner</i>	Igel oder Hase? Die Transitionsdebatte im Spiegel der brasilianischen Demokratisierung	107
----------------------	--	-----

Buchbesprechungen

Michael G. Esch, „Gesunde Verhältnisse“. Deutsche und polnische Bevölkerungspolitik in Ostmitteleuropa 1939–1950, Marburg 1998 (<i>Andreas R. Hofmann</i>)	127
Philipp Ther, Deutsche und polnische Vertriebene. Gesellschaft und Vertriebenenpolitik in der SBZ/DDR und in Polen 1945–1956, Göttingen 1998 (<i>Andreas R. Hofmann</i>)	127
Benjamin Lapp, Revolution from the Right. Politics, Class, and the Rise of Nazism in Saxony, 1919–1933, Boston 1997 (<i>Thomas Adam</i>)	136
William Lamont (Hrsg.), Historical controversies and historians, London 1998 (<i>Roland Ludwig</i>)	138

Ronnie M. Peplow: Ernst Cassirers Kulturphilosophie als Frage nach dem Menschen, Würzburg 1998 (<i>Ingrid Weber</i>)	142
Resümees/Abstracts	144
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren	148

Vorwort

Die vorliegenden Aufsätze sind das Ergebnis eines Symposiums, das die kulturelle Identität westlicher Berater und Spezialisten in ostasiatischen Ländern in der zweiten Hälfte des 19. und in den ersten zwanzig Jahren des 20. Jahrhunderts zum Thema hatte.

Während dieser Zeit waren westliche Berater oft in die Dienste ostasiatischer Regierungen getreten. Ihr Beitrag zur Entwicklung des ökonomischen, politischen und intellektuellen Lebens des jeweiligen Landes ist häufig untersucht worden. Doch verdient auch ihre persönliche interkulturelle Erfahrung genauer betrachtet zu werden.

Alle Ausländer, die sich mehrere Jahrzehnte in Asien aufhielten, suchten nach einem ersten Kulturschock eine neue Identität zu finden. Die westlichen Berater oder Spezialisten waren in besonderer Weise einer Identitätskrise ausgesetzt. Einige wurden kulturelle Außenseiter in ihrem Herkunftsland und im Ausland, während andere erfolgreiche Vermittler zwischen zwei Kulturen wurden und auf diese Weise aktiven Anteil am Transformationsprozeß beispielsweise Chinas nahmen. Der Unterschied zwischen beiden Gruppen besteht in der Art und Weise, wie die Europäer mit ihrer kulturellen Identität umgingen. Wann und warum gerieten zwei Wertesysteme, zwei Mentalitätskonfigurationen miteinander in Konflikt? Gab es wirklich so etwas wie eine doppelte Identität? Wie wäre diese zu beschreiben? Inwieweit war dieses Personal sich ihrer bewußt und benutzte sie? Und welchen Effekt hatte schließlich eine doppelte Identität der westlichen Berater auf den Transformationsprozeß etwa in der chinesischen Gesellschaft am Ende des 19. Jahrhunderts?

Vom 30. April bis zum 3. Mai 1995 organisierte das Historische Institut der Universität Mannheim ein Arbeitstreffen zu diesem Thema unter dem Titel „Doppelte Identität: Zwischen zwei Kulturen“. Die Teilnehmer berichteten über Forschungserfahrungen, stellten Fallstudien vor, brachten neue Ideen und Hypothesen in die offene Diskussion ein. Verschiedene Aspekte der interkulturellen Erfahrungen der westlichen Berater erregten besonderes Interesse, so zum Beispiel die soziale Herkunft und das intellektuelle Training der westlichen Berater in Asien, ihre Sprachkenntnisse, ihre Sensibilität gegenüber fremder Kultur, ihre Reaktion auf die Gefahr, zwischen West und Ost marginalisiert zu werden, ihr Weg zwischen doppelter Loyalität und unterschiedlichen Moralsystemen, die Einstellung des asiatischen Personals gegenüber den ausländischen Angestellten, die Beziehungen und Interaktionen zwischen den verschiedenen Ausländern in Asien, die Rolle der westlichen Berater als Modernisierer in asiatischen Ländern.

Die nunmehr schriftlich vorliegenden Beiträge umfassen neben Fallstudien auch theoretische Überlegungen.

H. B. Morse, ein Amerikaner mit britischer Nationalität, mehrere Jahrzehnte in chinesischen Diensten, stellt nach Richard Smith den typischen Fall einer doppelten und miteinander kommunizierenden kulturellen Identität dar. Auch wenn er nachweislich ein produktiver Historiker der chinesischen Diplomatie- und Wirtschaftsgeschichte im 19. Jahrhundert war, so bereitete es ihm doch permanent Probleme, westliche Begriffssysteme in China einzuführen. Durchgängig befand er sich in dem Dilemma, ob er der westlichen oder der chinesischen Rechtsvorstellung folgen sollte.

Wie Joon-Son Kim zeigt, befand sich Möllendorff, Gesandter des Li Hongzhang, chinesischer Vizekönig und koreanischer König, in einer ähnlichen Situation in Korea. Möllendorff gelang es nicht, zugleich dem koreanischen König und dem chinesischen Vizekönig gegenüber loyal zu sein, und er konnte nicht zwischen der westlichen Konzeption von Verantwortung und der östlichen von persönlicher Loyalität vermitteln.

Jean Esmein zeigt am Beispiel Herbert Normans Erfahrungen in Japan, wie komplex und schmerzhaft sich das Identitätsproblem zuspitzen konnte: Wie alle westlichen Spezialisten in Asien, so mußte auch Norman einen eigenen Ausgleich zwischen zwei Wertesystemen finden. Dieselbe widersprüchliche Position finden wir auch bei Thomas Wade wieder, dem britischen Konsul in China. Seine Bindungen an die chinesische Kultur und zugleich an die britische Politik harmonisierten nicht immer miteinander. Zhao Yifan stellt fest, „daß der Wissenschaftler Waile und der Imperialist Wade zusammen ein perfektes Modell eines untrennbaren und unlösbaren Widerspruchs darstellen“.

Die meisten westlichen Spezialisten in China waren wohl Personen wie John Maitland Philips, einfacher Angestellter eines großen Unternehmens, der sich in keiner Weise für dieses Land interessierte. Philips ist einer von denen, die sich in Ostasien nur aus dem Grunde aufhalten, weil ihre Arbeitgeber sie dorthin geschickt haben, „nicht aus eigener Absicht oder mit idealistischer Überzeugung“. Anhand Philips' neuentdeckter Korrespondenz mit seinem besten Freund versucht Keith L. Pratt zu zeigen, „welche Gefühle sich in einer solchen Person entfalten, wenn sie in den hypnotischen Bann des Orients fällt“.

Neben den Fallstudien geben Richard Smith und Fred E. Schrader Anregungen methodischer Art für die Forschungsperspektiven, während Chen Feng eine breite Untersuchung des sozialkulturellen Hintergrundes und der Berufswahl der westlichen Berater und Spezialisten in China vorschlägt, die möglicherweise eine ausschlaggebende Rolle in der Transformation kultureller westlicher Identität in China spielten.

Die Beiträge stellen weder eine abgeschlossene Forschungsrichtung dar, noch können sie alle Frage- und Problemstellungen umfassen. Aber es

verdient Aufmerksamkeit, daß sich unter europäischem und westlichem Einfluß nicht nur die asiatischen Länder im 19. und 20. Jahrhundert einem Transformationsprozeß unterziehen, sondern daß sich in derselben Zeit und in demselben Zuge auch die westlichen Berater und Spezialisten in Asien unter dem Einfluß einer fremden Kultur in ihrer Identität wandeln. Die vorliegenden Beiträge sollen zu weiterer inter- und transdisziplinärer Forschung anregen.

Mit Ausnahme der im Deutschen bereits eingebürgerten Orts- und Personennamen wird für die Übertragung der chinesischen Schriftzeichen dem Pinyin-System gefolgt.

Chen Feng

Richard J. Smith

Ausländische Spezialisten in Asien 1860–1920: einige methodologische Überlegungen

Der Gegenstand dieser Beiträge ist vermutlich sowohl zeitlos als auch aktuell – zeitlos, weil durchgängig in der Geschichte Asiens „Ausländer“ in unterschiedlichen Definitionen eine wichtige Rolle in den Angelegenheiten Indiens, Chinas, Japans, Koreas und Südasiens gespielt haben; aktuell, weil Fragen nationaler und besonders kultureller Identität in der modernen und auch postmodernen Welt zunehmend an Bedeutung gewonnen haben.

Die bei unserer gemeinsamen Untersuchung angesprochenen Themen über den Gebrauch europäischer Spezialisten in Asien während der zweiten Hälfte des 19. und der ersten zwei Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts sind nicht nur umfangreich, sondern auch komplex und widersprüchlich. Schließlich belegen die angesprochenen Orte und Perioden nicht nur das Gewicht und die vielen Facetten einer besonders virulenten Art ausländischen Imperialismus – buchstäblich von den Maschinen der industriellen Revolution vorangetrieben –, sondern auch die Anfänge des asiatischen Nationalismus und die damit einhergehenden aufwühlenden Prozesse von Reform, Modernisierung und Revolution. Welche Rolle spielten ausländische Spezialisten in diesen erschütternden Ereignissen?

Bereits diese einfache Frage wirft mehrere komplizierte Probleme auf. Eines ist natürlich unsere eigene Haltung als Forscher denen gegenüber, über die wir schreiben. Sind wir tatsächlich einfach neutrale Zeugen ihrer Leben? Wo liegen unsere eigenen Loyalitäten und Zweideutigkeiten? Dieses Problem kann größer sein, als wir es erwarten, insbesondere, wenn wir uns zumindest teilweise entweder mit der Kultur der westlichen Spezialisten in Asien oder mit der der Asiaten identifizieren, die über ausländisches Spezialistentum verfügten.

James Hevias neues Buch¹ über die bekannte Botschafterreise Macartneys von 1793 sensibilisiert uns für solche Gefahren. Wie Hevia in seiner Einleitung darlegt, haben Historiker und Sozialtheoretiker wie Walter Benjamin, Antonio Gramsci, E. P. Thompson, Raymond Williams, Stuart Hall, Michel Foucault, Louis Althusser, Roland Barthes, Jürgen Habermas, Barry Hindess und Paul Hirst grundlegend die Diskurse über Kolonialismus und Postkolonialismus verändert. Unter ihrem Einfluß haben Wissenschaftler angefangen, in breitem Maßstab die Routinen und Rituale der kolonialen Verwaltung, die Rolle fiktiver Vorstellung für die Darstellung

1 Cherishing Men from Afar, Duke University Press 1995.

der Subjektivität der Kolonisierer, die wechselseitigen Implikationen von Klasse, Rasse und Geschlecht in der Konstruktion bürgerlicher Kultur und Bewußtseins sowie die Weise der Produktion und des Einsatzes von Wissen der kolonisierten Völker zu untersuchen.

Das Ergebnis ist eine Verunsicherung traditioneller Konzepte von Orient und Okzident – bereits angeregt von Edward Saids besonders einflußreichem Buch *Orientalism* von 1978. Saids Kritik der Wissensproduktion über Asien durch europäische Wissenschaftler hat in der Tat gezeigt, daß diese Entwürfe von Vorstellungswelten eine „komplexe Hegemonie“ politischer, ökonomischer und kultureller Formen beinhalten. Sie reflektieren starke und oft unbewußte Vorurteile, und sie können aktive Elemente der Beherrschung werden, Instrumente zur Rechtfertigung von Machtbeziehungen in der Vergangenheit und in der Gegenwart.

Nun ist dies nicht das einzige Hauptproblem für uns als Historiker der Ost-West-Beziehung. Wir stoßen auch auf die Problematik zugrunde liegender Definitionen. Was zum Beispiel meinen wir mit „Kultur“ oder „Kulturen“? Wie definieren wir „Spezialisten“? Können wir tatsächlich von einer einzigen „europäischen“ Identität reden? Ich glaube, daß hier überall die Gefahr darin besteht, die Gruppen, welche wir untersuchen, als Wesenseinheiten aufzufassen – das heißt, ihre Gleichheit auf Kosten der Differenz überzubetonen. Ich habe versucht, einige dieser Fragen kollektiver Identität² anzusprechen. Hevia, der auf diese Frage von einer sehr unterschiedenen persönlichen und wissenschaftlichen Perspektive gestoßen ist, hat dasselbe versucht.

Individuelle „Identität“ wirft eine andere Reihe von Fragen auf. In seiner bahnbrechenden Biographie des chinesischen Wissenschaftlers Liang Qichao hatte Joseph Levenson daran erinnert, daß Selbstwissen/Selbsterfahrung eine schwer faßbare Angelegenheit ist, denn das Selbst ändert sich mit der Erfahrung und dem Wissen. Er erklärt, daß wir alle uns permanent in einem Prozeß des „Werdens“ befinden, während wir auf verschiedene Situationen, Druck, Informationsquellen und Emotionen reagieren. Nur wenige Individuen hatten ihr Leben lang völlig konsistente Anschauungen durch, selbst diejenigen, die in familiären, selbsthaften und relativ stabilen Umgebungen leben.

Die Umstände ausländischer Spezialisten in Asien in der Periode 1860–1920 waren alles andere als stabil. Tatsächlich fanden sie sich selbst im Zentrum verwirrender Veränderungsprozesse wieder, auf der internationalen Ebene, in dem Gastland oder den Gastländern, in ihrer eigenen Heimat sowie in ihren persönlichen und institutionellen Beziehungen mit Asiaten und mit Europäern. Wenn ich zu meine eigenen Arbeiten über Personen

2 Vgl. die neueste Edition von China's cultural heritage (1994) und den Essay über chinesische Kartographie in: Wen-hsin Yeh, *Landscape, culture and power in chinese society*, Berkeley 1998.

wie F. T. Ward, Charles Gordon, Robert Hart und H. B. Morse denke, bin ich erstaunt über die Anzahl drängender Konflikte, denen sie ausgesetzt waren, und über das Fehlen vorgegebener Handlungsmuster.

Offensichtlich sind Geschlecht, Persönlichkeiten, Hintergründe, Familienstatus und konkrete Erfahrungen ausländischer Spezialisten Vorgaben für ihre Reaktionen auf sich verändernde Bedingungen. Ebenso spielten Faktoren eine Rolle wie ihr Alter bei der Ankunft in Asien, ihre Erziehung, ihre Gesundheit und ihr persönliches Glaubenssystem einschließlich der religiösen Werte. Zu den grundlegenden Fragen gehören sicherlich folgende: Warum entschieden sich diese europäischen Spezialisten, ausgerechnet nach Asien zu kommen,³ und was veranlaßte sie zu bleiben? Wie lange blieben sie dort, und warum? Änderten sich ihre Haltungen und Werte unter den neuen Umständen? Waren ihre Erfahrungen grundlegend positiv oder negativ? Bewunderten sie die Kultur des Gastlandes, und versuchten sie, sich zu assimilieren, wenn ja, auf welche besondere Art und Weise? Lernten sie eine oder mehrere asiatische Sprachen? Wurden sie asiatische Bürger, kleideten sie sich auf asiatische Art und Weise, nahmen sie asiatische Gewohnheiten an? Hatten sie einen asiatischen Ehegatten oder, wie im Falle vieler Europäer, einschließlich einiger Missionare, eine asiatische Mätresse?

Es scheint außerordentlich schwierig zu sein, Verallgemeinerungen über die Hintergründe und Erfahrungen westlicher Spezialisten vorzunehmen. Ward, Gordon, Hart und Morse beispielsweise hatten nichts gemeinsam. Watt hatte eine chinesische Frau und wurde ehesisoher Untertan, aber er lernte die Sprache überhaupt nicht und drohte manchmal, gegen die Qing-Regierung aufzubegehren; Morse sprach ausgezeichnet Chinesisch und diente seinen kaiserlichen Vorgesetzten mit geradliniger Loyalität, doch zeigte er keinerlei Liebe oder nicht einmal Respekt für China, und nie hätte er in Betracht gezogen, eine Chinesin zur Frau zu nehmen, noch weniger, ein chinesischer Untertan zu werden. (Nebenbei bemerkt, hätte ihn seine sinophobe anglo-amerikanische Frau sicherlich allein für den Gedanken daran getötet.)

Natürlich implizierten unterschiedliche Anstellungsverhältnisse auch unterschiedliche persönliche Optionen. Deshalb ist die Frage wichtig, in welcher Eigenschaft oder welchen Eigenschaften westliche Spezialisten arbeiteten. Waren sie bezahlte Angestellte oder informelle Berater? Pfl egten sie mit ihren asiatischen Kontaktpersonen gesellschaftlichen Umgang? Was waren ihre Informationsquellen? Waren ihre Verantwortungsbereiche diplomatischer, militärischer, ökonomischer oder pädagogischer Art? Waren sie in erster Linie Werkzeuge ihrer eigenen Regierungen, arbeiteten sie unabhängig oder waren sie loyale Diener ihres Gastlandes? Inwieweit beeinfl ußten ausländischer Rivalitäten ihren Dienst? Waren ihre Loyalitäten

3 Vgl. Jonathan Spences Klassiker *To change China*, Brown 1980.

national oder persönlich motiviert? Änderten sie sich mit der Zeit? Von den vier genannten westlichen Spezialisten wurde Morse von den Chinesen am schlechtesten behandelt. Doch anders als jene schlug er meines Wissens niemals vor, daß China wirklich gezwungen werden sollte, sich weiterem grundlegenden Wandel zu unterziehen.

Die asiatischen Perspektiven auf das Engagement ausländischer Spezialisten sind von ungeheurer Bedeutung. Wie wurden solche Individuen von Vertretern der Gastkultur angesehen, und wie wurden sie kontrolliert? Waren die einheimischen Traditionen der „Verwaltung von Barbaren“ bereits eingespielt, gingen sie ins Detail, oder waren sie relativ neu und grobrastrig? Was waren die Hauptmerkmale dieser Herangehensweisen, und wie verhielten sie sich zur allgemeineren Frage des Kulturtransfers? Waren die Kontrollmechanismen mehr institutionell und bürokratisch oder eher informell und persönlich orientiert? Reagierten sie auf wechselnde Umstände in den jeweiligen Zeitabschnitten, und waren sie generell effektiv? Wie wurden ausländische Spezialisten entlohnt? Wurden sie je bestraft, und wenn ja, wie und mit welchem Ergebnis? (Der Fall Henry Burgevine, kurzzeitiger Befehlshaber der „Immer siegreichen Armee“ Chinas, ist in dieser Hinsicht besonders interessant.)

In einer breiteren Perspektive könnte man fragen: Was sagen die Politik und die Taktiken verschiedener asiatischer Länder gegenüber der Anstellung europäischer Spezialisten über asiatische Institutionen, Werte und Haltungen aus? Entsprachen diese institutionellen und informellen Einrichtungen anderen Sphären des politischen und gesellschaftlichen Lebens, oder bestand eine signifikante Lücke zwischen ihnen? (Die Existenz des einzigartigen interkulturellen Raums der „Vertragshäfen“ in Ostasien ist vielleicht in dieser Hinsicht aufschlußreich.) Werfen diese Politik und Praktiken in der Retrospektive ein hilfreiches Licht auf die komplexe Beziehung zwischen Ethnozentrismus, Xenophobie und Nationalismus?

Und schließlich: Was erreichten ausländische Spezialisten wirklich, und wie sahen sie und ihre Zeitgenossen die Ergebnisse ihrer Arbeit? Stimmten die Wahrnehmungen der Europäer mit denen der Gastländer überein? Welche personellen und kulturellen Variablen gingen in die Einschätzungen der Arbeitsergebnisse ein? Wie können wir als Historiker zeitlich und räumlich kurzfristige Beiträge und langfristige Bedeutung dieser Individuen erfassen? Mir ist zunehmend klargeworden, daß zur umfassenden Beantwortung dieser Fragen auf ein außerordentlich breites Feld akademischer Disziplinen zurückgegriffen werden muß, einschließlich Geschichte, Philosophie, Psychologie, Soziologie, Anthropologie, Politikwissenschaften und sogar Linguistik. So müßten wir zum Beispiel für die Psychologie ausländischer Spezialisten auf anregende kulturvergleichende Arbeiten

zurückgreifen.⁴ Ebenso wären viele neue soziologische Arbeiten zur Geschlechterforschung, Ethnizität und Marginalität besonders zu berücksichtigen.

Wir sollten auch hinreichend risikobereit sein, ausdrücklich komparatistische Perspektiven zu eröffnen. Nur einige sollen hier kurz erwähnt werden. Man müßte die asiatische Politik bezüglich der Anstellung westlicher Spezialisten über einen längeren Zeitraum hin innerhalb derselben Kultur untersuchen, so beispielsweise die Behandlung der Missionare und Techniker in der Qing-Dynastie während des 17., 18. und 19. Jahrhunderts.

Eine andere Perspektive wäre der Vergleich der Erfahrungen ausländischer Spezialisten in verschiedenen Teilen Asiens zur selben Zeit. Ich habe dies einmal in begrenztem Maße hinsichtlich des Einsatzes ausländischer Militärspezialisten in China und Japan getan. Meine Schlußfolgerung bestand darin, daß die Politik in Japan von 1854 bis 1868 wie in China von 1862 bis 1895 nur bruchstückhaft, unkoordiniert, ohne Dauer und bei weitem unproduktiv war, zumindest aus der Sicht der Zentralregierung. Doch Japans Politik während der Meiji-Periode war alles andere als rational, zentralisiert und wirksam. Im Resultat hatte es Japan zum Zeitpunkt des chinesisch-japanischen Kriegs von 1894/95 aufgegeben, sich auf Ausländer zu stützen, China nicht.

Noch ein anderer und wahrscheinlich weit unkonventionellerer Vergleich wäre wohl möglich: der zwischen den Erfahrungen westlicher Angestellter in Asien und asiatischer Angestellter in westlichen Ländern. Sogar chinesische Coolis waren auf ihre Art in gewisser Weise Spezialisten, die in Amerika und Europa während der Zeit von 1860 bis 1920 arbeiteten. Gab es irgend etwas in ihrer individuellen oder kollektiven Erfahrung oder Mentalität, das mit den zur gleichen Zeit in Asien arbeitenden westlichen Angestellten vergleichbar wäre? Man könnte dieselbe Frage für Diplomaten stellen, im Osten wie im Westen.

Natürlich sind solche Vergleiche in gewisser Weise entmutigend, zumal sie uns zwingen, über unsere eigenen akademischen Qualifikationen hinauszugehen. Deswegen sollte Forschungsk Kooperation als ein Versuch angesehen werden, mit interessanten komparatistischen Problemen fertigzuwerden. Insbesondere das Internet bietet uns heutzutage beispiellose Möglichkeiten einer produktiven internationalen Kooperation.

Doch es gibt auch andere Gründe für Kooperation. Nur ein Beispiel aus eigener Erfahrung: John Fairbank und ich hatten in unseren Bänden über die frühen Tagebücher Robert Harts zwei sehr unterschiedliche Arbeits-

4 Z.B. Francis L. K. Hsu, *Rugged Individualism Reconsidered*, University of Tennessee Press 1983; Eliot Deutsch, *Culture and Modernity*, University of Hawaii Press 1991; Gerald M. Erchak, *The Anthropology of Self and Behavior*, Rutgers University Press 1992; Leroy Rouner, *Selves, People, and Persons*, University of Notre Dame Press 1992; Brian Morris, *Anthropology of the Self*, Pluto Press, 1994.

pläne vor Augen: Er war an Hart als Mensch interessiert, mit dem er sich deutlich identifizierte, nicht nur als Erbauer eines Reiches, sondern auch als Individuum mit ungewöhnlicher Energie und Fähigkeit. Ich hingegen zeigte nur wenig Interesse an Harts persönlichem Leben und wollte in erster Linie wissen, was er über China und die Chinesen zu sagen hatte. Mit anderen Worten, John dachte über Harts Hoffnungen, Befürchtungen und Träume nach; ich hingegen zielte auf seine Sicht der Qing-Bürokratie. Mir scheint, daß wir als ein Team komplementärer Gegensätze eine weit vollständigere Analyse Harts lieferten, als jeder von uns alleine dazu in der Lage gewesen wäre.

Zum Schluß möchte ich noch einmal darauf hinweisen, daß wir uns immer unserer eigenen Vorurteile und Vorannahmen bewußt werden sollten, wenn wir das Leben ausländischer Spezialisten in Asien untersuchen. Auch wenn wir uns alle zweifellos gerne als „objektive“ Forscher sehen, die auf der Suche nach einer zugänglichen „Wahrheit“ sind, so bleiben wir doch stets weiterhin Produkte unserer eigenen Kulturen und Zeiten. Inwieweit ähneln wir und unterscheiden wir uns von den Gegenständen unserer Forschung, und welchen Unterschied könnte dies in bezug auf die Art und Weise ausmachen, in der wir unser historisches Material angehen?

Chen Feng

China am Ende der Qing-Dynastie als interkultureller Raum: Zur kulturellen Identität der Europäer im China des 19. Jahrhunderts

Als Folge des westlichen Imperialismus wurde die außereuropäische Welt zu einem Raum, in welchem die Europäer interkulturelle Erfahrungen gewinnen und leben konnten. Im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts rückte China in die Reihe der auf westliche Art zu modernisierenden Länder auf. China wurde zum Bestimmungsland für eine Gruppe Europäer, deren Ambitionen die Grenzen ihrer sozialen Herkunft und der Entfaltungsmöglichkeiten ihres Herkunftslandes überschreiten konnten. Heute, mehr als hundert Jahre später, werden „China-Europäer“, vor allem diejenigen in chinesischem Dienst, sowohl als Berater angesehen, die zu Chinas Transformation und Modernisierung wesentlich beigetragen haben,¹ oder als „erste Internationalisten“, welche die Lücke zwischen zwei Kulturen überbrückt hätten,² oder schlicht als „Imperialisten“, die China nur ausgebeutet und in den Untergang seiner Gesellschaft geführt hätten.³ Wie auch immer diese Gruppe eingeschätzt wird, so bildet sie doch im kolonialistischen Zeitalter eine interkulturelle gesellschaftliche Gruppe.

Die Geschichtsschreibung hat sich auf die Schäden konzentriert, welche von Imperialisten angerichtet worden sind, oder auf die Modernisierungserfolge, welche Europäer in China erreicht haben. Hingegen sind die kulturpsychologischen Aspekte und das Verhalten der Personen dieser sozialen Gruppe weiterhin im Hintergrund geblieben, trotz der Hinweise in Richard Smiths *Mercenaries and Mandarins* und James C. Coolys *T. F. Wade in China*.

In den Tagebüchern Robert Harts (1835–1911) zeigt sich während seiner Reise nach China in typischer Weise die Sensibilität einer Identitätskrise europäischer Reisender in den fernen Osten:

„Ich bin Ire, von ganzem Herzen ein ‘Paddy’ ... Seit meinem Entschluß, Abschied zu nehmen, auf Nimmerwiederschen, war ich wie gelähmt; meine Empfindungen wurden abgestumpft oder inexistent, und auch meine Aufassungsgabe wurde in Mitleidenschaft gezogen. Aber später aufkommende

1 Diese Definition bezieht sich auf J. Spence, *To Change China: Western Advisers in China, 1620–1960*, Brown 1969; 2. Aufl. New York 1980.

2 J. C. Cooley, T. F. Wade in China: *Pioneer in Global Diplomacy*, Leiden 1891, S. 3.

3 Vgl. z. B. Ting Z., *Litmotai – yige dianxing de wei diguo zhuyi fuwu de chuanjiao shi* (T. Richard: a typical missionary in the service of imperialism), Peking 1951.

Gefühle --bohrendes und bleibendes Bedauern – machten durch ihre Intensität und Dauer meine frühere grenzenlose und haltlose Nachlässigkeit weg.“⁴

Alle Ausländer, die in China lebten, erfuhren zunächst einen Kulturschock. Anschließend unterziehen sie sich einer Art Metamorphose auf der Suche nach einer neuen Identität. Paul A. Cohn bemerkt hierzu:

„Zunächst war ein Mann, der den Westen verließ, um als Missionar in China zu arbeiten, im 19. Jahrhundert sicherlich nicht ein sehr typischer Europäer. Nachdem er eine Zeitlang in China gelebt hatte, wurde er sicherlich sogar noch weniger typisch. Er lernte Chinesisch und gewöhnte sich bestimmte chinesische Umgangsformen an, ein Interaktionsprozeß mit seiner neuen Umgebung setzte ein, der sich zu einer Hybridisierung entwickelte. Er war nicht mehr einfach ein Europäer, er wurde ein Europäer in China.“⁵

Die folgenden Ausführungen konzentrieren sich auf den sozialen und beruflichen Hintergrund der Europäer in China, um die intellektuellen und Verhaltensmuster aufzuzeigen, welche für die Europäer im chinesischen interkulturellen Raum der späten Qing-Dynastie typisch waren, und um zu zeigen, durch welche Umstände welche Europäer in China eine doppelte kulturelle Identität entwickelten.

I.

Europäer in China wurden von drei sozialen Gruppen geprägt: einer westlichen Gemeinschaft in China, einer europäischen Gesellschaft, schließlich der chinesischen traditionellen Gesellschaft.

Zunächst gehörten sie einer westlichen Gemeinschaft in China an. Die europäische politische, ökonomische und kulturelle Dominanz durchzog alle Beziehungen zwischen dem Westen und Asien im 19. Jahrhundert und kennzeichnete das kulturelle Umfeld der Europäer in China. Es war ihnen praktisch nicht möglich, aus einer mehr oder weniger kolonialen Umgebung auszurechnen. Bereits bei ihrer Ankunft in China standen sie unmittelbar unter dem Schutz des exterritorialen europäischen Systems. Sie konnten einen hohen Lebensstandard erzielen, indem sie bei guter Bezahlung wenig Ausgaben hatten. Nach Edward Bowra (1841–1874), ein britischer Angestellter im chinesischen Zolldienst, kamen auf fünf europäische Übersetzungsstudenten in Peking mehr als 80 Diener, Lehrer und Köche.⁶ Mit 17 oder 18 Pfund konnte man erstaunlicherweise „hochherrschaftlich

4 K. F. Bruner/J. K. Fairbank/R. Smith (Hrsg.), *Entering China's Service: Robert Hart's Journal, 1854–1863*, Cambridge 1986, S. 21.

5 P. A. Cohn, *Discovering History of China: American Historical Writing on the Recent Chinese Past*, New York 1984, S. 13-14.

6 C. Drage, *Servant of the Dragon Throne: Being the lives Edward Bowra*, London 1966, S. 119.

leben“. China sei „wirklich ein wunderbar billiges Land“.⁷ Später entdeckte er, daß ein chinesischer Cooli mit 40 Pences mindestens eine Woche auskommen mußte.⁸ Weil „die Chinesen annahmen, daß alle Barbaren habsüchtig seien, und deswegen materielle Vorteile als notwendige Ergänzung institutioneller Kontrolle ansahen“, wurden die europäischen Angestellten in China in chinesischem Dienst weit besser bezahlt als ihre chinesischen Kollegen. Dies war der Fall mit der „Immer siegreichen Armee“ unter der Leitung des Generals Charles George Gordon (1833–1885), mit dem Jiangnan-Arsenal (Jiangnan General Bureau of Machine Manufacturing), das von Sir Halliday Macartney (1833–1906) geleitet wurde, der Fuzhou-Marine-Werft, die von den Franzosen Prosper Giquel und Paul d’Aiguebelle betrieben wurde, und der chinesische Zolldienst, der von Sir Robert Hart (1835–1911) geleitet wurde. Im Zolldienst beispielsweise betrug das monatliche Gehalt eines jungen europäischen Buchhalters 16 bis 18 Pfund. Doch das Gehalt des dienstältesten chinesischen Buchhalters betrug nur 70 Pfund im Jahr.

Das gesellschaftliche Leben bewegte sich innerhalb der Grenzen der westlichen Gemeinschaft, möglicherweise auch bereits auf die nur einer Nation. Christliche Gottesdienst, Club-Aktivitäten und gesellschaftliche Aktivitäten in einem kleinen Kreis füllten die Freizeit aus. Bowras Ehefrau gibt einen Einblick in das gesellschaftliche Leben während der Freizeit:

„In den letzten zwei Wochen hat es jetzt ein paar Picknicks gegeben, aber dafür wird es nunmehr zu warm. Mrs. Thomas gab in einem sechs Meilen von hier entfernten Garten ein Dinner. An der Party nahmen 12 Personen teil, darunter drei Damen. Wir kehrten im Mondschein wieder nach Hause zurück, was sehr romantisch war. Zwei Tage später gaben wir ein Dinner im ‘Hae-ching’, einem der Zollbehörde gehörenden Dampfer, und fuhren etwa 40 Meilen weit.“¹⁰

Wo immer sie sich niederließen, führten sie den europäischen Lebensstil ein, begründeten eine europäische Kulturlandschaft, begingen alle christlichen Feiertage. Die Damen engagierten sich besonders in allen möglichen Formen der Unterhaltung. Sie organisierten beispielsweise am Abend die Darstellung eines Amateurtheaters mit dem Stück „Ici on parle français“.¹¹

Es war eher die koloniale Mentalität als eine Sprachschwelle, welche sie vom Kontakt mit den Chinesen abhielt. Henry Cockburn, Sekretär der britischen Gesandtschaft in Peking über zehn Jahre lang, zeichnete sich beispielsweise durch seine Chinesisch-Kenntnisse aus; doch hatte er in dieser

7 Ebenda, S. 76.

8 Ebenda, S. 76

9 R. Smith, *Mercenaries and Mandarins*, New York 1978, S. 56.

10 SOAS, Papers relating to the Chinese Maritime Customs, F. Bowra, folder 4, Thirza Bowra to Annabella, Canton, 26. Juni 1866.

11 Ebenda, Thirza Bowra to her mother-in-law, Ningpo, 22. Oktober 1868.

Zeit nie einen anderen Chinesen als seine Dienerschaft im Haus.¹² Gleichzeitig wurden die Europäer in China aber auch von den Chinesen selbst isoliert. Zwar hatten die Europäer zumeist weder Neigung noch Interesse, der chinesischen Gesellschaftsgruppe anzugehören. Aber wenn sich die europäische Bevölkerungsgruppe auf die Vertragshäfen konzentrierte, so auch deshalb, weil es für einen Fremden nicht leicht war, die Erlaubnis zu erhalten, im Inland zu reisen oder sich niederzulassen. Eine xenophobe Haltung und Sicherheitsüberlegungen bewirkten zusammen, daß die chinesischen Behörden ein Eindringen der Fremden ins chinesische Inland verhinderten. Bereits eine kurze Reise, die Thomas Wade mit seiner Familie unternahm, alarmierte die chinesischen Beamten. Prosper Giquel beobachtete, daß die einzige Möglichkeit für Europäer, eine Erlaubnis für einen Aufenthalt im chinesischen Inland zu erhalten, darin bestand, sich dem Rechtswesen der chinesischen Verwaltung zu unterwerfen.¹³ Allerdings widerspricht diese Bedingung der Exterritorialität, welche die Europäer der Vertragshäfen nachdrücklich aufrechterhalten wollten. Tatsächlich „mußten Ausländer an den Randzonen des Reichs gehalten werden“.¹⁴ Meist blieben sie britische, französische oder deutsche Bürger, die keinen Gedanken an ihre kulturelle Identität verschwendeten, von einer Integration der Europäer in die chinesische Gesellschaft ganz zu schweigen.

Weit entfernt von ihrer Herkunftsgesellschaft und nicht in der Lage, der chinesischen Gesellschaft anzugehören, richteten sich die Europäer der Vertragshäfen in gleicher Weise ein. Religionsgemeinschaft und gleiches Brauchtum bringt sie einander näher. Einige Europäer in China lebten in einer ziemlich künstlichen kosmopolitischen Club-Welt, von der Chinesen ausgeschlossen blieben. H. G. Woodhead, ein Zeitungskorrespondent, der seit 1902 in Peking arbeitete, berichtete nicht ohne Stolz über die Zusammenkünfte der Ausländergesellschaft in Hancow:

„Hancow besitzt, was für eine Ausländerkolonie dieser Größe der beste Renn- und Freizeitclub der Welt sein muß ... Ein Orchester russischer Musiker spielt jeden Abend und am Sonntag vor Lunch. Der Club ist das Rendezvous für Männer, Frauen und Kinder, nicht nur jeden Abend, sondern auch tagüber während der Wochenenden und der Feiertage. Chinesen sind nur während der Rennen zugelassen.“¹⁵

Die politischen und finanziellen Privilegien sowie die europäische kulturelle Atmosphäre sicherten den Europäern in China eine komfortable Lebensweise und bestätigten sie in ihrer unterstellten Höherwertigkeit. Trotz ihres möglichen Verständnisses der chinesischen gesellschaftlichen Infra-

12 S. Seagrave, *Dragon Lady*, New York 1992, S. 275.

13 S. A. Leibo, *Transferring Technology to China*, Berkeley 1985, S. 135.

14 R. Murphey, *The Outsiders: the Western Experience in India and China*, Ann Arbor 1977, S. 132.

15 Ebenda, S. 143.

struktur und ihrer engen Anbindung an die chinesische Verwaltung war es auch für europäische Angestellte im chinesischen Dienst kaum anzunehmen, diese vorteilhaften Lebensumstände aufzugeben und in die chinesische Gesellschaft einzutreten.

Weiterhin gehörten die Europäer in China zu einer (aber nicht *der*) europäischen Gesellschaft. In gewisser Weise konnten die europäischen Nationen als eine Einheit verstanden werden. Unter europäischen Nationen wurde die „zivilisierte Welt“ verstanden, das heißt die westlichen Länder mit christlicher Tradition und Werten. Zugleich beruhte ihre Stärke auf der Industrialisierung. Man glaubte, daß die Europäer für die gesamte Menschheit das Zeitalter des Fortschrittes einläuteten. Mit Blick auf die ökonomischen Interessen in Übersee sahen sich die Europäer in einer Mission, welcher die anderen Nationen, die von Europa geographisch und kulturell weit entfernt waren und unreif, zurückgeblieben oder stagnierend angesehen wurden, zu „zivilisieren“ und zu „bekehren“. In den Worten eines Missionars „hat China nicht den wirklichen Höhepunkt der Zivilisation erreicht, und die Christen stehen auf einem höheren Niveau.“¹⁶ In der Historiographie jener Zeit wurde China als eine unbewegliche und dekadente Nation dargestellt, auch wenn sie die Periode der Zurückgebliebenheit überwinden würde.¹⁷ Einige europäische Berater wie Robert Hart stießen sich an der westlichen „Gewohnheit, China als ein unzivilisiertes Land zu betrachten und seine Bevölkerung als halbbarbarisch; daß man folglich mit ihr nicht diskutieren sollte, sondern sie zwingen müsse“.¹⁸ Hinzu kommt ein Moment der Rassendiskriminierung bei den Europäern. Im Unterschied zum 18. Jahrhundert, als „die Einstellung gegenüber den Chinesen insgesamt von Anerkennung geprägt war“, und „während es in Indien nicht dieses Gefühl rassischer Arroganz“ gegeben hat, war das 19. Jahrhundert gekennzeichnet vom „wachsenden Gefühl der Überlegenheit der Hautfarbe“, abgeleitet aus der westlichen politischen beherrschenden Stellung der Europäer in Asien.¹⁹

Obwohl der Glaube an den Kolonialismus die europäischen Mächte miteinander verband, gab es weder ein einheitliches europäisches Interesse in Übersee, noch ein einheitliches europäisches Wertesystem. Je nach Land wechselten Erziehung, Ehrsystem, staatsbürgerliche Einstellungen, Religiosität und moralische Maßstäbe. Dementsprechend hatten die Engländer, Franzosen, Deutsche weder in ihrem Herkunftsland noch in China gemeinsame Erfahrungshintergründe oder gemeinsame Verhaltensmaßstäbe.

16 P. A. Cohn in: *China and Christianity*, Cambridge/Harvard 1963, S. 85.

17 M. G. Mason, *Western Conceptions of China and Chinese, 1840–1870*, S. 69–72.

18 J. K. Fairbank u.a. (Hrsg.), *The I. G. in Peking: Letter of Robert Hart in Chinese Maritime Customs (1868–1907)*, Cambridge 1975, S. 308.

19 K. M. Panikkar, *Asia and Western Dominance*, London 1959, S. 312.

Trotz der Industrialisierung bleibt Großbritannien im 19. Jahrhundert ein aristokratisch geprägtes Land. Grundbesitzer und von adliger Herkunft zu sein war der Traum der Viktorianer. „Wir sind ein untertäniges Volk, lieben die Aristokratie, vom Adel geplagt, und wir haben vor dem Grundbesitz ebenso viel Achtung wie vor der Heerswürde und den Baronets.“²⁰ Die Mittelklasse spielte eine immer größere Rolle im politischen, wirtschaftlichen und intellektuellen Leben. Gleichzeitig strebte sie nach gesellschaftlichem Aufstieg und nach Adelstiteln: „Vorwärts zu stoßen, beherzt mit aller Kraft auf den schlüpfrigen Stufen der gesellschaftlichen Leiter aufzusteigen, uns mindestens einen Rang über den hinaus zu bewegen, auf dem wir geboren worden sind, ist nunmehr eine Pflicht geworden.“²¹ Es wird verständlich, warum Robert Hart, der bereits Reichtum, Macht und Ehrentitel gewonnen hatte, sich den Kopf zerbrach, um zu beweisen, daß er einen adligen Vorfahren hatte, und um das sogenannte Familiengut wieder zurückzukaufen. Er verschwendete sogar viele Gedanken auf sein Familienwappen und den Leitspruch seines „Kilmoriarty County“ in Nordirland. Macartney war ebenfalls „entschlossen, etwas in seinem Leben zu erreichen, um einen Titel zu erlangen.“²² Ehrgefühl war eine weitere aristokratische viktorianische Haltung. Aus diesem Grund wies General Gordon eine große Geldsumme zurück und bat statt dessen inständig um eine gelbe Jacke, die höchste Auszeichnung des kaiserlichen Hofes, nachdem er die Taiping-Rebellion niedergeschlagen hat.

Für das viktorianische Moralsystem war neben dem Glauben an Individualismus, Liberalismus und das Eigeninteresse das etablierte Christentum ein gesellschaftlicher Zement.²³ Ein Engländer der viktorianischen Zeit mußte ein frommer Christ sein. Tatsächlich finden sich auch in Robert Harts Tagebuch laufend Zeugnisse seiner Treue zu Gott, Kommentare zu Predigten, Selbstprüfungen anhand der Bibel.

Man erkennt auch an Harts Lebensstil in China den der britischen Oberschicht wieder: Überreichliche Dienerschaft, Reiten, Teeparty, Gartenkonzerte, sonntäglicher Kirchgang ... In China war es einem einfachen britischen Bürger möglich, den viktorianischen Lebensraum zu realisieren, denn „hier liegt eines Mannes Karriere in seiner eigenen Hand, ... und hier kann er sein Vermögen ohne jene kleinlichen Schranken der Klassen und Kasten, ohne eifersüchtige Rivalitäten machen, die im konventionsbesessenen und den Mammon anbetenden England verbreitet sind.“²⁴

Die Europäer versuchten in Asien also das zu erreichen, was die Landsleute ihrer Zeit als wertvoll und erfolgreich einschätzten, und die Werte

20 J. Morley, Richard Cobden, London 1903, Bd. II, S. 518.

21 Froude, England and Her Colonies, in: Short Studies 2, London 1878, S. 206.

22 D. C. Boulger, The Life of Sir Halliday Macartney, London/New York 1908, S. 232.

23 Vgl. F. Bétarita, La société anglaise: du milieu du XIXe siècle à nos jours, Paris 1990, S. 129.

24 C. Drage, Servant of the Dragon Throne (Anm. 6), S. 80.

ihrer Herkunftsgesellschaft darzustellen. In China ergriffen sie die Chance, dies zu erreichen, unabhängig von ihrer Klassenherkunft.

Die dritte Gesellschaft, welche die interkulturelle Erfahrung der Europäer prägte, war die traditionelle chinesische Gesellschaft der späten Qing-Dynastie in der Zeit 1840–1911.

Zweifellos wurde in der späten Qing-Dynastie die chinesische Gesellschaft, ebenso wie andere traditionelle asiatische Gesellschaften, vom modernen Westen herausgefordert. Es bleibt noch genauer zu untersuchen, ob und in welchem Maße die chinesische Gesellschaft insgesamt „modernisiert“ wurde. Auch wenn China von gefährlicher innerer Instabilität und breiter Korruption gezeichnet war, und auch wenn die Ordnung der chinesischen Gesellschaft durch das Eindringen des Westens gestört wurde, so gibt es noch keinen Grund für die Annahme, daß sich die traditionelle chinesische Verwaltung, Wirtschaft und Sozialstruktur grundlegend aufgelöst hätte. Chinesische kulturelle Identität und traditionelle Gesellschaftsordnung waren weiterhin so stark, daß „auf einer kulturellen Grundlage eine gesellschaftliche Kohärenz trotz politischen Niedergangs auf nationaler Ebene weiterbestand, ebenso wie ein relativ produktives und gut verwaltetes traditionelles Wirtschaftssystem“.²⁵ Auch wenn die westliche Kultur einen Gegensatz bildete, „so war dieser Gegensatz nur für eine kleine Handvoll chinesischer Intellektueller zu diesem frühen Zeitpunkt überhaupt sichtbar.“²⁶ Das Auftauchen von Vertragshäfen in China war weit davon entfernt, die Stadt oder die Strukturen alten chinesischen Stadtlebens grundlegend zu ändern; sie stellten nur ihren eigenen Charakter dar.²⁷ Diese Hafenstädte waren Laboratorien des westlichen Anspruchs, China nach dem modernen westlichen Modell umzubilden. Die Treffpunkte der Europäer in China „blieben marginal, deutlich ausländisch bestimmt und konnten von daher um so einfacher zurückgewiesen werden“.²⁸ Sie können nicht als Vorformen einer modernen chinesischen Gesellschaft angesehen werden. Das „moderne China“ der Zeit 1840–1911 war nur ein Ziel, das von einem Stamm Europäer und einer Handvoll chinesischer Intellektueller definiert und beibehalten wurde, jedoch keine Realität.

Juliet Breton, Sir Robert Harts Nichte, übertrieb wohl, wenn sie sagte, „durch das Stadttor (Pekings) zu schreiten, war gleichbedeutend mit einer Rückkehr ins Mittelalter.“²⁹ Aber dieser Eindruck zeigt doch, wie groß für einen Europäer der Unterschied zwischen der chinesischen Gesellschaft der späten Qing-Dynastie und der modernen europäischen Gesellschaft erschien. Ein Europäer, der im 19. Jahrhundert mehr als die Hälfte seines

25 Ebenda, S. 8.

26 P. A. Cohn, *Discovering History of China* (Anm. 5), S. 73.

27 R. Murphey, *The Outsiders* (Anm. 14), S. 20.

28 Ebenda, S. 10.

29 J. Breton, Sir Robert Hart, London 1909. S. 108.

Lebens in China lebte, wurde mit einer fremden Gesellschaft konfrontiert, deren Strukturen unerwartet stabil und komplex waren, und er mußte auf die traditionelle chinesische Gesellschaftsordnung und das Moralsystem reagieren, ob er nun für die chinesische Kultur Sympathie empfand oder nicht.

Wenn ein normaler Ausländer in China die chinesische Verwaltung, das Wirtschaftssystem, Sitten und Gebräuche aus der Entfernung lediglich beobachten und möglicherweise als Exotismus genießen konnte, und zwar sowohl in räumlicher wie in zeitlicher Perspektive – denn China stellte für sie nicht nur eine fremde Kultur, sondern auch eine weit zurückliegende Periode dar –, so mußten die europäischen Angestellten des chinesischen Reichs mit dessen traditioneller Wirtschaftsstruktur umgehen, sich im feingesponnenen Beziehungsnetz der Hierarchie bewegen, das chinesische Wertesystem und auch die Riten und Statusunterschiede berücksichtigen, um ihrer Rolle als Vermittler zwischen ihren chinesischen Dienstherrn und den Westmächten gerecht werden zu können.

Hart beispielsweise war völlig mit dem Unterschied zwischen den chinesischen und europäischen Steuersystemen vertraut; das chinesische wurde von Beamten vor Ort kontrolliert, und deswegen hing sein Funktionieren weniger vom Gesetz, als vielmehr von den persönlichen Qualitäten der damit betrauten Beamten ab. Ihm war klar, daß es schwierig wäre, ohne Einwilligung des zuständigen lokalen Beamten eine finanzielle Unterstützung für staatliche Baumaßnahmen zu erhalten: „Wir erkennen von Beginn an die Doktrin der ‘Ersünde’ an; dementsprechend üben wir Herrschaft und Zwang aus; der Chinese geht davon aus, daß der Mensch von Natur aus gut ist, und appelliert an die menschliche Unterscheidung von Gut und Böse.“³⁰ Hart mußte also das traditionelle Steuersystem in Rechnung stellen, und durfte nicht eine Regionalregierung übergehen, wenn er ein Modernisierungsprojekt auf den Weg bringen wollte.

Die westlichen Berater begriffen schnell, daß in China die persönliche Beziehung weit wichtiger war als das Gesetz. Dementsprechend bemühten sie sich um enge Beziehungen zu einem chinesischen Beamten von Gewicht, der ohne Schwierigkeiten Zugang zum Hofe hatte, und Hart gewann das Vertrauen des Prinzen Gong (Yixin, 1832–1898), Minister des Zongli Yamen (Büro für die allgemeine Verwaltung der Beziehungen zu den auswärtigen Nationen), Macartney und der Deutsche Gustav von Detring (1842–1913) waren die Vertrauten des Vizekönigs Li Hongzhang (1832–1903), während Prosper Giquel von Vizekönig Zuo Zongtang (1812–1885) protegiert wurde. Macartney vollzog sogar einen vollständigen Kowtow

30 R. J. Smith/J. K. Fairbank/ K. F. Bruner (Hrsg.), Robert Hart and China's Early Modernization: His Journals, 1863–1866, Cambridge 1991, S. 245.

vor hohen chinesischen Beamten, ein Ritual, das die Ausländer am meisten beeindruckte.³¹

Paradoxerweise hatten die europäischen Berater, die eine einzigartige Rolle in der Modernisierung Chinas spielten, eine enge Bindung an die Qing-Dynastie, welche tief in den chinesischen Traditionen verwurzelt war. Diese Anbindung war zunächst ihrer guten Kenntnis der chinesischen Geschichte sowie ihrer rationalen, aber pessimistischen Ansichten über diese Dynastie geschuldet. Harts Arbeit bestand der Sache nach in einer Unterstützung der Qing: „Wir haben dazu beigetragen, China ruhig und die Dynastie auf den Beinen zu halten, und ich hoffe, daß dies bereits eine ganze Menge ist.“³² Realistisch und im Bewußtsein der Bedeutung von Umwegen und stufenweisem Vorgehen in China, hatte er keinerlei Illusion über eine radikale Reform. Er war ausgesprochen skeptisch gegenüber der Teilnahme zweier Missionare, Timothy Richard (1845–1919) und Gilbert Reid (1857–1927), an der Reform von 1889, weil er glaubte, daß „ihre Idee einer Reform Chinas, mit einer Umwandlung seiner Institutionen, unter Beibehaltung der Regierung einfach zu köstlich ist“.³³ Macartneys Meinung ging dahin, daß die Qing-Dynastie, wie „andere Rechtsordnungen“, den Schock überleben werde, wenn auch schwer angeschlagen, denn „in chinesischen Dynastien wie im chinesischen Steingut wird mit fast unglaublicher Kraft Flickwerk betrieben. Eine zerbrochene Vase, die in tausend Stücke zersprungen ist, kann trotzdem wieder so zusammengesetzt und geflickt werden, um ihr Alter zu demonstrieren, auch wenn sie nie mehr wasserdicht sein sollte“.³⁴ Möglicherweise sah er sich verantwortlich für den Erhalt dieser „gebrochenen Vase“ und brütete deshalb den Plan einer Gefangennahme Sun Yat-Sens aus, der die Qing-Dynastie zu Fall bringen wollte, woraufhin dieser in der chinesischen Gesandtschaft in London gefangengehalten wurde. Wenn die westlichen Berater die Qing-Dynastie nachdrücklich zusammenhielten, so geschah dies aus einem gemeinsamen Interesse. Diesem alten China verdankten sie alles, was sie besaßen: Macht, Reichtum und Ehre. Hart war sich andauernd dessen bewußt, daß eines Tages China stark genug sein werde und die westlichen Berater dadurch ihre spezifische Rolle verlören.

Die spezifische europäische Gemeinschaft in den Vertragshäfen, eine europäische Gesellschaft und die traditionelle chinesische Gesellschaft in der späten Qing-Dynastie bilden zusammen den sozialen Hintergrund der Europäer in China. Die europäischen Angestellten im chinesischen Dienst lebten in derselben Vorstellungswelt und teilten mehr oder weniger dieselbe Mentalität wie ihre Landsleute in China. Was sie allerdings von diesen

31 D. C. Boulger, *The Life of Sir Halliday Macartney* (Anm. 22).

32 *The I. G. in Peking*, Brief 915, 8. Jan. 1894, S. 957.

33 Ebenda, 8. Dezember 1895.

34 D. C. Boulger, *The Life of Sir Halliday Macartney* (Anm. 22), S. 258.

unterschied, ist ihre Einbindung und ihr Engagement in die Modernisierung Chinas, was sie wiederum zwang, sich mit der traditionellen chinesischen Gesellschaft zu arrangieren. Demgegenüber blieb die chinesische Gesellschaft den meisten anderen Europäern vor Ort fremd.

II.

Die interkulturelle Erfahrung eines Europäers fällt, abhängig von seiner Berufswahl, unterschiedlich aus. Europäer in China sind in dieser Hinsicht zunächst grob in drei Gruppen zu unterteilen. Zugleich bestimmte ihre berufliche Option zumindest teilweise auch ihre kulturelle Identität.

Die erste Gruppe umfaßt hauptsächlich Regierungsbeamte in China wie Diplomaten oder Personen, die politisch von einer westlichen Regierung abhängig waren, wie beispielsweise europäische Korrespondenten in China.

Selbstverständlich war es die Pflicht eines europäischen Diplomaten, die Interessen seiner Regierung zu vertreten und ihre Politik zu verteidigen. Im diplomatischen Dienst dürfte er keinerlei Zweideutigkeit in jeder Art von Beziehung zwischen seiner Regierung und China zeigen. Sein politisches Bewußtsein stellte die kulturelle Identität nie in Frage. Nie würde er von seinem Herkunftsland zurückgewiesen werden, und es spielte kaum eine Rolle, ob er von chinesischer Seite aus Wertschätzung genoß. Er konnte das Vertrauen der chinesischen Regierung gewinnen, und als ein Freund verstanden werden, wie es bei dem charismatischen Anson Burlingame (1820–1870) der Fall war, in den Worten von Prinz Gong „ein Mann der Ehre und des Friedens“.³⁵ Trotzdem blieb er der Vertreter seines Landes. Er konnte wie Sir Thomas Wade (1818–1895) von der chinesischen Kultur begeistert sein und ein brillanter Sinologe werden,³⁶ aber er mußte darauf achten, die Faszination der chinesischen Kultur von den politischen Verantwortungen zu trennen. Wie James Cooly bemerkte, machte Wades Unterstützung für die Entwicklung einer doppelkulturellen Diplomatie „ihn besonders verwundbar gegenüber sinophilen Anwürfen“ und „ließ seine politische Position sie nicht in der gleichen Weise suspekt erscheinen wie die vieler anderer amerikanischer Experten in China hundert Jahre später unter dem Einfluß des McCarthyismus“. James Cooly fügt hinzu: „Wades Kritiker beschreiben ihn als einen Handlanger einiger Chinesen, dessen Interessen für chinesische Kultur ihn fast zu einem Verräter britischer Interessen“ machten.³⁷ Selbst nach mehreren Jahrzehnten des Aufenthalts in

35 F. W. Williams, *Anson Burlingame and the First Chinese Mission to Foreign Powers*, New York 1972, S. 112. Anson Burlingame, amerikanischer Minister in China von 1862–1866, wurde vom Mandchu-Hof mit der ersten diplomatischen Mission Chinas nach Europa und in die Vereinigten Staaten 1868 betraut.

36 Sir Thomas Wade war britischer Minister in China von 1871–1882 und verwirklichte die „bikulturelle Diplomatie“.

37 J. C. Cooly, *T. F. Wade in China* (Anm. 2), S. 51.

China mußte ein Diplomat mit all seinen Kenntnissen des Landes den Eindruck vermeiden, daß seine Loyalität gespalten sei.

Weiterhin gab es eine große Anzahl von Kundschaftern, die unabhängig von westlichen und chinesischen Regierungen arbeiteten. Sie waren nicht verpflichtet, die Politik ihrer Regierungen zu rechtfertigen: Missionare, Journalisten, Händler, Wissenschaftler, Ärzte, Ingenieure usw.

Im allgemeinen haben Missionare mit der chinesischen Gesellschaft einen engen Kontakt unterhalten, indem sie Krankenhäuser gründeten, Schulen den Kirchen anschlossen oder Zeitungen vertrieben, immer in der Hoffnung, die chinesische Mentalität in den Griff zu bekommen und auf Umwegen das Christentum akzeptabel erscheinen zu lassen. Viele von ihnen betrachteten schließlich China als ihre zweite Heimat. Ihr Rückhalt war die unerschütterliche Überzeugung der Überlegenheit des Christentums und die Verantwortung für den Übertritt der Chinesen zum Christentum. Dies gewährleistete ihr Gleichgewicht zwischen zwei Kulturen.

Für europäische Händler war „eine grundlegende Kenntnis der Kultur des Kunden meist nicht nötig“, wie ein Kulturpsychologe meint, „unterstützt aber den Verkaufserfolg des Händlers, indem er auf den Geschmack seines Kunden zu achten lernt“.³⁸ Die meisten europäischen Händler machten keine Anstrengungen, chinesisches Brauchtum und chinesische Logik zu verstehen. Kompradoren vermittelten zwischen ihnen und den chinesischen Kaufleuten. Während die chinesischen Kompradoren zu einer hybriden kulturellen Klasse wurden, verblieben die westlichen Kaufleute überwiegend in ihren monokulturellen Rahmen und kümmerten sich kaum um ihre Identitäten und Loyalitäten.

Es fällt nicht schwer, sich vorzustellen, daß die meisten westlichen Korrespondenten im China jener Zeit mehr die Haltung eines Richters als die eines Zeugen einnahmen. Ihre Informationen stützten sich weitestgehend auf die Kompradoren und auf die angestellten Übersetzer: „Während einiger Drinks an der Long-Bar in Shanghai oder Klatsch über die neue Rennbahn mischten sie Desinformation und Unterstellung, reichten dies als Brief, Tages-, Reise-, diplomatischen Bericht und als Journalismus bis in die entferntesten Winkel der Welt weiter, wo es als Tatsache ernst genommen wurde.“³⁹ Ein typischer Stellvertreter dieser Gruppe ist George Ernest Morrison (1862–1920), Korrespondent der *Times* in Shanghai. Er behauptete, chinesische Politik verstehen zu können, ohne sich damit aufhalten zu müssen, Chinesisch zu lernen. „Für *The Times* bestand der große Wert Morrisons nicht darin, China zu verstehen; sein Wert bestand vielmehr darin, daß er die Ziele der ausländischen Imperialisten in China verstand. China selbst spielte in den englischen Nachrichten keine Rolle. Sei-

38 B. McLeod, *The Mediating Person and cultural Identity*, in: S. Burhner (Hrsg.), *The Mediating Person: Bridge Between Cultures*, Cambridge 1981, S. 39.

39 S. Seagrave, *Dragon Lady* (Anm. 12), S. 95.

ne Eroberung durch ausländische Mächte hingegen war eine Nachricht.⁴⁰ Ihre sehr beschränkte Kenntnis Chinas und ihr geringer Kontakt mit Chinesen verwies sie auf den europäischen Kreis der Vertragshäfen zurück.

Es konnte vorkommen, daß einige Europäer, frei und ungebunden von Verantwortungen gegenüber einer Regierung, einen Identitätsverlust erlebten und kulturelle Außenseiter wurden, wenn sie sich von ihrer Herkunftsgesellschaft lösten, es ihnen gleichzeitig aber nicht gelang, Mitglieder der chinesischen Gesellschaft zu werden. Beispielsweise wurde Sir Edmund Trelawny Blackhouse (1873–1944) von seinen Zeitgenossen als ein ausgezeichnete irischer Wissenschaftler betrachtet, der den Mandchu-Hof wie seine Westentasche kannte. Tatsächlich war er ein perverser Schwindler, der sich darin gefiel und das westliche Publikum damit faszinierte, eine sexuelle Beziehung mit der Kaiserwitwe Ci Xi (1835–1908) zu fantasieren. Blackhouse verbrachte fast 45 Jahre in Peking, „die erste Hälfte meist mit seinen Studien und Fälschungen des Mandchu-Hofes beschäftigt, die zweite Hälfte mit Ermutigungen für andere Europäer, dasselbe zu tun“.⁴¹

In Peking lebte er abseits von allen Europäern und lehnte jede gesellschaftliche Einladung ab. Selbst wenn er bei seinen Ausgängen zufällig auf einen Europäer stieß, versteckte er sein Gesicht hinter einem Taschentuch. Er kleidete sich mit „einer langen weißen seidenern chinesischen Robe und ließ seinen Bart lang und voll wachsen, der schließlich auch weiß wurde, bis er einem angesehenen Weisen ähnelte“.⁴² Während seines Aufenthalts, zusammen mit der Familie seiner Schwester, in seiner Geburtsstadt Banffshire und in Edinburgh „erstaunte er die Einheimischen von Banffshire und die konventionell eingestellten Bürger von Edinburgh durch seine Spaziergänge in chinesischem Aufzug“ und erregte in seiner Verwandtschaft Aufsehen mit seiner Behauptung, seine kostbare Perlenkette habe er von Ci Xi erhalten.⁴³ In gesellschaftlichem Niemandsland wurde er eine exzentrische Randfigur in seinem Beruf und in seinem Verhalten.

Zur dritten Kategorie gehörten westliche Angestellte in einem chinesischen Dienst und europäische Berater chinesischer Beamter. Viele Namen dieser Gruppe sind in Chinas Geschichte bleibend eingegangen, denn sie haben deutliche Spuren sowohl in den Schriften chinesischer Beamter, als auch in der Transformation Chinas selbst hinterlassen. Wenn Chinesen in der späten Qing-Dynastie nicht oft westliche Diplomaten und Journalisten zu Gesicht bekamen, so stimmten doch die Intentionen der europäischen Mächte, ihren Einfluß auf die Führungsgruppe für die politische und wirt-

40 H. Trevor-Roper, *Hermit of Peking: The Hidden life of Sir Edmund Blackhouse*, 1977, S. 47f.

41 S. Scgrave, *Dragon Lady* (Anm. 12), S. 285.

42 Ebenda, S. 459.

43 H. Trevor-Roper, *Hermit of Peking* (Anm. 40), S. 147.

schaftliche Transformation Chinas geltend zu machen, mit der chinesischen Tradition überein, ausländische Berater und Angestellte in Dienst zu nehmen, auch wenn westliche Herrschsucht manchmal Schwierigkeiten in der Kooperation zwischen der chinesischen Beamtenschaft und einigen westlichen Angestellten bereitete: Die Rolle eines westlichen, von der chinesischen Regierung eingestellten Beraters war es, China in seinen diplomatischen Beziehungen und im Handel mit europäischen Ländern zu helfen, ohne die Interessen einer westlichen Regierung zu kompromittieren. Auf der einen Seite erlaubte es ihm seine berufliche Position nicht, ein typischer Europäer zu sein oder völlig zu einem Chinesen zu werden. Auf der anderen Seite erwarteten weder der chinesische Kaiserthron noch eine westliche Regierung von ihm, eine Randfigur zu werden, die „dazu verdammt wäre, zwischen zwei Kulturen hin und her zu pendeln, ohne die widersprüchlichen Aufgaben seiner beiden Bezugsgruppen gerecht zu werden“.⁴⁴ Um für China und die europäischen Mächte unverzichtbar zu bleiben, blieb ihm keine andere Wahl, als eine vermittelnde Rolle zu spielen. Hieraus leitet sich sein Interesse ab, eine doppelte kulturelle Identität aufrechtzuerhalten.

Hierfür stellt sicherlich Sir Robert Hart, Generalinspektor des chinesischen Zolldiensts von 1863–1906, ein Vorbild dar. Als Chef einer kosmopolitischen Behörde in China hatte er während fast eines halben Jahrhunderts eine zentrale Position inne. Im Interesse der Karriere eines westlichen Angestellten in China war der Kontakt mit ihm unersetzlich. Die Erinnerungen seines Lebens und seiner Karriere sind wie ein Ariadne-Faden zur Rekonstruktion einer ganzen Reihe westlicher Angestellter von Bedeutung in chinesischen Diensten. Er war die Schlüsselfigur aller möglichen Beziehungen: „Als mehrsprachiger Leiter eines multinationalen Dienstes war er ein kultureller Vermittler – Brite von Geburt, Chinese aus Wahl. In dieser Position hatte Hart laufend mit Verhandlungen aller Art zu tun: zwischen chinesischen und westlichen Angestellten in seiner eigenen Organisation, zwischen westlichen Händlern und chinesischen Beamten, zwischen chinesischen und westlichen Beamten, schließlich zwischen westlichen Beamten untereinander“.⁴⁵ Seine Handschrift ist in fast allen Verträgen wiederzuerkennen, die zwischen China und einer westlichen Macht seit den 1860er Jahren unterzeichnet worden sind. Die Niederlassung der ersten chinesischen Botschaft im Ausland verdankte Hart viel.⁴⁶ Der kaiserliche Hof verlangte laufend seine Vorschläge für die nächsten Modernisierungsschritte. Er erreichte, was er nie als Ire bescheidener Herkunft in seinem

44 Fumhad and Bochner, *Cultural Shock: Psychological Reactions to Unfamiliar Environments*, London/New York 1986, S. 31.

45 Robert Hart and China's Early Modernization (Anm. 30), S. 26.

46 Vgl. K. Biggerstaff, *The Establishment of Permanent Chinese Diplomatic Mission Abroad*, in: *Chinese Social Political Science Review*, XX. 1, April 1936.

Heimatland oder als einfacher britischer Bürger in China geschafft hätte. Vierundzwanzigmal von 13 Ländern ausgezeichnet, erreichte er einen Karrieregipfel als Vermittler.

Sir Samuel Halliday Macartney war ein anderer Ire, welcher das Vertrauen der chinesischen Regierung gewann. General Gordon gegenüber sagte er einmal, daß es seine Absicht sei, „in China und möglichst auch in Peking die Position und den Einfluß zu erreichen, den Verbist, Schaal und andere katholische Missionare unter der Herrschaft von Kanghi und Keen Long eingenommen hatten“.⁴⁷ Auch wenn er Hart nicht an Macht und Auszeichnung gleichkam, so verwirklichte er seine Ziele doch wenigstens zum Teil. Vom Vizekönig Lo Hungzhang wurde er dazu berufen, eine Waffenfabrik in Songjiang aufzubauen und später das Nanjing-Arsenal zu leiten. Zwischen 1876 und 1905 war er englischer Sekretär der chinesischen Botschaft in London, wo er den ersten chinesischen Diplomaten half, diplomatische Techniken und europäische Sitten kennenzulernen.

Prosper Giquel, der einmal dem Kaiser Napoleon III. schrieb, daß er sich bemühe, eine doppelte Rolle im Dienst Chinas und Frankreichs einzunehmen,⁴⁸ ergriff ebenfalls diese Chance. Während Li Hongzhang auf Macartneys technischen Rat hörte und Gustav Dettrings diplomatischen Rat schlugen folgte, hing Zuo Zongtang, Vizekönig und Rivale im Süden Chinas, von Paul d'Aguebelle ab, und er beauftragte insbesondere Prosper Giquel (1835–1886) damit, die Fuzhou-Werft zu bauen, ein Projekt der Selbststärkungsbewegung. Wie sein Biograph Leibo darlegt, verstand sich Giquel in erster Linie als Erzieher.⁴⁹ Unter seiner Leitung wurden 15 Dampfschiffe gebaut. Daneben gelang es ihm mit der Hilfe des Vizekönigs Shen Baozhen (1820–1879), die Schulen der Werft einzurichten und Ausbildungsreisen nach Europa zu organisieren. Natürlich wurde auch Giquel vom kaiserlichen Hof ausgezeichnet.

Alle westlichen Ausländer, welche die Anerkennung des chinesischen Hofes gewannen, teilten einige Charakteristika und interkulturelle Erfahrungen.

Zunächst verstanden sie es, die westliche Art der Prinzipienreiterei zu vermeiden, welche die chinesischen Beamten irritierte. Sie bemerkten, wenn sich die fortschrittlichen Beamten den Konservativen in der chinesischen Gesellschaft gegenüber in einer schwachen Position befanden. Ihnen stand auch vor Augen, was im chinesischen Gesetzwesen und Sozialverhalten für Europäer unterträglich war.

Zweitens waren diese Europäer in der Regel ruhige und ausgeglichene Personen, „welche nicht zu Wutausbrüchen oder zu ungeduldigen Worten

47 D. C. Boulger, *The Life of Sir Halliday Macartney* (Anm. 22), S. 140.

48 S. A. Leibo, *Transferring Technology* (Anm. 13), S. 28.

49 Ebenda, S. 107.

verleitet werden konnten“, wie Mrs. Archibald Little in bezug auf Hart und Macartney beobachtete. Sie ergänzte:

„Die Chinesen haben immer eine große Abneigung gegenüber Leuten, die ‚ch'i‘ zeigen, ein Begriff, der ...vielleicht besser mit ‚Aufregung‘ als mit ‚Wut‘ wiedergegeben werden kann. Dies scheint oft ein Grund der Weigerung der Dienerschaft zu sein, einer Herrin statt einem Herren zu dienen.“⁵⁰

Drittens implizierte aus einer politischen Perspektive ein europäischer Kosmopolitismus Neutralität in den Konflikten zwischen den Westmächten, eine Haltung, die von der chinesischen Verwaltung geschätzt wurde. Die kosmopolitische Existenz konnte nicht nur das gesellschaftliche Leben einer Person bereichern, sondern insbesondere auch die Karriereperspektiven verbreitern. Viele westlichen Angestellten hatten in ihrem gesellschaftlichen und politischen Leben die multikulturelle Haltung eingenommen. Kosmopolitismus war eines der Einstellungskriterien im Zolldienst. In Harts Bereich arbeiteten Engländer, Franzosen, Deutsche, Niederländer, Amerikaner, Russen, Japaner und Chinesen. Giquel wurde von Hart geschätzt, weil er „unternehmerisch, arbeitsam, klug und fähig“ war, insbesondere „den Wert des kosmopolitischen ‚Diskurses‘ in diesen Breiten verstand“.⁵¹ Detring arbeite „völlig auf der chinesischen Seite, nie übertrieben prodeutsch oder offensichtlich anti-englisch...“⁵²

Viertens war ihre Einstellung gegenüber Pflicht und Loyalität bezeichnend. Die Europäer in den Vertragshäfen fanden es fast immer unannehmbar, unter der Leitung eines Chinesen zu arbeiten. Typisch hierfür ist die Erklärung von Horatio Nelson Lay (1832–1898), Harts Vorgänger:

„Meine Stellung ist die eines Ausländers im chinesischen Dienst zur Ausführung bestimmter Arbeiten für sie, nicht unter ihnen. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß die Vorstellung, ein Gentleman arbeite unter der Leitung eines asiatischen Barbaren, widernatürlich ist.“⁵³

Paul Alexandre Neveue d’Aigebelle (1831–1875), ein Kollege Giquels, konnte es ebenfalls nicht hinnehmen, mit den Chinesen in einer untergeordneten Stellung zu arbeiten. Einer der Gründe für den Abschied William M. Langs, eines britischen Seeoffiziers, der Li Hongzhang im nördlichen Squadron als Vizeadmiral gedient hatte, war seine Unzufriedenheit darüber, daß er chinesischen Beamten untergeordnet war.⁵⁴ Aber selbst wenn China zu schwach war, dem westlichen militärischen und wirtschaftlichen Ansturm widerstehen zu können, so konnte es doch nicht die Arroganz

50 A. Little, Li Hong-Chang, London 1903, S. 109.

51 The I. G. in Peking, Brief 74, 23. Dez. 1873, S. 141.

52 Ebenda, Brief 358, 17. April 1882, S. 405.

53 S. F. Wright, Hart and the Chinese Customs, Belfast 1950, S. 240.

54 Foreign Office Records of the Great Britain, vgl. F. O. 17/1170, Lang an Sir Halliday Macartney, 20. Juli 1890.

seiner westlichen Angestellten dulden. Alle Personen, denen es nicht möglich war, unter der Leitung chinesischer Beamter zu arbeiten, scheiterten im Verlauf ihrer Karriere.

Westliche Berater, welche die Anerkennung der chinesischen Verwaltung erhalten hatten, zögerten anders als ihre Landsleute nicht, ein Pflichtbewußtsein gegenüber China zu zeigen, manchmal verbunden mit ausgesprochener Loyalität. Giquel zum Beispiel „sah sich selbst als ein Angestellter der Chinesen an, nicht weniger, nicht mehr. Er schätzte seine Rolle auf der Werft als begrenzt ein und betrachtete sich immer als gegenüber Shen Baozhen verantwortlich.“⁵⁵ Hart hatte seinen Untergebenen gegenüber wiederholt unterstrichen, daß

„die Zollinspektion ein chinesischer und kein ausländischer Dienst ist und daß es deswegen die Pflicht jedes seiner Mitglieder sei, sich gegenüber den Chinesen, dem Volk wie den Beamten gegenüber, in einer Weise zu verhalten, welche Beleidigung und Unannehmlichkeiten vermeidet ... Jeder müsse zunächst daran denken, daß er der bezahlte Angestellte der chinesischen Regierung zur Durchführung bestimmter Arbeiten ist und hierauf seine Hauptaufmerksamkeit richten müsse.“⁵⁶

Gordon erklärte in seinem Brief an Li Hongzhang, daß er auf die britische Staatsbürgerschaft verzichten würde, wenn ein Krieg zwischen China und Rußland ausbräche, um für China kämpfen zu können, ohne die britische Regierung zu kompromittieren.⁵⁷

Allerdings war ihre Loyalität nicht ungeteilt: Während sie versuchten, der Qing-Regierung gegenüber loyal zu sein, mußten sie doch auch Patriotismus zeigen. Als Hart gefragt wurde, wie er seine Position sehe, antwortete er: „Ich sitze rittlings auf der Mauer und kann es mir nicht erlauben, mich zu weit an einer Seite hinauszulehnen ... Aber letztendlich bin ich britisch.“ In einem Konflikt zwischen China und Großbritannien würde er also die britische Seite wählen.⁵⁸ Macartney, als „im Innersten ein Chinese“ genannt, bestand immerhin darauf, daß die erste chinesische Gesandtschaft in Europa ihre Reise dorthin auf einem britischen Dampfer unter britischer Flagge antrat und nicht mit einem französischen Dampfer, wie es ursprünglich vorgesehen war, obwohl die Reise nunmehr länger dauerte. Dieser Vorschlag wurde „eine zutiefst patriotische Idee“ genannt, „welche geschickt in das normale Programm eingeflochten wurde“. Sir Thomas Wade bestätigte: „Dr. Macartney ist Engländer geblieben.“⁵⁹

55 S. A. Leibo, *Transferring Technology* (Anm. 13), S. 90.

56 Ebenda, S. 107.

57 R. Smith, *Mercenaries and Mandarins* (Anm. 9), S. 173f.

58 Guo S., *chushi yingfa riji* (Tagebuch der Botschaft in England und in Frankreich), Hunan 1986, S. 15.

59 D. C. Boulger, *The Life of Sir Halliday Macartney* (Anm. 22), S. 265.

Fünftens beschäftigte es die Europäer in Diensten des Qing-Hofes besonders, ob sie für immer Ausländer in China bleiben oder dort nur für ihre Karriere arbeiten sollten. Die Entscheidung oder auch nur der Zweifel darüber beeinflusste sowohl ihr Heiratsverhalten wie auch die zweite Hälfte ihres Lebens. Ab einem bestimmten Punkt hatte die Ehe nichts mit Liebe zu tun, sondern war nur eine pragmatische Entscheidung:

„Wenn ich an die Ehe denke, so sehe ich mehr ihre Verpflichtungen und unangenehmen Seiten als ihre Freuden; früher dachte ich nur an ihren Genuß, jetzt beginne ich, ihre Nachteile zu sehen, die nicht von ihren Vorteilen ausgeglichen werden. Was bedeutet dies? Ich vermute, daß ich ein ‘Liebesfieber‘ durchgemacht habe ... und daß mich in der Zukunft etwas anderes als eine Frau hauptsächlich beschäftigen wird. Nun frage ich mich, was das nun sein wird: Werden Geld, Ehrgeiz mein Leben bestimmen? Gut möglich, daß es eine ungeheure Dummheit sein wird: nicht unmöglich, daß es ein wertvolles Streben ist. Zunächst registriere ich nur die Veränderung.“⁶⁰

Obwohl er alles seiner langen Karriere in China verdankte, war Hart tatsächlich nie bereit, sein gesamtes Leben in China zu verbringen. Einsamkeit und Heimweh bestimmten sein Leben, und er war immer auf dem Sprung, China zu verlassen: „Was meine Rückkehr aus China angeht“, so schrieb er Campbell, seinem Kommissionär in London, „so bin ich wirklich erschöpft; ich halte es nicht weiter aus ... Ich bin sehr einsam – allerdings zu beschäftigt, dies wirklich oder bewußt zu fühlen; aber trotzdem bleibt die Einsamkeit der Hintergrund meiner Existenz.“⁶¹ Er behielt eine starke Nostalgie für die Stimmung seiner Kindheit und Jugend in Nordirland. Wahrscheinlich war das ein Grund für seine Heirat mit einer irischen Frau aus seiner Heimatstadt, obwohl er über zehn Jahre lang ein Verhältnis mit einer chinesischen Frau, Ayao, hatte, die ihm drei Kinder gebar und an die er sich zärtlich erinnerte; obwohl ihn die chinesischen Mädchen seiner Nachbarschaft anzogen; obwohl ihm seine chinesischen Kollegen mehr als einmal vorschlugen, eine chinesische Dame zu heiraten. Mit Ausnahme einiger weniger glücklicher Tage mit seiner Familie in China verbrachte Hart den größten Teil seines Lebens alleine und kämpfte andauernd gegen die Einsamkeit.

Macartney allerdings war von Anfang an entschlossen, sich in China niederzulassen. Von dem Moment an, da er davon überzeugt war, nur in China seine ehrgeizigen Pläne erreichen zu können, hatte er ein vollständiges Lebensprogramm in diesem Land vor Augen. Offensichtlich stellten sich ihm die Dinge einfacher dar: „Er fühlte, daß die übliche Heirat einer Dame seiner eigenen Rasse und Religion seinen Weg erschwert und aller Wahrscheinlichkeit nach die Erfolgchancen seiner Karriere zerstört hätte,

60 Robert Hart and China's Early Modernization (Anm. 30), S. 161.

61 The I. G. in Peking: Brief 388, 26. Nov. 1882, S. 433.

die bereits unter den günstigsten Umständen sich als schwierig und gefährlich erweisen mußte.“ Deshalb heiratete er eine chinesische Frau nach chinesischem Hochzeitsritual. Dadurch „hatte er sein Zuhause und seine Zukunft weniger in China, als unter Chinesen eingerichtet“.⁶²

Für Hart waren Gefühl, Ehe und Karriere verschiedene Dinge, während Macartney die Heirat mit seiner Karriere verband. Zwar erreichte Macartney nie so viel Macht und Einfluß wie Hart, aber er litt auch nicht unter einer so tiefen Einsamkeit wie dieser.

Es liegt auf der Hand, daß die Position eines Europäers zwischen zwei Kulturen von seiner beruflichen Entscheidung abhing. Während alle anderen Europäer am Rande Chinas blieben, lebten die westlichen Angestellten im Zentrum der chinesischen Gesellschaft. Und wenn alle Ausländer, die während mehrerer Jahrzehnte zwangsläufig ihre Existenz und Persönlichkeit ändern mußten, so stellte sich ihnen doch nicht laufend die Frage von Pflicht und Loyalität. Doch die Europäer im chinesischen Dienst mußten sich fortdauernd in jedem Moment und in jeder Hinsicht fragen und Rechenschaft ablegen, ob sie eine gute Entscheidung bezüglich ihrer Karriere in China und mit Rücksicht auf ihr Heimatland getroffen hatten. Um einen richtigen Ausgleich zwischen zwei Ländern und zwei Kulturen herzustellen, war eine doppelte Identität die einzige Möglichkeit.

Es muß ergänzt werden, daß diese Unterscheidung nach Berufsgruppen relativ ist und letztlich auf der Selbsteinschätzung der Europäer in China beruht, denn zwei Charakteristika werden von den Europäern des 19. Jahrhunderts geteilt, welche nach Asien aufbrachen. Erstens waren sie weit mutiger als heutige Reisende. Sie brachen aus ihrem Heimatland auf, um ihr Glück zu wagen und dann zu sehen, was aus ihnen würde, nicht bereits im Selbstverständnis, eine bestimmte Funktion zu erfüllen. Furnham und Bochner erklären hierzu: „Im Zeitalter vor der Einführung der Düsenflugzeuge waren mehrere Jahre nötig, um beispielsweise von England nach Asien oder Australien zu reisen. Die Reisenden waren weit vielseitiger in ihren Interessen und Zielsetzungen. Viele waren Wissenschaftler, Forscher, Soldaten, Händler, Missionare und oft Siedler in einer Person.“⁶³ Normalerweise durchliefen Ausländer in China eine mehrfache Karriere. Ihre interkulturelle Erfahrung hing von ihrer beruflichen Option ab. Wade war nacheinander Leutnant, Diplomat, Sinologe; Macartney war Arzt, Chirurg, Werfleiter, bevor er Sekretär der chinesischen Botschaft in London wurde; Robert Hart begann seine Karriere in China als Sekretär für China im britischen Konsulat Hongkong. Wäre er in diplomatischem Dienst geblieben, hätte er nicht eine Person dieser Bedeutung für die chinesische Regierung werden können. Hätte er später den Posten eines britischen Ministers in China angenommen, hätte er seine hohe Position in der

62 D. C. Boulger, *The Life of Sir Halliday Macartney* (Anm. 22), S. 140f.

63 Furnham and Bochner, *Cultural Shock* (Anm. 44), S. 9.

chinesischen Verwaltung verloren, die er in mehreren Jahrzehnten harter Arbeit erreicht hatte, und er wäre nicht mehr von den chinesischen Beamten „unser Hart“ genannt worden.

Zweitens waren viele von ihnen von einem missionarischen Geist be-seelt, wenn sie nicht bereits beruflich Missionare waren. Die Verbreitung des Christentums war ihr gemeinsamer Vorsatz, quer durch alle Berufe. In jeder der oben angeführten Gruppen findet man den typischen Geist der Bekehrung wieder. Richard Timothy hat sich nie von der Kirche abgewandt, obwohl er von der chinesischen Regierung angestellt war. Gordon war eine Art „Militärmissionar“, im Glauben, „daß der christliche Einfluß nach China durch die Einführung des westlichen ‚Fortschritts‘ gebracht werden könnte“. ⁶⁴ Hart unterhielt durchgehend Beziehungen zu den Missionaren und vergegenwärtigte sich laufend christliche Werte und Botschaft.

Nur in Kenntnis des kulturellen Umfeldes der Vertragshäfen, der ursprünglichen europäischen Gesellschaft und der Charakteristika der traditionellen chinesischen Gesellschaft ist die Metamorphose der kulturellen Identität der Europäer, welche im China der Kaiserzeit lebten, zugänglich und verständlich. Aus der Kenntnis der europäischen Gesellschaft in den Vertragshäfen heraus läßt sich der westliche Lebensstil in China, die europäische Solidarität und die Vorstellungswelt europäischer Überlegenheit rekonstruieren. Doch um die Genese ihrer Karriereziele und Ideale zu erklären, die sie in China verwirklichen sollten, muß man auf die Werte ihrer europäischen Herkunftsgesellschaft zurückgreifen, auch wenn sie die Hälfte ihres Lebens in China verbracht haben. Wenn jemand eine einflußreiche Person im Modernisierungsprozeß Chinas werden wollte, mußte er einen Kompromiß zwischen westlichen und chinesischen Werten und Systemen suchen, um seine Vorhaben und sich selbst von der chinesischen Verwaltung annehmbar erscheinen lassen. Während er China veränderte, wurde seine Persönlichkeit von der chinesischen Kultur geprägt.

Jenseits der persönlichen Interessen und beruflichen Kompetenzen erlaubt die Karriere eines Europäers im China der späten Qing-Dynastie Einblicke, wie stark er sich für die Transformation der chinesischen Gesellschaft engagierte, und in welchem Maße seine kulturelle Identität sich veränderte. Die erste der hier behandelten Gruppen, Vertreter der westlichen Regierungen, war ihrer jeweiligen Regierung gegenüber loyal, besaß wenig Spielraum zwischen zwei Kulturen, hatte allerdings auch mit weniger Identitätsproblemen zu kämpfen; die zweite Gruppe, unabhängig von jeglichem politischen Engagement und jeder Loyalität gegenüber einem Land, scheint zwischen zwei Kulturen mehr Spielraum zu haben, nimmt dafür aber eine Identitätskrise in Kauf; das Personal der dritten Gruppe, die westlichen Berater in chinesischen Diensten, benötigen für die Aufrechter-

64 R. Smith, *Mercenaries and Mandarins* (Anm. 9), S. 125.

haltung ihres doppelten politischen Engagements eine zweifache Loyalität und eine zweifache kulturelle Identität. Diese doppelte Identität war allerdings keine besondere Synthese zweier Wertesysteme. Erschöpfung bei der Aufrechterhaltung der doppelten Identität ist entweder gleichbedeutend mit dem Erleben einer Identitätskrise oder mit dem Rückzug auf die Position des Mitglieds einer einzigen Gesellschaft. In jedem Fall verlöre man seinen Einfluß auf beide Gesellschaften und schließlich auch die Rolle des Vermittlers. Im entgegengesetzten Fall deutet die Aufrechterhaltung einer doppelten Identität eine starke Hinwendung zu zwei Kulturen, welche nicht immer in harmonischer Beziehung leben, und deshalb wird diese Existenz oft auf eine starke Zerreißprobe gestellt. Die Aufrechterhaltung einer doppelten Identität erfordert also nicht nur die Kenntnis zweier Kulturen und Gesellschaftssysteme, sondern auch eine große mentale Spannkraft. Die am Qing-Hof anerkannten europäischen Berater gehören zu den wenigen, die eine doppelte kulturelle Identität erfolgreich aufrechterhalten konnten.

Jang-Soo Kim

Die Tätigkeit P. G. von Möllendorffs in Korea

I.

Möllendorff wurde am 17. Februar 1847 in Zehdenick in der Uckermark geboren. Von diesem kleinen Ort wurde sein Vater mehrfach versetzt, um sich schließlich in Görlitz niederzulassen. Gemeinsam mit seinem Bruder Otto Franz (1848–1903) besuchte er das örtliche Gymnasium. Sie entwickelten gemeinsame Interessen. Sie interessierten sich nicht nur für europäische, sondern auch für außereuropäische Sprachen, zum Beispiel für Hebräisch und die Sprachen des sino-asiatischen Kulturraumes. Im Frühjahr 1865 immatrikulierte sich Möllendorff an der Universität Halle an der Saale, wo er sich während zwei Jahren mit philologischen und juristischen Studien beschäftigte. Danach leistete er seinen Militärdienst ab. Doch blieb er nicht wie ein traditioneller Junkersproß im Bereich der Armee. Kurz vor dem Ende seines Militärdienstes erfuhr er in Berlin, daß Robert Hart, der Chef des chinesischen Seezollamtes, Bewerbungen für seinen Dienst in China suchte. Er bewarb sich und erhielt bald eine Anstellung zum Dienst im Fernen Osten. Am 1. September 1869 nahm er Abschied von seiner Familie und startete zu einer Fahrt in den Orient.

Zunächst arbeitete Möllendorff im Welthafen Shanghai, bald danach wurde er aber nach Hankou versetzt, das als Techandelsplatz bekannt war. Weitere Jahre verbrachte er in Jioujiang, das ebenfalls am Jangtsekiang gelegen ist.

Während seiner Tätigkeit als Zollbeamter widmete sich Möllendorff dem Studium der chinesischen Sprache. 1894 konnte Möllendorff aufgrund seiner inzwischen hervorragenden chinesischen Sprachkenntnisse eine Stelle im deutschen Konsulat in Tianjin antreten. 1876 ging er nach Shanghai zurück, wo er bis 1878 als regulärer Dolmetscher im deutschen Generalkonsulat arbeitete und ein Wörterbuch für das Mandchu publizierte.

Anfangs setzte Möllendorff große Hoffnung auf eine Karriere als Diplomat. Doch seine Hoffnung schwand allmählich im Zuge der für ihn wenig zufriedenstellenden Personalentscheidungen des Auswärtigen Amtes. Die Leitung eines Konsulates, die er gern übernommen hätte, wurde ihm nicht übertragen. Darüber hinaus konnte er den dauernden Konflikt mit seinem Vorgesetzten, dem Konsul in Peking, Max von Brandt, nicht ertragen.

Während seines Aufenthaltes in Tianjin (1874–1876) hatte Möllendorff Li Hongzhang und seine Gefolgsleute Dao Tai-zhou, Ma Jlanzhong und

Lao kennengelernt. Seit er als Übersetzer im deutschen Generalkonsulat in Shanghai arbeitete, hatte er den Gedanken, mit Hilfe dieser chinesischen Beamten wieder eine Stelle im Seezollamt zu erhalten. Einige Zeit später setzte er seine Absichten in die Tat um und verzichtete auf seine Stellung im deutschen Generalkonsulat in Shanghai.

Li Hongzhang, der von der koreanischen Bitte um die Entsendung ausländischer Berater gehört und mit Möllendorff Freundschaft geschlossen hatte, sah in ihm den geeigneten außenpolitischen Berater und Helfer für die Gründung eines Seezollamtes in Korea. Als Möllendorff davon hörte, reagierte er sofort positiv.

Einige Tage später hörte auch Brandt vom Abschied Möllendorffs vom deutschen Generalkonsulat in Shanghai und vom Antritt einer Stelle im chinesischen Seezollamt in Tianjin. Sofort schrieb er einen Brief an das Zongli Yamen, um es über die juristische Position Möllendorffs aufzuklären.

Das Zongli Yamen erkundigte sich daraufhin beim Seezollamt in Tianjin über die Anstellung Möllendorffs. In seinem Antwortschreiben bekräftigte Zhou seine Absicht, Möllendorff als Übersetzer und Berater arbeiten zu lassen und betonte besonders die Zustimmung von Li Hongzhang und seines Stellvertreters Zhang Shusheng. Zum Ende seines Briefes schilderte Zhou Charakter und Fähigkeiten Möllendorffs.

Doch Zhou mußte wegen des Protestes von Brandt die Anstellung von Möllendorff auf spätere Zeit verschieben. Als Li Hongzhang davon hörte, entschloß er sich seinerzeit endgültig dazu, Möllendorff als Berater nach Korea zu schicken, da seiner Meinung nach Brandt auch diese Maßnahme dulden müsse.

Dem Tagebuch der Frau Möllendorffs zufolge empfahl Ma Jianzhong Li, Möllendorff als Berater nach Korea zu schicken. Ma hatte sich in den Monaten zuvor als Berater für die koreanische Regierung an den Verhandlungen der englischen bzw. deutschen Delegation über den Handels- und Freundschaftsvertrag beteiligt. Er wußte daher, daß man in Korea dringend einen erfahrenen ausländischen Berater brauchte. Außerdem schlug Gustav Detring, ein hochrangiger Beamter im Seeamt in Tianjin, Li ebenfalls vor, Möllendorff nach Korea zu entsenden.

Während seiner Arbeit im deutschen Konsulat in Tianjing hatte Möllendorff Detring kennengelernt. Bei ihren Unterhaltungen sprach er öfters von seiner hoffnungslosen Lage im deutschen Konsulat in China und von seinem Versuch, bald eine Stelle im Seeamt in Tianjin zu finden.

Warum wollte Li Hongzhang nun gerade Möllendorff als Berater nach Korea schicken? Er hatte inzwischen Charakter und Fähigkeiten Möllendorffs schätzen gelernt. Ferner wollte er die Bemühungen der Japaner um die Entsendung ihrer Landsleute als Helfer für die Gründung des Seezollamtes in Korea durchkreuzen. Li konnte die Auswirkungen dieses Plans

absehen und vertrat daher die Auffassung, weitere Vorteile der Japaner in Korea nicht mehr zuzulassen. Seiner Ansicht nach konnte Möllendorff das weitere Anwachsen dieses Einflusses in Korea verhindern. Li brachte dann auch während der Unterredung mit dem koreanischen Politiker Kim Yun-sik, der sich zu dieser Zeit in Tianjin aufhielt, den Hauptzweck der Entsendung Möllendorffs nach Korea zum Ausdruck.

Am 1. Oktober 1882 erhielt Möllendorff durch das Auswärtige Amt seine Entlassungsurkunde vom deutschen Konsulat in China. Vor deren Aushängung hatte er durch Vermittlung chinesischer Beamter erste Kontakte mit koreanischen Beamten aufgenommen, die sich zu dieser Zeit in Tianjin aufhielten. Inzwischen hatte Li Hongzhang seinen Empfehlungsbrief nach Peking geschickt, in dem er nochmals Charakter und Fähigkeiten Möllendorffs hervorgehoben hatte.

Die Pekingener Regierung stimmte sofort Lis Vorschlag zu, da sie inzwischen davon informiert war, daß Möllendorff seine Entlassungsurkunde erhalten hatte, und wußte, wie dringend die koreanische Regierung einen ausländischen Ratgeber benötigte. Am 18. November 1882 wurde ein von Li entworfener Anstellungsvertrag zwischen Möllendorff und dem koreanischen Delegationsführer Cho Young-ha in Tianjin abgeschlossen. Darin wurde zum einen festgelegt, daß Möllendorff sich als Berater für außenpolitische Angelegenheiten zur Verfügung stellen sollte, und zum anderen, daß das neue Seezollamt nach dem Entwurf Möllendorffs gegründet werden sollte. Bei dessen Verwaltung sollte Möllendorff das Recht besitzen, der koreanischen Regierung die Anstellung der Verwaltungspersonen zu empfehlen, wobei aber möglichst viele Koreaner zu berücksichtigen seien, welche nach einer bestimmten Zeit praktischer Erfahrungen die entscheidenden Aufgaben selbst übernehmen sollten. Das Recht der endgültigen Entscheidungen über Personalangelegenheiten sollte Seoul vorbehalten bleiben. Außerdem wurden das Gehalt und die Entlassungsfrist Möllendorffs festgelegt.

II.

Am 12. Dezember 1882 trafen Möllendorff und Cho Young-ha in Seoul ein. Die erste Aufgabe Möllendorffs in Korea war die Reform des Verwaltungssystems der Regierung. Mit Hilfe Chos richtete er am 26. Dezember 1882 bzw. am 12. Januar 1883 das Außenministerium und das Innenministerium ein. Das Außenministerium übernahm auch die Handelsangelegenheiten. Für alles andere war das Innenministerium verantwortlich. Anschließend wurde Möllendorff von König Ko-jong zum stellvertretenden Außenminister ernannt.

Am 23. Januar 1883 begab sich eine Delegation unter der Leitung Möllendorffs nach Shanghai, um eine Anleihe für die Gründung des Seezollamtes Koreas aufzunehmen. Außerdem sollte Möllendorff insbesondere

einige Leute für die Verwaltung des Seezollamtes aussuchen. Nach den recht schwierigen Verhandlungen mit den Chinesen konnte Möllendorff das gewünschte Geld ausleihen und 30 Ausländer verpflichten. Nach seiner Rückkehr nach Seoul wurde das Seeamt ins Leben gerufen, und im Frühjahr 1883 wurde er zu dessen Inspektor ernannt. Da das Geld für die Gründung des Seezollamtes von den Chinesen vorgestreckt worden war, mußte die koreanische Regierung laufend chinesische Einmischung in dessen Verwaltung hinnehmen.

Nach der chinesischen Niederwerfung des Staatsstreichs in Korea von 1884, der von Anhängern der Aufklärungspartei unternommen worden war, um mit japanischer Hilfe den Clan der Königin auszuschalten, machte sich der Konflikt zwischen Peking und Tokio um die Erhaltung der Hegemonie über Korea bemerkbar. Man erwartete sogar einen Krieg zwischen den beiden Staaten. Der König und seine Regierung bangten währenddessen um die Zukunft ihres Landes und bemühten sich vor allem um dessen Sicherheit. Nach längerer Überlegung zogen sie in dieser Lage eine prekäre Schlußfolgerung. Sie meinten nämlich, daß die Intervention einer westlichen Macht den Konflikt zwischen Peking und Tokio um die Hegemonie in Korea entschärfen und die Gefahr für das Land beenden könne. Ihrer Auffassung nach könnte Rußland diese Rolle übernehmen, und man glaubte fest daran, daß Rußland dem koreanischen Wunsch nachkommen würde, falls man eine gleichwertige Gegenleistung erbringen könnte. Tatsächlich hatte Rußland seit langem ein Interesse an der Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit Korea bekundet. Auch Möllendorff befürwortete diese Absichten. In seinen Augen war Rußland in dieser Zeit das einzige Land, das imstande wäre, Korea aus seiner schwierigen Lage herauszuhelfen. Nach seiner Ankunft in Korea hatte Möllendorff den Eindruck gewonnen, daß die Unabhängigkeit des Landes durch die ständigen Interventionen Chinas und Japans stark gefährdet war.

Den ersten Versuch zur Annäherung an Rußland unternahm ohne Beteiligung Möllendorffs der König selbst. Dieser diskutierte mit einigen antichinesischen Regierungsmitgliedern die Geheimverhandlungen mit Rußland, welche die Intervention Sankt Petersburgs in die koreanischen Angelegenheiten beinhalteten. Im Januar 1884 schickte der König einen Brief an den Zaren, worin eine enge Zusammenarbeit zwischen beiden Regierungen angeregt und eine Bitte um das Eingreifen Rußlands in Korea zum Ausdruck gebracht wurden. Die vom König ernannte Delegation unter Kim Young-Won übermittelte im Februar 1884 den russischen Behörden in Wladiwostok den Brief des Königs. Im Mai erhielt sie eine Antwort des Zaren. Darin wurde betont, daß Rußland bereit sei, auf die koreanischen Wünsche einzugehen. Der Inhalt des Antwortbriefs war eigentlich geheim, wurde einige Tage später aber doch veröffentlicht. Außenminister Kim Yun-sik informierte sich darüber und berichtete danach dem chinesischen

Seezolldirektor in Korea, Chin Su-shang, sowie dem japanischen stellvertretenden Konsul davon. Wahrscheinlich geschah dies, weil er darüber verstimmt war, daß der König mit ihm über die Einmischung der russischen Macht in Korea nicht gesprochen hatte. Zu dieser Zeit hielt der König Kim für einen der prochinesischen Politiker.

Währenddessen bemühte sich Möllendorff um die russische Einflußnahme in Korea und sprach mehrmals mit dem König über dieses Thema. Schließlich erhielt er den Befehl, ein Telegramm an das russische Konsulat in Tokio mit der Bitte an die russische Regierung zu schicken, deren Einfluß in Korea zur Geltung zu bringen. Als der russische Konsul in Japan, A. Davidov, dieses Telegramm erhielt, schickte er seinem Sekretär Alexis de Speyer nach Korea, damit dieser sich über den Vorgang umfassend informierte.

Am 12. November 1884 traf Speyer in In-Chun ein. Am 17. erhielt er eine Audienz beim König, und am 22. November kehrte er nach Japan zurück. Es ist bemerkenswert, daß Speyer den König sehen und mit ihm über die russische Einflußnahme in koreanischen Angelegenheiten sprechen durfte, obwohl Korea bis zu diesem Zeitpunkt keine diplomatischen Beziehungen zu Rußland unterhielt. Während seines Aufenthaltes in Seoul sprach Speyer über das russische Vorgehen auch mit Möllendorff und einem hochrangigen Beamten im Außenministerium, Cho Liong-ho. Es ist aber nicht klar, ob Speyer mit Cho über die königlichen Absichten sprach.

Wegen des neuen Abkommens zwischen Korea und Japan mußte die koreanische Regierung Ende März 1885 eine Verhandlungsdelegation nach Japan schicken, um den in der Konvention zugesagten Entschuldigungsbrief zu überbringen. Als Delegationsmitglieder entsandte man als Chef Su Sang-u sowie dessen Stellvertreter Möllendorff, der sich in Tokio 14 Tage lang aufhielt. Während dieser Zeit besuchte er Davidov und Speyer und schlug ihnen eine enge Zusammenarbeit zwischen Korea und Rußland vor. Das Unternehmen Möllendorffs wurde ganz im geheimen vorbereitet. Bei den Verhandlungen mit Davidov bekräftigte Möllendorff vor allem die Notwendigkeit des Einsatzes von Militärberatern und informierte Davidov und Speyer über das Abkommen von Tianjin zwischen China und Japan vom Jahre 1884. Nach seinem Bericht sollten die derzeit in Korea stationierten chinesischen und japanischen Soldaten innerhalb von vier Monaten aus Korea abziehen. Danach wollte die Seouler Regierung ihre eigene Armee neu organisieren. Für diese Aufgabe benötigte sie Hilfe ausländischer Militärberater. Die Verhandlungen zwischen Möllendorff und Davidov führten schließlich zu einem vorläufigen Abschluß. Rußland sollte in absehbarer Zeit einige Militärberater nach Korea schicken und dafür eine Gegenleistung in Korea erhalten, zum Beispiel das Recht, zu jeder Zeit Port Lazareff in der Provinz Ham Kyung pachten zu können.

Am 5. April 1885 kehrte Möllendorff nach Seoul zurück und berichtete über seine bisherigen Verhandlungen mit den russischen Diplomaten in Tokio ausschließlich dem König, der ihm seine Zustimmung für das vorläufige Abkommen mit Davidov erteilte.

Als der englischen Regierung die Geheimverhandlungen zwischen Korea und Rußland bekannt wurden, entschloß sie sich am 14. April 1885 zu einer Gegenaktion. Die Asienflotte unter Willam M. Dowell griff am 23. April auf Befehl Londons die Gyonun-Insel (Hamilton-Insel) an. Dies geschah in der Absicht, die russischen Pläne, in Korea einen eisfreien Hafen zu pachten, zu durchkreuzen. Falls die Regierung des Zaren ihre Absichten in Korea nicht aufgab, sollten die englischen Schiffe dauernd auf der Gyomun-Insel bleiben. Seoul erhob dagegen heftigen Protest. Aus koreanischer Sicht war die rechtswidrige „Pacht“ ein Moment der Kritik guter Beziehungen zwischen England und Korea. Am 16. Mai 1885 begab sich Möllendorff mit Yom Se-yong und dem von Li Hongzhang entsandten chinesischen Kommandanten Ding Ruchang nach Nagasaki, wo sich zu dieser Zeit Dowell aufhielt. Bei einem Gespräch mit der koreanischen Delegation bekräftigte Dowell die Absichten seiner Regierung. Solange die russische Regierung ihre Pläne in Korea nicht aufgeben würde, sollte die englische Flotte ebenfalls bei der Gyomun-Insel bleiben, weil die russischen Absichten in Korea den englischen Interessen in Asien zuwiderliegen.

Wie reagierte nun Rußland auf das englische Vorgehen? Zu dieser Zeit war England wegen des afghanischen Konflikts mit Rußland in Europa fast isoliert. Deswegen konnte die russische Regierung die Militärfaktion Englands gelassen hinnehmen. Während seines Aufenthaltes in Nagasaki berichtete Möllendorff Davidov in einem Telegramm über die königliche Zustimmung zum vorläufigen Abschluß in Tokio. Inzwischen hatte Davidov auch die Zustimmung seiner Regierung erhalten, da die koreanische Gegenleistung der russischen Außenpolitik entsprach. Als Möllendorff wieder nach Seoul zurückkehrte, wurde der vom König selbst redigierte Plan bekannt, was viele Schwierigkeiten mit sich brachte.

Am 10. Juni 1885 traf Speyer wieder in Seoul ein. Nach seiner Ankunft suchte er sofort Möllendorff auf und vereinbarte mit ihm ein Abkommen über die Berufung der russischen Militärberater. Ferner wurde in einem langen Bericht an den König darüber Rechenschaft abgelegt. Danach wurde die Vereinbarung zwischen Möllendorff und Davidov bekanntgegeben. Binnen weniger Wochen wurden also zwei vom König initiierte Schritte öffentliche publiziert.

Nach Abschluß der Verhandlungen mit Möllendorff besuchte Speyer am 20. Juni 1885 Außenminister Kim Yun-sik und forderte ihn zur sofortigen Ratifikation des mit Möllendorff abgeschlossenen Abkommens auf. Am gleichen Tag rief Kim Möllendorff zu sich und besprach mit ihm das Vor-

gehen in den Geheimverhandlungen in Tokio. Möllendorff mußte dabei die äußerst negative Haltung Kims diesen Verhandlungen gegenüber wahrnehmen, doch wollte er weiterhin bei seiner Position bleiben.

Nach der Unterredung mit Möllendorff sprach Kim mit der chinesischen bzw. der japanischen Delegation in Seoul sowie mit dem Ministerpräsidenten Sin Sun-tak und dessen Stellvertreter King Hong-jip über das zwischen Möllendorff und Speyer abgeschlossene Abkommen. Anschließend lehnte Kim die Forderung Speyers ab und nannte hierfür die folgenden Gründe:

1. Möllendorff habe für die Verhandlungen mit den russischen Diplomaten in Japan von der koreanischen Regierung keine Vollmacht erhalten. Ferner habe Speyer keine Beglaubigungsschreiben bei sich. Die koreanische Regierung habe zudem durch das russische Konsulat in Japan keine Information über seine Verhandlungen mit Möllendorff über die Entsendung der russischen Militärberater nach Korea erhalten.

2. Wenige Monate zuvor habe Korea die amerikanische Regierung um die Entsendung von Militärberatern gebeten. Daher wolle Seoul die amerikanische Entscheidung abwarten.

Anhand dieser Argumentation kann man gut erkennen, daß die koreanische Regierung die möglichen Reaktionen Chinas und Japans auf ihre Verhandlungen mit Rußland berücksichtigte. Speyer vertrat anschließend die Position, daß der koreanische König selbst die Entsendung der russischen Militärberater nach Korea kritisch zur Sprache gebracht habe, und daß der Austausch der diplomatischen Dokumente zwischen den beiden Staaten wegen fehlender diplomatischer Beziehungen Koreas zu Rußland unmöglich gewesen sei. Speyer beharrte also auf der Gültigkeit des Abkommens mit Möllendorff. Obwohl die koreanische Regierung die Verhandlungen zwischen Möllendorff und den russischen Diplomaten in Japan wegen des Überschreitens der Kompetenz durch Möllendorff nicht anerkannt hatte, mußten sie einräumen, daß dieser seine Verhandlungen mit den russischen Diplomaten immerhin unter Zustimmung des Königs geführt hatte. Sie schlug daher Speyer einen Kompromiß vor, den ihrer Auffassung nach Peking und Tokio ebenfalls hinnehmen konnten: Die koreanische Regierung würde die Hälfte der Militärberater aus Rußland kommen lassen, und Rußland könnte zu jeder Zeit Berater für den Kohleabbau nach Korea schicken.

Speyer lehnte jedoch diesen Kompromiß nachdrücklich ab und drohte der koreanischen Regierung mit einer militärischen Intervention. Trotz dieser Drohung änderte sich die Position Koreas nicht, das Abkommen zwischen Möllendorff und Speyer nicht zu ratifizieren. Daher verließ Speyer am 7. Juli Korea und ging nach Japan.

Nach Bekanntwerden des Abkommens kritisierten China und Japan die koreanische Haltung scharf. In Peking bemängelte man besonders die

Rolle des Königs in dieser Angelegenheit. Zu dieser Zeit wußte der koreanische König auch, daß die China über die von ihm geleiteten Geheimverhandlungen mit Rußland äußerst verärgert war. Er veranlaßte daher seine Regierung nach der Abreise Speyers, sofort eine Sonderdelegation unter Nam Jong-chul nach Tianjin zu schicken, um die chinesische Verärgerung zu dämpfen. Bei den Unterredungen mit Li Hongzhang führte die koreanische Delegation die geheimen Verhandlungen zwischen Korea und Rußland auf Eigenmächtigkeiten Möllendorffs zurück und erklärte, dieser würde sofort aus dem Dienst entlassen und nach Tianjin zurückgeschickt. Li stimmte dem zu.

Am 27. Juli 1885 mußte Möllendorff auf seine Stellung als stellvertretender Außenminister in der koreanischen Regierung verzichten, und im Laufe desselben Jahres verlor er auch seine übrigen Ämter. Im Dezember 1885 begab sich Möllendorff nach Tianjin, wo er mit Li über seine bisherige Tätigkeit in Korea sprechen wollte. Bei den Unterredungen mit Möllendorff kritisierte Li ausdrücklich dessen Geheimverhandlungen mit russischen Diplomaten. Möllendorff wollte aber seinerseits Li von der Notwendigkeit seines Vorgehens überzeugen. Nach Abzug der chinesischen und japanischen Soldaten aus Korea hätte die koreanische Regierung ihre eigenen Streitkräfte reorganisieren wollen und dafür ausländische Militärberater benötigt.

Nach intensiven Bemühungen konnte Möllendorff einige Jahre später die Zustimmung des Zongli Yamen zur Wiedererlangung seiner Stellung in Korea erhalten. Als Möllendorff Anfang 1888 mit großen Hoffnungen in Seoul eintraf, mußte er jedoch erkennen, wie sehr sich die politische Atmosphäre in Korea inzwischen verändert hatte. Inzwischen nämlich hatten die russischen Diplomaten in Korea ihren Einfluß erweitert und verhinderten Möllendorffs Versuche zur Kontaktaufnahme mit dem König und den Regierungsmitgliedern. Unter diesen Umständen mußte Möllendorff seine Hoffnungen aufgeben, in Korea wieder einer politischen Tätigkeit nachgehen zu können.

III.

Es stellt sich die Frage, warum Möllendorff während seines Aufenthaltes in Korea das Risiko eingegangen war, seine antichinesische Haltung durch die Verhandlungen mit den russischen Diplomaten zum Ausdruck zu bringen. Li Hongzhang hatte Möllendorff als Berater für die außenpolitischen Angelegenheiten und zur Unterstützung der Gründung des Seezollamts nach Korea geschickt und von ihm von Anfang an eine uneingeschränkte prochinesische Haltung erwartet. Anfangs nahm Möllendorff diese auch ein, modifizierte sie aber mit der Zeit. Die Gründe dafür waren zum einen persönlicher Natur: Schon nach kurzem Aufenthalt in Korea wurde Möllendorff zum Vize-Außenminister ernannt. Danach war er wohl der Auf-

fassung, seine Pflicht für Korea erfüllen zu müssen. Im Laufe der Zeit wurde ihm die koreanische Abhängigkeit von den fortdauernden Interventionen Chinas bewußt. Nach seiner Ansicht waren diese maßlos und letztlich unannehmbar. Er wollte daher die unerträgliche koreanische Abhängigkeit mit russischer Hilfe durchbrechen. Am Ende seines Aufenthaltes in Korea setzte er seine Absicht in die Tat um.

Zum anderen kann er möglicherweise im Auftrag der Berliner Regierung gehandelt haben. Möllendorff hatte dann wahrscheinlich geheime Anweisungen aus dem Auswärtigen Amt erhalten. In Berlin bemühte man sich zu dieser Zeit darum, Rußland in die asiatischen Angelegenheiten hineinzuziehen, um die ständigen Gefahren für Deutschland durch Rußland in Europa zu vermindern. Als ein Beispiel hierfür kann der afghanische Grenzstreit zwischen England und Rußland 1885 herangezogen werden. Aus dem aggressiven Vorgehen Rußlands gegen Afghanistan entstand in den ersten Monaten des Jahres 1885 eine Spannung zwischen England und Rußland, die zu vielfachen Befürchtungen Anlaß gab. Rußland besaß aber zu dieser Zeit einen großen Vorteil gegenüber England, weil ein Geheimvertrag zwischen Wilhelm I., Franz I. und Alexander III. im Jahre 1881 zur Wahrung der Neutralität im Konflikt einer der Partner mit einer vierten Macht zustande gekommen war. Aufgrund dieses Vertrags stand Deutschland nicht auf englischer Seite. Diese prorussische Haltung wurde von den Engländern vielfach kritisiert. Die angesehen englische Tageszeitung *Times* rügte die deutsche Haltung im afghanischen Grenzstreit. Aber die Berliner Regierung unter Bismarck ließ diesen englischen Protest unbeachtet. Bismarck bemühte sich vielmehr darum, Rußlands Engagement in die verwickelten asiatischen Angelegenheiten zu unterstützen. Dies galt wohl auch für Korea.

Während Möllendorff als deutscher Diplomat in China arbeitete, stand er in einem gespannten Verhältnis zu seinem Vorgesetzten Brandt. Dieser verhinderte sogar nach dem formgerechten Ausscheiden Möllendorffs aus dem deutschen Konsulat in China dessen Absichten, im chinesischen Seezollamt in Tianjin zu arbeiten. Es ist daher kaum möglich, daß Möllendorff seit seinem Aufenthalt in Korea mit Brandt brieflich verkehrte. In dieser Situation kann man höchstens vermuten, daß Möllendorff direkt durch Berlin Anweisungen bekam. Dies ist aber wiederum sehr unwahrscheinlich, zudem es dafür keine Belege gibt. Nebenbei dementierte die *Norddeutsche Allgemeine Zeitung*, die zu dieser Zeit als Sprachrohr Bismarcks galt, am 28. August 1885, daß Möllendorff mit der Berliner Regierung in Verbindung stehe.

IV.

Von 1882 bis 1885 arbeitete Möllendorff als Politiker in Korea. In diesem Zeitraum bemühte er sich vor allem darum, politische und wirtschaftliche

Entwicklungen in Korea zu beschleunigen. Doch er versäumte es, die wirkliche Lage Koreas und die Mentalität der Koreaner zu erkennen und zu verstehen. Andernfalls hätte er die Realisierungsmöglichkeiten der Geheimverhandlungen zwischen Korea und Rußland über das Eingreifen Rußlands in koreanische Angelegenheiten und die daraus entstehenden Nebenwirkungen berücksichtigen müssen, die zwangsläufig militärische Interventionen Chinas und Japans nach sich gezogen hätten. Aus dem Unverständnis dieses Sachverhalts heraus erklärt sich das Scheitern der Mission Möllendorffs in Korea.

Archivalische und gedruckte Quellen

Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes (Bonn)

- Korea 1 (allgemeine Angelegenheiten)
- Korea 2 (Die Inbesitznahme von Port Hamilton durch die Engländer)
- Abschriften des Auswärtigen Amtes: Berichte deutscher Gesandter und Konsuln für die preußische Gesandtschaft in Dresden
- Korea (1874–1894): Ak-Nr. 1021
- Nachlaß P. G. v. Möllendorffs
- Hankuksa saryo junjip (Sammlungen ausgewählter historischer Quellen Koreas), Seoul, 1974 [ND].
- ko-jong Shidaesa (Zeitgeschichte des Königs Ko-jong), Seoul 1970 [ND].

Darstellungen

- Max v. Brandt, Die koreanische Frage, in: Deutsche Revue Bd. 8 (1894).
ders., 33 Jahre in Ostasien – Erinnerungen eines deutschen Diplomaten, Leipzig 1901.
- Derselbe, Die ostasiatische Frage, Leipzig 1897.
- J. K. Choi, Handok kyupsa (Geschichte der koreanisch-deutschen Beziehungen), Seoul 1983.
- D. J. Dallin, The rise of Russia in Asia, New Haven 1949.
- S. J. Kim, Hankukyoekyosa (Diplomatische Geschichte Koreas), Seoul 1993.
- B. I. Ko, Mokindok chobingkwha g baekyung (Die Einstellung Möllendorffs und deren Hintergrund), Bd. 25 (1964).
- R. v. Möllendorff, P. G. v. Möllendorff – Ein Lebensbild, Leipzig 1930.
- J. A. Mosse, Germans in the Pacific and Far East, St. Lucia 1977.
- F. P. Nellen, Symposium 82' – 100 Jahre deutsch-koreanische Beziehungen, Bonn 1983.
- G. A. Lensen, Balance of intrigue, University Press of Florida 1983.

Richard J. Smith

**Die Karriere eines Außenseiters:
H. B. Morse in China, 1874–1909**

Die Rolle, welche Ausländer in chinesischen Diensten gespielt haben, ist in der Forschung bislang mehr als vernachlässigt worden. Auch wenn einige Wissenschaftler die Arbeit einer Reihe solcher ausländischer Angestellter beschrieben haben¹, haben nur wenige deren soziale, intellektuelle und kulturelle Hintergründe, ihre Persönlichkeiten, die Entwicklung ihrer doppelten Identitäten und ihre in China erfahrenen Konflikte dargelegt. Während der letzten gut zwanzig Jahre habe ich über verschiedene Europäer im chinesischen zivilen und Militärdienst im turbulenten 19. Jahrhundert geschrieben.² Der folgende Beitrag ist das Resultat eines Kooperationsprojektes über Hosea Bañou Morse mit Martha H. Coolidge und dem inzwischen verstorbenen John K. Fairbank³ und stellt also ein weiteres scheidendes Produkt aus dieser Werkstatt dar. Auch diesmal schulde ich viel meinen Kollegen, bin aber alleine für Fehler und Unvollständigkeiten verantwortlich.

Zunächst möchte ich kurz die kulturelle Logik diskutieren, die seit etwa 2000 Jahren in der Anstellung von Ausländern im chinesischen Zivil- und Militärdienst liegt. In der Regel war eine solche Einstellung das Ergebnis der Einsicht in mangelndes Spezialistentum und mangelnde Qualifikation

- 1 Die „klassische“ Arbeit bleibt J. Spence, *To Change China: Western Advisers in China, 1620–1960*, Brown 1969; vgl. auch S. Leibo, *Transferring Technology in China: Prosper Giquel and the Self-Strengthening Movement*, Berkeley 1985.
- 2 Vgl. z. B. *Mercenaries and Mandarins: The Ever-Victorious Army in Nineteenth Century China*, New York 1978; *Foreign Training and China's Self-Strengthening: The Case of Feng-huang-Shan, 1864–1873*, in: *Modern Asian Studies*, 10 (1976) 2; Li Hung-chang's Use of Foreign Military Talent: The Formative Period, 1862–1874, in: S. Chu/Kwang-Ching Liu (Hrsg.), *Li Hung-chang and China's Early Modernization*, New York 1994; *The Employment of Foreign Military Talent: Chinese Tradition and Late Ch'ing Practice*, in: *Journal of the Hong Kong Branch of the Royal Asiatic Society*, 15 (1975); R. J. Smith/J. K. Fairbank/Katherine F. Bruner (Hrsg.), *Robert Hart and China's Early Modernization: His Journals, 1863–1866*, Harvard 1991; *Reflections on the Comparative Study of Modernization in China and Japan*, in: *Journal of the Hong Kong Branch of the Royal Asiatic Society*, 16 (1976); *The Reform of Military Education in Late Ch'ing China, 1842–1895*, in: *Journal of the North China Branch of the Royal Asiatic Society*, 18 (1978); *China's Early Reach Westward: The Burlingame Mission, 1867–1870*, in: *Sino-American Relations*, 7 (1981) 3; *Hede yu Zhongguo zaoqi jindaishua* [Robert Hart and China's Early Modernization], in: *Jindaishi yanjiu*, 6 (1989).
- 3 J. K. Fairbank/M. H. Coolidge/R. J. Smith, H. B. Morse (1855–1934): *Customs Commissioner and Historian*, University Press of Kentucky 1995.

des chinesischen Apparats. Doch wurde das „Ausleihen“ ausländischer Talente in Begriffen der Selbstdarstellung chinesischer Überlegenheit dargestellt und rationalisiert. Dementsprechend sind die chinesischen Archive voll des Lobs für „Barbaren“, die „gutes Verhalten bewunderten und sich der chinesischen Zivilisation zuwandten“. Doch nicht alle der chinesischen „barbarischen“ Angestellten dienten dem Reich der Mitte ausschließlich aus Bewunderung. Einige Personen wurden von der Aussicht auf finanzielle und materielle Belohnung angezogen. Andere unterstellten sich mit ganzen Truppenteilen nach einer Niederlage im Kampf oder bei einer Verschlechterung ihrer Karriereperspektiven im Heimatland. Eine ganze Reihe kam nach China, leistete einen zeitlich begrenzten Dienst und kehrte danach wieder nach Hause zurück. Auch wenn man im allgemeinen die Ergebenheit der „Barbaren“ mit dem Zollstock kultureller Unterwerfung maß (Loyalitätserklärungen an den Thron, Erwerb der chinesischen Sprache, Übernahme chinesischer Kleidung, Heirat mit einer Chinesin usw.) erkannten chinesische Politiker durchaus an, daß persönlicher und administrativer Druck zusammen mit finanziellen und anderen Vergünstigungen kulturelle Kontrolle notwendigerweise ergänzten.⁴

Wie sorgfältig auch immer die Chinesen ihr System der Kontrolle handhabten, so enthielt die Anstellung von Ausländern doch fast immer Risiken. In Verwaltungsangelegenheiten eingeweiht und mit strategisch wichtigem Informationszugang waren „Barbaren“ oft in einer Position, welche es ihnen ermöglichte, diese Informationen gegen ihren Arbeitgeber zu verwenden. Dies war insbesondere im 19. und 20. Jahrhundert eine Tatsache, als nationalistische Impulse und außenpolitische Rivalitäten zusammen das imperialistische Eindringen in China beschleunigten. Selbst der Seezolldienst hatte sein imperialistisches Potential.⁵ Dadurch waren alle ausländischen Angestellten verdächtig, unabhängig von ihrem Herkunfts-ort.

1. Morses Hintergrund

H. B. Morse wurde in der kleinen Ortschaft Brookfield, Nova Scotia am 18. Juli 1855 als ältester Sohn von Albert D. Morse geboren, einem Farmer und Lederarbeiter. Sein Vorfahre Samuel Morse emigrierte aus Suffolk (England) und war bei der Gründung der Stadt Dedham (Massachusetts) 1635 engagiert. Im späten 18. Jahrhundert emigrierten Morses Vorfahren nach Nova Scotia mit der Aussicht auf Landerwerb.

Brookfield hat offenbar Morse eine einfache, angenehme und freundliche Existenz verschaffen können. Hier entwickelte er eine Leidenschaft für

4 Vgl. Smith, *The Employment of Foreign Military Talent*.

5 Vgl. z. B. *Zhongguo jindai jingji shi ziliao congkan bianji weiyuan hui* (Hrsg.), *Diguo zhuyi yu Zhongguo haiguan* (Imperialism and the Chinese Customs, Peking 1958).

Bücher und Abenteuer Geschichten, die sein Leben lang anhielt. In den frühen 1860er Jahren, kurz vor der Geburt seines dritten Bruders, zog Hoseas Familie nach Halifax, wo sein Vater ein Mitglied der Firma Harley, Verge and Morse wurde, die im Lederhandel tätig war. Dieser Umzug erweiterte Moses' Horizont, führte aber auch zu einem sozialen Abstieg. Das Ledergeschäft machte Bankrott, und die Familie Moses mußte wieder umziehen.

Vielleicht war es die universalistische Religionsanschauung seines Vaters, welche das Familiengeschäft untergrub. Die Universalisten waren gegen Krieg, Todesstrafe, Rassenvorurteile und Sklaverei eingestellt. Während Nova Scotia im amerikanischen Bürgerkrieg leidenschaftlich für den Süden engagiert war, traten die Universalisten logischerweise für den Norden ein. Es ist also möglich, daß die örtliche Bürgerschaft aus Feindschaft gegenüber Albert Moses politischer Anschauung sein Unternehmen nicht unterstützte. Auf der anderen Seite hatte Moses Vater nicht den Ruf, ein besonders ambitionierter Geschäftsmann zu sein. In jedem Fall verließ die Familie Halifax 1865 und zog nach Medford (Massachusetts) in der Nähe von Boston, wo der Vater den Lederhandel wieder aufnahm, zuerst als Verkäufer in Boston und dann als Miteigner eines Ledergeschäfts.

Morse war ein ausgezeichnete Student in *Medford public schools*. 1867 entschied sich seine Familie dafür, ihn an der Boston Latin School einzuschreiben, einer der besten *preparatory schools* des Landes. Von dort wechselt er zum Harvard College, wo er wieder ausgezeichnete Leistungen in Latein, Griechisch, Deutsch und Französisch erzielte, neben dem Standardprogramm von Geschichte, Geographie, Naturwissenschaften und Mathematik. Anfangs wurde er für die Verbindung Phi Beta Kappa mit sieben anderen Harvard-Studenten von 25 Studenten seines Jahrgangs ausgesucht, und im Abschlußexamen 1874 war er Jahrgangsbester in alten Sprachen und Mathematik. Die guten Leistungen auf diesen beiden Gebieten trugen zweifellos zu seinem späteren Erfolg in China als Linguist, als Statistiker und als Historiker bei.

In gesellschaftlicher Hinsicht bezeichnete Moses' Erziehung in Harvard einen entscheidenden Schritt weg von seinem unmittelbaren Familienhintergrund. Seine Eltern und drei Brüder hatten keine höhere Erziehung genossen und scheinen ihr Leben lang in unqualifizierten Tätigkeiten als Händler oder Bauern geblieben zu sein. Hosea hingegen entwickelte nunmehr breitere kulturelle Perspektiven und bewegte sich in immer feineren intellektuellen und gesellschaftlichen Kreisen. In der Tat waren es seine Beziehungen in Harvard, welche ihn nach China führten. Für die chinesische Zollverwaltung wurde er von Edward B. Drew (Harvard, 1863) rekrutiert, einer der ersten amerikanischen Kommissare des Generalinspektors Robert Hart. In seinem weiteren Leben zählten Klassenkameraden aus „guter“ Familie wie Richard Henry Dana III und später führende Vertreter

in Regierung, Handelskapital und Forschung zu seinen Freunden und Gefährten. Ohne seine prestigeträchtige Ausbildung in Harvard hätte Morse wahrscheinlich nicht die wertvollen sozialen und beruflichen Verbindungen entwickeln können. Umgekehrt bereicherten diese sein und seiner Umgebung Leben, indem sie ihm Horizonte eröffneten, Interessen vermittelten und ihm Halt gaben.

2. Eine Übersicht über Morses Karriere

Die Beweggründe für Morses Eintritt in den kaiserlichen Seezolldienst sind nicht alle deutlich. Immerhin ist bekannt, daß er Abenteuer oder zumindest Abenteuergeschichten mochte und daß Boston in den 1870er Jahren sehr im Chinahandel engagiert war. Das Reich der Mitte hatte zu dieser Zeit etwas Exotisches an sich. Möglicherweise war Edward Drew, der als Harvard-Diplomierter eine kometenhafte Karriere im Dienst gemacht hatte, besonders überzeugend in der Darstellung der Vorteile im chinesischen Zolldienst. Ohnehin war die Bezahlung gut (siehe Anhang A).

Von der Stelle eines Buchhalters unteren Ranges Mitte der 1870er Jahre, zusammen mit zwei Harvard-Kommilitonen ernannt – Charles C. Clarke, William F. [Frank] Spinney und Henry F. Merrill, alles Phi-Beta-Kappa-Burschenschaftler), machte Morse Schritt für Schritt Karriere und wurde schließlich Sekretär für Statistik des Zolldienstes Anfang der 1900er Jahre. In dieser langen Periode arbeitete er fast an einem Dutzend Orte, von den geschäftigen Metropolen wie Peking, Tianjin und Shanghai bis zu solchen abgelegenen Häfen wie Qiongzhou, Beihai und Longzhou. Morses Karriere im Zolldienst scheint ziemlich typisch für Angestellte seines Alters und seines Hintergrunds zu sein, anders als für Drew, der nach nur drei Jahren den Posten eines Kotnmissars erhielt. Morse wurde stellvertretender Kommissar 1888 und selbständiger Kommissar zehn Jahre später (vgl. Anhang A).

Morses Aufgabenstellungen in diesen Gebieten erlauben einen breiten Einblick in die tagtäglichen Tätigkeiten der Zollangestellten und ihrer untergeordneten Mitarbeiter, einschließlich des Innendienstes, chinesische Angestellte, die als Übersetzer, Buchhalter und Schreiber arbeiteten, und des Außendienstes, Ausländer, die für die Kontrolle des Hafens, der ankern den Schiffe, des Exports und Imports – zur Feststellung seiner Art, Quantität und Qualität – und zur Verhinderung der illegalen Ein- und Ausfuhr von Waren verantwortlich waren. Die Berichte über ihre Erfolge – und Mißerfolge – gelangten auf verschiedenem Wege zum Generalinspektor, von offiziellen und halboffiziellen Nachrichten, die Hart regelmäßig von jedem größeren Hafen zugesandt wurden, zu mehr informellen Briefen, Memoranden und Übersichten.

Wie viele andere Angestellte des Zolldienstes im späten 19. Jahrhundert übernahm auch Morse mit Harts Billigung eine Reihe von Aufgaben, die

nichts unmittelbar mit dem Zolldienst zu tun hatten. Beispielweise verteilte er Lebensmittel während der Hungerkatastrophe 1876–1878 zusammen mit Sheng Xuanhuai, gab Englischunterricht im Peking College für Übersetzer 1878–1879, diente gegebenenfalls als Übersetzer für westliche Würdenträger in Peking und Tianjin 1879, half James Campbell, Harts Vertreter in London, bei der Anschaffung von Schiffen für die chinesische Marine und übersetzte für chinesische Würdenträger, die London 1879 bis 1882 besuchten, überwachte den Austausch von Gefangenen nach dem chinesisch-französischen Krieg 1884/85 (wofür Morse den Orden des Doppelten Drachen erhielt), beriet die China Merchants' Steam Navigation Company 1885–1887, führte ein Aktiensystem in Shanghai 1887 ein. Im chinesisch-japanischen Krieg 1894/95 war Morse maßgeblich an diplomatischen Unterhandlungen beteiligt, und 1899 bewerkstelligte er die schwierige und gefährliche Öffnung des Hafens Yuezhou in der Provinz Hunan. Nach dem Angebot Präsident Tafts, der amerikanische Minister für China zu werden – was Morse ablehnte – und seinem offiziellen Rückzug in den Ruhestand 1909 beriet er die chinesische Regierung zumindest zeitweise weiter. 1920 beispielsweise reiste er nach Brüssel als Berater der chinesischen Delegation der Wirtschafts- und Finanzkonferenz der Liga der Nationen, wofür er den chinesischen Orden für besondere Auszeichnungen Jiahe zhang erhielt.

Bei jeder Gelegenheit konnte Morse verschiedene Titel in Anspruch nehmen. Als er beispielsweise den Ex-Präsidenten Ulysses S. Grant und seine Begleitung in Peking im Juni 1879 empfing, nahm er gleichzeitig sieben verschiedene Funktionen wahr:

1. als Mitglied der britischen Gesellschaft bei einem Empfang der britischen Gesandtschaft;
2. als Mitglied der amerikanischen Gesellschaft bei der amerikanischen Gesandtschaft;
3. als Mitglied des Zolldienstes bei einem Empfang Robert Harts;
4. als früherer Professor bei einem Empfang der Tung-wen Kunan;
5. als Übersetzer – während Holcombe, der amerikanische Geschäftsträger, zu sehr vom Protokoll in Anspruch genommen war –, vor allen Dingen als Übersetzer beim Bankett am Tsungli yamen;
6. als persönlicher Freund Chester Holcombe, dem amerikanischen Minister, und
7. besonders in Anspruch genommen von Mrs. Grant als Klassenkamerad ihres jüngsten Sohnes, U. S. Grant jr. in Harvard 1874.⁶

Bei fast jeder Versetzung unternahm Morse weit mehr, als ihm durch seine offizielle Zollposition vorgeschrieben war. Auf jedem neuen Posten war es ganz natürlich, Informationen einzuholen, zu beraten, sich in Modernisierungsprojekte zu stürzen und diplomatisch tätig zu werden.

6 Morse Papers, Harvard University, H. B. Morse an Harley McNair, 26. Dezember 1931.

Es muß hervorgehoben werden, daß Robert Hart wollte und oft nachdrücklich unterstützte, daß seine Zollangestellten chinesische Verwaltungsbeamte auch über die eigentlich zugewiesenen Aufgaben hinaus tatkräftig unterstützen. Diese selbstbewußte Politik, die sich an guten Beziehungen mit einflußreichen Qing-Bürokraten orientierte, aber auch als ein produktives Mittel erwies, nützliche Informationen zu erhalten, stammte aus der Taiping-Periode, als Hart es einer Reihe seines Zollpersonals erlaubte, in der chinesischen Armee neuen Stils als Ausbilder, Berater und Übersetzer zu dienen. Später, in den 1870er Jahren, erlaubte der Generalinspektor dem Kommissar Gustav Detring, ein „angenehmer, intelligenter junger Bursche“ deutscher Herkunft, der dem Zolldienst Ende 1865 beigetreten war, erster Berater für auswärtige Angelegenheiten für Li Hongzhang, den Führer der chinesischen Bewegung für Selbststärkung und Generalgouverneur von Zhili in der Zeit von 1870–1895 mit Aufenthalt in Tianjin, zu werden. Hart beschreibt die Übereinkunft zustimmend folgendermaßen in einem Tagebucheintrag vom 13. Dezember 1877: „Ich möchte meine Untergebenen oft in Diensten großer Männer (wie Li Hongzhang) sehen, denn „solange sie und er und ich gut miteinander auskommen, wird mich das stärken.“⁷

3. Innerhalb und außerhalb des Einflusses von Li Hongzhang

1885 bat Li Hongzhang Hart um ein zeitweiliges Detachement des mehrsprachigen Morse vom Zolldienst zur Unterstützung des von ihm protegierten Sheng Xuanhuai, der zu dieser Zeit Generaldirektor der China Merchants' Steam Navigation Company war. In direktem Dienst unter Sheng erhielt Morse vom August 1885 bis Mai 1887 keinen normalen Lohn des Zolldienstes, aber sein Monatsgehalt war fast doppelt so hoch wie im Dienst (s. Anhang A).

Ursprünglich war Morses Aufgabe einfach. Er sollte „die Dampfer und anderes Eigentum der China Merchants' Steam Navigation Company zurückführen“, die formal an die Gesellschaft Russell and Company durch eine geheime Vereinbarung „verkauft“ worden waren, um nicht während der französisch-chinesischen Auseinandersetzungen beschlagnahmt zu werden. Da Russell & Co. sich 1887 auflösen sollten, wurden ihre Schiffe an die CMSNC „zurückverkauft“.⁸ Offensichtlich war Li Hongzhang über diese Arbeit befriedigt, denn in Harts Tagebuch heißt es unter dem Datum des 4. Dezember 1885, daß Li ihn insbesondere darum gebeten habe, Morse nicht von der CMSN Co. abzuziehen, weil er „so erfolgreich sei“.⁹

7 Hart Journals, Queen's University; Tagebucheintragung vom 13. Dezember 1877.

8 Morse Letters, Harvard University, Morse an Veitch, 24. Mai 1886.

9 Hart Journals, Queen's University; Tagebucheintragung vom 4. Dezember 1885

Der überwiegende Rest der Arbeit Morses beinhaltete buchhalterische Arbeiten für die Gesellschaft und die Entwicklung von Perspektiven. Im März 1886 lieferte er einen Bericht ab über die Entwicklungsmöglichkeiten der Gesellschaft. Diese erschien ihm gesund, wenn zunächst den Aktionären keine Dividenden ausgezahlt würden.¹⁰ Nach diesem Bericht blieb Morse weiterhin auf Nachfrage Li Hongzhangs im Dienst der CMSN Co. zeitlich begrenzt zur Assistenz der Direktoren bei der Führung ihrer Beziehungen mit Ausländern, und zwar sowohl ihrer eigenen ausländischen Angestellten und mit ausländischen Geschäftshäusern, mit denen die Gesellschaft Kontakt unterhält.¹¹ Wichtig war dieser Dienst deswegen, weil die CMSNC nicht nur ausländische Kapitäne und Ingenieure beschäftigte, um ihre Schiffe zu bedienen, sondern auch, weil die Firma von Darlehen der chinesischen Regierung und der Hongkong-Shanghai-Bank finanziell abhängig. Darüber hinaus verlangten Auseinandersetzungen und Übereinkünfte über Tarife mit Wettbewerbern wie Jardine Matheson & Co. und Butterfield and Swire diplomatischen engen Kontakt sowie sorgfältige Verhandlungstaktik.

Bezeichnenderweise glaubte Morse, daß seine neuen Verantwortlichkeiten weit darüber hinaus gingen, nur ein Vermittler der Gesellschaft in ihren Verhandlungen mit Ausländern zu sein. In seinen Augen hatte ihm Li Hongzhang ausdrücklich Anweisung gegeben, schlechte Praktiken der Gesellschaft zu korrigieren. Viele von diesen scheinen direkt auf den umständlichen bürokratischen Stil Shengs zurückzuführen sein. Das Problem wurde dadurch erschwert, daß der Generaldirektor die meiste Zeit in Nordchina verbrachte und andere Modernisierungsprojekte beaufsichtigte. Wenn er dann nach Shanghai kommen konnte, war er normalerweise „von Leuten umringt“, was es für Morse schwierig machte, ihn zu sprechen. Die Allgegenwärtigkeit des Mannes mit der entscheidenden Stimme im CMSNC wurde schließlich zu einem großen Hindernis, provozierte Verzögerungen, Mißverständnisse und erschwerte die Kommunikation.¹²

Bei seinen Reformplänen sah sich Morse jedesmal mit Hindernissen konfrontiert. Seine Anstrengungen, die Effizienz zu erhöhen und Geld zu sparen, erregten fast unweigerlich Verdacht, wenn sie nicht Widerstand hervorriefen. Als er beispielsweise entdeckte, daß die Kompradoren der Schiffe ihr Wegegeld über die festgelegte höchstzulässige Grenze hinaus „aufbesserten“, belegte er die ganze Mannschaft mit dem zusätzlichen Geldbetrag. Diese Entscheidung, die natürlich alle traf, wäre nicht weiter problematisch gewesen, wenn die Kompradoren keinen Einfluß gehabt hätten. Doch Morse entdeckte später, daß ihre kollektive Stimme „im

10 Morse Letters, Harvard University, Morses Bericht an Li Hongzhang, März 1886.

11 Morse Letters, Harvard University, Morses Bericht an Li Hongzhang, März 1886.

12 Morse Letters, Harvard University, Morse an Detring, 8. Mai 1886; vgl. auch ebenda, Morse an Detring, 16. April 1886.

Schiffsamt immer gehört wurde“.¹³ Auch andere idealistische Reformanstrengungen trafen auf Widerstand. Sein Versuch, die am Hafen gelegenen Immobilien der CMSNC in Hankou effizienter zu konsolidieren, scheiterten völlig,¹⁴ ebenso wie seine Anstrengung, den Wertbesitz in Shanghai zu modernisieren.¹⁵ Es gelang ihm noch nicht einmal, Kühlsysteme für gelagertes Fleisch und anderes verderbliches Gut einzuführen.¹⁶

Es ist also kein Wunder, daß Moses ehrgeizigster Plan, die Öffnung des oberen Yangzi-Flusses für die Dampfschiffahrt, unüberwindbaren Hindernissen begegnete. Morse meinte, daß dieser letzte Schritt des Einsatzes von Dampfern im Chinahandel von einer chinesischen Gesellschaft unternommen werden sollte. Er fragte bei Yarrow and Co. in London an, ob diese Firma einen „Dampfer zur Überwindung starker Stromschnellen, ähnlich wie von Ihnen für den Nil gebauten, mindestens 16 Knoten auf einer Probefahrt schnell, nicht länger als 170 Fuß, für 200 Tonnen Cargo, 150 Deck- und 25 Kabinenpassagiere und Kohle für fünf Tage, Tiefgang mit voller Beladung und Kohle drei Fuß“ herstellen könne.¹⁷ Er suchte auch chinesische Unterstützung für seinen Plan, versorgte Sheng mit detailliertem Zahlenmaterial über den Handel mit Sichuan und seine Besteuerung. Die Zahlen belegten, daß ein beträchtlicher Profit für die China Merchants' Company möglich wäre, und im Juli 1886 berichtete Morse optimistisch Detring gegenüber, daß „Sheng die Chungking-Linie durchbekommen und die Erlaubnis des Vizekönigs (Li Hongzhang) und der Regierung erhalten zu können“.¹⁸

Tatsächlich wollten weder Li noch Sheng Geld für neue Schiffe ausgeben, was für die vorgeschlagene Chungking-Route sicherlich nötig gewesen wäre. Statt die CMSNC finanziell expandieren zu lassen, wollte Li vielmehr die chinesische Marine gegenüber Japan ausbauen.¹⁹ Ganz im Gegensatz zu Moses optimistischer Vorhersage im Juli erklärte Sheng also Ende Oktober, er habe „nie das obere Yangzi-Projekt gutgeheißen und es immer für unmöglich gehalten“.²⁰ Morse schrieb Detring in offensichtlicher Enttäuschung:

„In Zukunft wird die Gesellschaft dahindümpeln; es gibt für sie keinen Plan, keine Schritte werden festgelegt, niemand wagt es, Verantwortlichkeit für

13 Ebenda, Morse an Detring, 26. August 1886.

14 Ebenda, Morse an Sheng Xuanhai, 9. Juni 1886.

15 Ebenda, Morse an Detring, 16. April 1886.

16 Ebenda, Morse an Detring, 8. Mai 1886.

17 Ebenda, Morse an Messers. Yarrow and Co., 4. Mai 1886.

18 Ebenda, Morse an Detring, 1. Juli 1886.

19 Vgl. Chi-kong Lai, *The China's Merchants' Steam Navigation Company*, in: Samuel Chu/Kwang-Ching Liu (Hrsg.), *Li Hung-chang and China's Early Modernization*, New York 1994; auch F. H. H. King, *The Hong Kong Bank in Late Imperial China, 1864–1902*, Hong Kong 1965, insbes. S. 308–311.

20 Morse Letters, Harvard University, Morse an Detring, 19. Oktober 1886.

die kleinsten Angelegenheiten zu übernehmen. Wenn ich sage, daß ein bestimmter Schritt möglicherweise gegenwärtig Verlust bringen könnte, der Gesellschaft aber sehr großen Vorteil in der Zukunft ermöglichen würde, so finde ich keine einzige Person, die bereit wäre, Verantwortlichkeit für anderes als die unmittelbare Gegenwart zu übernehmen; Treibenlassen ist die einzige Politik, und die Zukunft bleibt sich selbst überlassen.“²¹

Detring scheint seinerseits Hart über die Situation im unklaren gelassen zu haben. Der Tagebucheintrag des Generalinspektors vom 6. Januar 1887 stellt eine große Unterbrechung in Detrings Korrespondenz fest, was Hart „ziemlich sonderbar“ fand.²² Zu diesem Zeitpunkt waren Morses Beziehungen mit Sheng Xuanhuai und dem neuernannten Assistenzdirektor der CMSNC, Sheo Nenghu, deutlich schlechter geworden und konnten nicht wiederhergestellt werden. In getrennten, zwischen Oktober und November geschriebenen Briefen an Detring, Hart und Li verurteilte Morse Sheng nachdrücklich für seine Unehrenhaftigkeit und Pflichtverletzung sowie Shen für seine Unerfahrenheit, Starrköpfigkeit und flagrante Inkompetenz.²³ Am 1. Dezember 1886 kündigte Morse Li Hongzhang über Detring an, daß er sich zum 1. März zurückziehen wolle.²⁴ Diese Drohung brachte eine zeitweise Besserung seiner Situation. Im Mai 1887 sagte er Detring, daß „die Sache jetzt ohne Störung läuft“.²⁵ Er bekam sogar eine Gehaltserhöhung von 300 auf 400 Taels, mit rückwirkenden Zahlungen.²⁶ Doch trotz dieser neuen Entwicklungen hatte Morse „weiterhin Schwierigkeiten, mit Shen zu arbeiten“, der sich wiederholt weigerte, auch einfache Angelegenheiten beschleunigt zu behandeln. Schließlich nahm Morse die Gewohnheit an, „Beratungen mit Shen zu vermeiden, wenn ich beschäftigt war, und ihn nur zu sprechen, wenn ich jede Menge Zeit hatte ... Manchmal schob ich eine Frage auf, bis ich mehr Zeit hatte. Manchmal – in Routineangelegenheiten – erledigte ich eine Frage selbst.“²⁷

Doch diese Strategie erwies sich als verheerend, als ein Schiffskapitän plötzlich krank wurde und durch einen anderen mit gleicher Qualifikation ersetzt werden mußte. Um sofort zu reagieren, gab Morse die Genehmigung für die Vertretung, obwohl er sie bei Shen hätte einholen müssen. Es kam, was kommen mußte, der Kapitän, der ohne Shens Erlaubnis eingesetzt worden war, erlitt Schiffbruch, und Morse wurde hierfür „verantwortlich“ gemacht. Entsprechend chinesischer Theorie und Praxis war diese Verantwortlichkeit absolut, und es gab keine vorstellbaren mil-

21 Ebenda.

22 Hart Journals, Queen's University Library, 6. Januar 1887

23 Morse Letters, Harvard University, Morse an Detring, 10. Oktober 1886, 19. Oktober 1886 und 3. November 1886.

24 Ebenda, getrennte Briefe von Morse an Hart, Bredon und Detring, 1. Dezember 1886.

25 Ebenda, Morse an Detring, 29. Januar 1887 und 10. Mai 1887.

26 Ebenda, Morse an Hart, 7. Juni 1887.

27 Ebenda, Morse an Detring, 2. August 1887.

dernden Umstände. Morse trat am 2. August zurück. Sein „Rücktritt“ wurde unmittelbar angenommen und veröffentlicht. Morse schrieb Sheng am 3. August: „Ich möchte Ihnen raten, den Grund für meinen Rücktritt nicht öffentlich zu nennen, denn dies würde die Gesellschaft zu einer Lachnummer in der ausländischen öffentlichen Meinung machen, die ja eine derartige Verantwortung nicht verstünde.“²⁸

Als Hart von Morses Entlassung hörte, war er bestürzt darüber, daß die Chinesen einfach sagen konnten, daß sie Morse gefeuert hatten, weil dieser die Regeln nicht eingehalten hätte. Tatsächlich war es genau das, was Li Hongzhang Morse offiziell vorwarf.²⁹ Morse hingegen nahm für sich in Anspruch, daß er Lis Anweisungen gefolgt sei. Er sagte Detring am 8. August:

„Ich bedauere mein Ausscheiden nicht. Ich glaube, daß ich gute Arbeit für die Gesellschaft geleistet habe, und glaube weiterhin, daß nur wenige meine Leitung hätten übernehmen können ... Viele sind bessere Verwalter als ich, viele haben weiterreichende Ideen als ich, aber ich glaube nicht, daß viele bereit gewesen wären, so in der Firma aufzugehen wie ich oder den Schein von Macht aufrechtzuerhalten, während die tägliche Wirklichkeit anders aussah ... Ich bedauere, die Projekte meiner zwei letzten Jahre aufgeben zu müssen; doch ich bedauere nicht, eine Stellung zu verlassen, wo alle um mich herum meine Handlungen bespitzelten und wo ich angeklagt wurde, ohne eine Chance zu haben, darauf zu reagieren, bevor darüber entschieden wurde.“³⁰

Je länger Morse über seine Situation nachdachte, desto offensichtlicher schien ihm sein unglückliches Schicksal zu sein. Am 25. August schrieb er an einen Freund im Zolldienst, William Cartwright:

„Monat für Monat wird es unausweichlich klar, daß ich früher oder später gehen werde. Reformen greifen immer jemandem in die Tasche und viele 'jemande' mit ihren Freunden summieren sich. Meine Stellung hätte ziemlich einfach sein könne, wenn ich mich darauf beschränkt hätte, mein Gehalt einzustreichen und Anweisungen auszuführen; doch die Anweisungen des Vizekönigs untersagten mir das von Anfang an, und ich setzte das wenige, das in meiner Kraft stand, daran, Reformen auf den Weg zu bringen. Jeder Schritt benachteiligte irgend jemanden materiell, und die feindliche Kritik wuchs ständig ... Ich selbst bin froh, meine Pflicht getan zu haben, und dankbar dafür, mich des ganzen Problems entledigen zu können.“³¹

28 Ebenda, Morse an Sheng, 3. August 1887; vgl. auch ebenda, Morse an Detring, 10. August 1887.

29 Ebenda, Li an Morse n. d. Vgl. auch ebenda, Morse an Li, 2. August 1887; ebenda, Morse an Detring, 2. August 1887; ebenda, Morse an Sheng, 8. August 1887.

30 Ebenda, Morse an Detring, 8. August 1887

31 Ebenda, Morse an Cartwright, 25. August 1887.

44 Jahre später, als er eine biographische Notiz für H. F. MacNair 1931 schrieb, faßte Morse seine Erfahrung als Chinahändler zusammen, einschließlich seiner „enthusiastischen Pläne“ zur Öffnung des Yangzi nach Chongqing durch eine chinesische Gesellschaft; seine andauernden „Anstrengungen, Effizienz zu erreichen“ in der CMSNC, was seiner Angabe nach in Ersparungen von 35 000 Dollar „direkt durch seine eigenen Anstrengungen und weit mehr indirekt“ mündete; und seine Versuche, „in Verbindung zu bleiben mit den internationalen Entwicklungen zwischen China und Japau“, immer in Abstimmung mit Detring und Hart. Bei alledem war es sein Ziel, die Chinesen davon zu überzeugen, daß er „ehrenhaft und zuverlässig und es wert war, in ihrem Dienst zu bleiben“, daß er schließlich „einen Kurs verfolgt habe, ohne Rücksicht auf sein eigenes Fortkommen und seinen eigenen Vorteil, und dies zwischen Menschen, die das Gegenteil unternahmen“.³²

Trotz guter Intentionen und eines loyalen Dienstes scheiterte Morse schließlich in seiner Mission, da die wichtigste Folge seines Scheiterns der Kontaktverlust mit Li Hongzhangs Nordchina-Clique von Beamten war, und dies nach einem sehr vielversprechenden Start. Schließlich hatte Morses erste Versetzung nach Tianjin 1877 und seine Erfahrung des Kampfs gegen den Hunger mit Sheng Xuunhuai ihn in die Gruppe um Li hineingeführt. In London hatte Morse Hart 1882 geholfen, Lis Kriegsmarine zu entwickeln. Morse hatte weiteren Kontakt zu Li und Detring während seiner zweiten Reise in Tianjin, die zu seinen erfolgreichen Unterhandlungen mit den Franzosen führte und im Anschluß daran zu kaiserlichen Auszeichnungen. Morses Dienst in der CMSNC lieferte die Gelegenheit einer Karriere als mögliches Mitglied der Clique um Li, seiner speziellen Gruppe von chinesischen und ausländischen Assistenten, die sich in Modernisierung, Diplomatie und dergleichen ausgezeichnet hatten.

Doch schätzte Li Morse schließlich als einen Unruhestifter ein, als eine Person, deren westliche Begriffe von Aufrichtigkeit nicht in Lis Schema von öffentlichem Dienst und bürokratischer Korruption paßten. Vielleicht wäre Morse besser gefahren, wenn er mit größerer Geduld und mit Toleranz für die Kultur, in der er arbeitete, vorgegangen wäre. Doch dies war nicht sein Stil. Detring war offensichtlich wendiger, so als ob er intuitiv gewußt hatte, daß in fast jeder Situation Li einen Chinesen gegenüber einem Ausländer vorziehen würde. (Nebenbei betete Detring in Harts Worten Li geradezu an.³³)

Als sich eine Gelegenheit bot, Morse aus dem chinesischen Zusammenhang hinauszudrängen, nutzte Li ein traditionelles Mittel: Er bediente sich

32 Morse Papers, Harvard University, Morse an McNair, 26. Dezember 1931.

33 Vgl. Kenneth Folsom, Friends, Guests and Colleagues: The Mu-fu System in the Late Ch'ing Period, Berkeley 1968, S. 156 über Lis Loyalität. Detrings Sicht von Li vgl. Hart Journals, Queens' University, 13. Dezember 1877.

ritueller Verantwortlichkeit als eines heiligen Prinzips. Er denunzierte einen Verfahrensfehler, der das Regelsystem verletzte. Lis Befehl zur Annahme der Kündigung Moses gab ausschließlich ihm die Schuld und sagte nichts über seine Dienste für die Gesellschaft. Es war ein irreparabler Bruch, basierend auf dem grundlegenden Unterschied zwischen chinesischen und westlichen Vorstellungen von Recht und Verhaltensvorschriften. Nach 1887 richteten sich Moses Aktivitäten völlig auf Südchina oder den Yangzi, weit entfernt von Li Hongzhangs politischem Gravitationszentrum und außerhalb von Detrings Bereich des Schutzes und der Unterstützung. Morse war nun buchstäblich marginalisiert.

4. Moses weitere Karriere

Moses vergleichsweise lange Beschäftigung als Kommissar von Danshui (Tamsul) in Taiwan vom April 1892 bis Juni 1895 gab ihm eine Gelegenheit, seine Reputation als fortschrittlich eingestellter Beamter der Qing wiederherzustellen. Die 265 Seiten seiner halboffiziellen, informellen und alle 14 Tage gelieferten Korrespondenz aus der Hafestation bezeugen seine rastlosen Bemühungen, Handel zu befördern, Zolleinrichtungen zu verbessern, Verwaltungsvorschriften zu verfeinern und auf der Inselprovinz einen Modernisierungsweg einzuschlagen, der ihre Produktion von Waren wie Kampfer, Gold und Kohle weiterentwickelte.³⁴ Trotz seiner guten Absichten verhinderten Eigeninteressen und bürokratische Schwerfälligkeit wie schon in Shanghai noch einmal bemerkenswerte Veränderungen.³⁵ Andererseits erzielte Morse beachtliche diplomatische Erfolge.

Normalerweise war ein Teil des Zolldienstes auch diplomatischer Art. Mehr als 50 Jahre seit der Unterzeichnung des ersten ungleichen Vertrags zwischen China und Großbritannien beherrschte die Qing-Regierung immer noch viele Mechanismen der Diplomatie westlichen Stils nicht. Umgekehrt fehlte es den ausländischen Mächten oft an adäquaten konsularischen Vertretungen in China, insbesondere in weit entfernten Gebieten wie Danshui und Jilong (Keelung). Als gut ausgebildete, chinesischsprechende Europäer im Dienste der Qing und sowohl an Außenposten als auch in städtischen Zentren arbeitend, halfen die Zollangestellten Harts, beide Lücken zu füllen.

Während des chinesisch-japanischen Kriegs 1894/95 spielte Morse eine besonders aktive diplomatische Rolle in Taiwan. Trotz gelegentlicher Mißverständnisse und Divergenzen gelang es ihm und dem Gouverneur Shao, ziemlich gut miteinander zu arbeiten. Shao verhalf Morse wiederholt

³⁴ Umfangreiche Dokumentation, vgl. Morse Letters, Harvard University, Morse an Hart, S/O Nr. 7, 10, 19, 20, 22, 23, 26, 28, 32, 34, 36, 38, 45, 48, 52 der Jahre 1892–1894.

³⁵ Vgl. insbes. ebenda, Morse an Hart, S/O 34 (26. Juli 1893); ebenda, S/O 26 (10. April 1893). Siehe auch Anm. 40.

zu praktischer Unterstützung, während der Kommissar dem Gouverneur oft wertvollen Rat gab. Ihr symbiotisches Verhältnis zeigte sich bereits im August 1894, als örtliche Aufstände in Nord-Taiwan aus Angst vor einem japanischen Angriff aufflackerten. Morse bat Shao, ihm zehn Gewehre und Munition aus den offiziellen chinesischen Waffenkammern zu leihen, um den Zoll gegen einen möglichen Aufstand zu schützen. Umgekehrt deutete der Gouverneur indirekt dem britischen Konsul über Morse an, daß es nützlich sei, wenn ein britisches Kanonenboot sich in Danshui zeigen würde. Es kam heraus, „daß die von Shao gefürchtete Gefahr nicht von Invasoren oder dem Volk, sondern von den örtlichen Truppen kam, die nur unter mäßiger Kontrolle standen“ und sich leicht verselbständigen könnten. Der Konsul hielt in dieser Situation keine formelle Truppenanforderung für nötig, leitete aber immerhin ein informelle Nachfrage weiter.³⁶

In der Zwischenzeit hielt Morse Shao davon ab, schwere taktische Fehler bei der Vorbereitung auf einen japanischen Angriff zu machen. Im September 1894 beispielsweise schrieb der Gouverneur in einer öffentlichen Erklärung eine Belohnung für japanische Köpfe aus. Als Vertreter des Zolls gab Morse zu verstehen, daß es sinnvoller sei, japanische Gefangene zu nehmen, was aus westlicher Perspektive besser aussehe. Der Gouverneur folgte diesem Argument und dankte dem Generalinspektor für Morses rechtzeitigen Vorschlag.³⁷

Im folgenden Monat wurde Gouverneur Shao dienstversetzt und verließ Taiwan. Morse berichtete Hart über Shaos Abfahrt am 26. Oktober und bemerkte, daß, „als ich ihm zum Abschied meine Dankbarkeit für seine andauernde Freundlichkeit mir gegenüber ausdrückte, er mir umgekehrt für die Unterstützung dankte, die ich ihm bei vieler Gelegenheit gegeben hätte“. Morse gab dem Gouverneur schließlich noch einen letzten pragmatischen Rat: „Als einfacher Passagier würde er auf einem regulären Passagierschiff Mr. Shao und nicht der offizielle Gouverneur von Hunan sein“, falls ein chinesischer Kreuzer das Schiff anhalten sollte.³⁸ Am selben Tag noch kam Morse mit dem neuen Gouverneur Tang Jingsong zusammen und berichtete Hart: „Er (Tang) war höflich und wie üblich zugeknöpft.“ Morse zufolge hatte sich Tang bereits als stellvertretender Gouverneur 1892 „nie geöffnet ... Er hörte zu, stellte aber keine Fragen.“ Morse fuhr fort: „Ich fürchte, daß ich vielleicht beim gegenwärtigen Gouverneur eine persona non grata bin: Vieniual hatte ich einen Konflikt mit ihm als Provinzschafzmeister, und insgesamt habe ich mich durchgesetzt ... Mit Shao wäre ich wieder auf guten Fuß gekommen, aber ich glaube nicht, daß ich

36 Morse Letters, Harvard University, Morse an Hart, S/O 59 (6. August 1894).

37 Ebenda, Morse an Hart, S/O 61 (6. September 1894). Vgl. auch Morse, *International Relations*, 3:40.

38 Morse Letters, Harvard University, Morse an Hart, S/O 63 (26. Oktober 1894).

das mit Tang erreiche.“³⁹ Offensichtlich gab Morse Tang nicht genügend „Gesicht“.

Trotz ihrer Differenzen versorgte Morse Tang während der nächsten wenigen Monate – insbesondere nach dem Vertrag von Shimonoseki (1895), durch den Taiwan an Japan fiel – mit unschätzbare Hilfe. In dieser Zeit provozierte die Nachricht von der Abtretung der Insel an Japan eine Welle der Panik, unterstützt von einem anwachsenden Widerwillen gegen die Qing-Regierung wegen der Aufgabe Taiwans. Am 22. April erreichte die Unruhe in einem Angriff auf den Gouverneur Tang Ching-sung in seinem Yamen in Taipeifu seinen Höhepunkt. Die wachsende Unordnung drohte in Anarchie umzuschlagen, und um ausländische Leben und Interessen zu schützen, wurden 25 deutsche und 30 britische Marinesoldaten nach Tawatua entsandt, ein britisches und deutsches Kanonenboot nach Tamsui und ein britisches Kanonenboot nach Takow in Süd-Formosa. Diese kleine Truppe stellte vorübergehend wieder Ruhe her, und der Handel lief unter den Sicherheitsbedingungen weiter.⁴⁰ Morse beriet den Gouverneur während der verschiedenen Phasen der Krise, die mehrere unerwartete Wendungen nahm.

1. Als die Vertragsbedingungen bekannt wurden, boten der Gouverneur und eine Abordnung der Gentry Formosas am 20. April die Insel England als Protektorat unter der Bedingung an, daß China die Souveränität und die Landsteuer behalten, England hingegen die alleinige Kontrolle über die Verwaltung erhalten solle, deren Kosten durch Steuern aufgebracht werden solle. Nachdem England dies zurückgewiesen hatte, wurde dasselbe Angebot am 20. Mai Frankreich gemacht, das es ebenfalls ablehnte.⁴¹

2. wurde „unter dem unmittelbaren Einfluß der Kriegspartei in China am 24. Mai die Unabhängigkeit der Republik Formosa erklärt“, und zwar durch lokale taiwanesishe Führer. Morse interpretierte diese Ankündigung als „den letzten verzweifelten Versuch“ derer, welche „zur Verhinderung der Schritte zur Friedenssicherung“ eine Fortdauer des Konflikts wollten.⁴²

Diese taiwanesishe „Unabhängigkeitserklärung“ forderte alle Qing-Beamten in Taiwan zur unmittelbaren Rückkehr zum Festland auf. Ihre Funktionen sollten durch Personen eingenommen werden, die als „engagiertere Patrioten“ angesehen wurden. Nur Tang Jingsong „wurde informiert, daß weder er noch Munition oder Wertgegenstände die Insel verlassen dürften“. Unter politischem Druck trat Tang als Gouverneur von Taiwan zurück und nahm unmittelbar das Amt des Präsidenten der neu er-

39 Ebenda.

40 Ebenda, S. 48. Informative Einzelheiten in: Morse Letters, Harvard University, Official Despatches, Morse an Hart, Nr. 1221-1226 – insbes. die Briefe vom 13., 22., 29. Oktober und 3. November 1894.

41 Morse, *International Relations*, 3:48.

42 Ebenda, S. 48-49.

klärten Republik an. Gleichzeitig „trat ein Parlament zusammen, dessen Mitglieder bereits von der Gentry gewählt worden waren und Diäten von 50 Cent am Tag erhielten“. ⁴³ Doch schon am 8. Juni erreichten die japanischen Truppen Danshui. Sie besetzten umgehend die Stadt, machten Morses Dienst als Kommissar ein Ende und besiegelten Taiwans Unabhängigkeitspläne. Im Spätherbst hatte Japan den chinesischen Widerstand im Norden und im Süden völlig niedergeschlagen.

Nach seiner Arbeit in Taiwan verbrachte Morse drei Jahre in den Seehäfen von Beihai und Longzhou, wo seine hauptsächliche Tätigkeit darin bestand, die französischen imperialistischen Aktivitäten in Vietnam und Südchina zu beobachten und Hart darüber zu berichten. Als Berater der Qing-Beamten vor Ort wurde er jedoch fast völlig ignoriert.

Bei der Öffnung des Hafens Yuezhou 1899/1900 hatte Morse weit mehr Erfolg, und zwar nicht nur als Berater von Zhang Zhidong, sondern auch als Politiker, der deutlich die Rolle der Gentry von Hunan bei der „Selbstöffnung“ eines Vertragshafens in einer notorisch freundenfeindlichen Provinz spielte. Er war gleichzeitig sensibel und geschickt, blieb mehr im Hintergrund, als groß hervortreten zu wollen, und nahm auch nicht jene aggressive reformistische Haltung ein, die ihm bei seiner Arbeit in der CMSNC 15 Jahre zuvor so viele Schwierigkeiten bereitet hatte. Ganz deutlich hatten Morses diplomatische Fähigkeiten sich während dieser Zeit erheblich entwickelt. ⁴⁴

Es ist natürlich auch klar, daß Morse in Yuezhou eine andere Situation vorfand. Dort arbeitete er nunmehr in Übereinstimmung und nach den Regeln der Extraterritorialität und der Zollstrukturen, ohne ein radikal neues Vorhaben wie die Chongqing-Route mit ihrer ziemlich obskuren inneren Logik in Angriff nehmen zu wollen. In Yuezhou arbeitete er erfolgreich mit chinesischen Beamten zusammen; Modernisierer wie Zhang Zhidong nahmen ihn ernst, anders als die kleine Clique vom Longzhou, die zu sehr von den Franzosen beansprucht wurde, um ihm viel Beachtung schenken zu können, oder den Bürokraten, die sich überwiegend durch Abwesenheit von Beihai auszeichneten. Auch wenn Morse sich nicht immer ruhig fühlte, so hatte er doch gelernt, ruhig zu handeln. Er schuf die wichtigsten Voraussetzungen und setzte sie in politische Reform unter Berücksichtigung jedes Details um.

Doch unterm Strich hat Hart ganz offensichtlich Morse mehr seiner Fähigkeit zur Datenerfassung einschließlich seiner soliden Kenntnisse der chinesischen komplexen Wirtschaft geschätzt, als für seine Modernisierungsideen oder gar für seine schmerzvoll erlernten diplomatischen Fähig-

43 Morse Letters, Harvard University, Morse an Hart, S/O (29. Mai 1895).

44 Vgl. das Lob für Morses „besonderen Takt und Effektivität“ in: Esson M. Gales, „Obituary“ für H. B. Morse, in: Journal of the North China Branch of the Royal Asiatic Society, 65 (1934), S. 206-207.

keiten. Bei näherer Lektüre der Korrespondenz des Generalinspektors zeigt sich, daß Morse für ihn bei der Öffnung von Yuezhou nicht erste, sondern dritte Wahl war.⁴⁵ Es ist kein Zufall, daß neben Morses speziellen wirtschaftsorientierten Aufträgen in Shanghai, vor allem im statistischen Amt, wo er ausgezeichnete Arbeit leistete, er die meiste Zeit in den mehr zurückliegenden Gegenden Südchinas nach dem Fiasko der CMSNC arbeitete.

Ironischerweise behinderten diese Versetzungen in den Süden Chinas Morses Effizienz in mehrerer Hinsicht. Zunächst hatte Morse, wie bereits angedeutet, keinen Kontakt mehr mit Li Hongzhang und Detring, und dies zu einer Zeit, als diese besonders einflußreich in Chinas Modernisierungsanstrengungen und generell in den auswärtigen Beziehungen arbeiteten. Unter anderen Umständen hätte Morse ihnen ein wertvoller Bündnisgenosse sein können und sich auch selbst beruflich voranbringen können. Zweitens litt er seit Taiwan an einer schweren und fast chronischen Krankheit, wahrscheinlich Bilharziose, die oft Erschöpfung hervorruft und manchmal sogar lebensgefährlich ist. Seine schwache Gesundheit behinderte zweifellos Morses Zolllkarriere und hielt ihn auch davon ab, Tafts Ernennung als amerikanischer Minister für China anzunehmen. Drittens verachtete Morses Frau Nan die „entsetzliche Primitivität und die frustrierende Isolation der Versetzungen in den Süden Chinas, besonders, nachdem ein verärgerter Diener sie in Longzhou 1897/98 zu vergiften gesucht hatte.“⁴⁶ Nans explosiver Haß auf die Chinesen, verstärkt durch ihr persönliches Trauma während der Shanghai'er Aufstände von 1905, hat möglicherweise die berufliche Perspektive ihres Mannes beeinflusst und hat es ihm sicherlich weit schwerer gemacht, eine enge Beziehung mit einem Chinesen außerhalb seines offiziellen Arbeitsbereichs herzustellen.

5. Zusammenfassung: Morse in vergleichender Perspektive

Von den mir näher bekannten Europäern im chinesischen Dienst im 19. Jahrhundert – Frederick Townsend Ward, Charles G. Gordon, Robert Hart und H. B. Morse – ist Morse in mehrfacher Hinsicht am schwierigsten zu verstehen. Ward scheint ziemlich einfach zu ergründen zu sein. Er war offensichtlich nicht mehr als ein Söldner, ein seefahrender Abenteurer aus Salem ohne hohe moralische Ansprüche oder langfristige Modernisierungsziele. Gordon, ebenfalls ein Söldner und ein todesverachtender Abenteurer, besaß immerhin einen starken christlichen missionarischen Impuls und ebenso ein starkes Gefühl für nationale Interessen. Seine Sicht

⁴⁵ Morse Letters, Harvard University, Hart an Morse, 13. April 1899.

⁴⁶ Morse Papers, mündliche Mitteilung von Mr. und Mrs. H. B. Morse gegenüber John F. Fairbank, 8. Mai 1931. Die Aufnahme von Morses Nichte Janet (Diktat 1981–1982) belegt die Härte des Lebens der Morse in China und bestätigt Nans Abneigung gegenüber den Chinesen.

der Modernisierung Chinas war praktisch und zusammenhängend ausgerichtet. Hart besaß nicht Gordons missionarischen Eifer, zumindest nicht bei seiner Ernennung zum Generalinspektor, aber er hatte große Sympathie für die Chinesen, und er schätzte ihre Kultur. Besonders gut entwickelt war bei ihm eine Konzeption europäisch inspirierter Reform für China, die seiner Meinung nach in erster Linie von britischen Angestellten in Angriff genommen werden sollte. Morse war offen reformorientiert, aber auch wenn Hart alle seine Untergebenen deutlich darin unterstützte, an Chinas Modernisierung aktiv teilzunehmen, wird nicht recht deutlich, was Morse im einzelnen zu seiner Reformhaltung veranlaßte. Gestützt auf seinen Nachlaß kann man bestenfalls vermuten, daß er nachdrücklich an die Überlegenheit der westlichen Kultur glaubte, und diese Kultur nach all seinen Kräften nach China bringen wollte. Er scheint nicht sehr religiös gewesen zu sein, zumindest nicht während des Aufenthaltes in China. Morses Beziehungen mit Qing-Beamten waren wie die Gordons oft turbulent. Auch wenn beide Männer behaupten, zumindest zeitweise enge Beziehungen mit verschiedenen chinesischen Kollegen unterhalten zu haben, so hatte doch jeder ernsthafte Schwierigkeiten mit ihnen. Einige von Gordons Problemen beruhten darauf, daß er kein Chinesisch sprach. Morses Sprachfähigkeiten hingegen scheinen ausgezeichnet gewesen zu sein, auch wenn er während seiner ersten paar Jahre in Shanghai mit seinem chinesischen Tutor nur etwa eine Stunde am Tag arbeitete und später zugab, bei seiner Versetzung nach Tianjin 1877 „sich im Chinesischen mehr schlecht als recht durchschlagen“ zu können.⁴⁷ Ein weiteres Hindernis für engere Beziehungen mit Qing-Beamten war die Tatsache, daß sowohl Gordon als auch Morse rigidere Idealisten und weniger pragmatisch waren als Ward oder Hart. Anders als diese hatten weder Gordon noch Morse eine chinesische „Frau“, und man kann sich fragen, ob dies eine Folge oder ein Grund ihres Versagens war, die Kultur zu schätzen, in welcher sie sich bewegten.

Wie Ward und Gordon, aber anders als Hart und einige andere hochrangige Zollkommissare des Generalinspektors – zum Beispiel Henry F. Merrill – scheint Morse keine rein gesellschaftlichen Beziehungen mit Chinesen unterhalten zu haben, weder während noch nach seinem Dienst im Zollamt. Möglicherweise hat seine Frau ihn davon abgehalten, insbesondere nach ihrer unangenehmen Erfahrung in Longzhou. Allerdings weiß man nicht, was vorher ihre Einstellung Chinesen gegenüber war und ob sie Morse gegenüber während des langen Aufenthaltes in China einen ebenso starken Einfluß ausübte wie später. Man hat den Eindruck, daß sie erst nach seiner Krankheit ab Anfang der 1890er Jahre eine einflußreichere Rolle in seinem Leben spielte.

⁴⁷ Morse Papers, Harvard University, H. B. Morse an Harley MacNair, 26. Dezember 1931.

Anders als Ward, Gordon und Hart scheint Morse es nie versucht zu haben, seinen Dienst für die Qing-Dynastie mit einer stärkeren Interessenvertretung seines Heimatlandes zu verbinden. Vielleicht aus diesem Grunde hatte er kein wirkliches „Zuhause“. Auch wenn Morse ein deutliches Selbstbewußtsein als Amerikaner manifestierte, verbrachte er fast sein gesamtes Leben außerhalb der Vereinigten Staaten: zunächst in Nova Scotia für neuneinhalb Jahre, später in China für 33 ½ Jahre, und schließlich in England für 26 Jahre bis zu seinem Tod 1934. Darüber hinaus zeigt seine wissenschaftliche Ausbildung eine eindeutige britische Neigung. In den Vereinigten Staaten lebte er weniger als zehn Jahre, hauptsächlich als Student der Boston Latin School und dann am Harvard College. Morse war nacheinander ein Nova Scotian und ein britischer Untertan, ein naturalisierter US-Bürger (1869), dann wieder ein britischer Untertan (im Ersten Weltkrieg). Diese Reihen geben Anlaß zu der Vermutung, daß er nicht wirklich mit einem Ort verbunden war. Im Ergebnis diente ihm der Harvard-Jahrgang 1874 als eine Art psychologische Heimatbasis, an deren Treffen er regelmäßig teilnahm und der er zwischendurch verbunden blieb.

Morse unterhielt keine enge Beziehung mit seiner elterlichen Familie, insbesondere nach 1893. In diesem Jahr lehnte er recht schroff die Bitte seines Vaters ab, die zwei Kinder seines unverantwortlichen und arbeitslosen Bruders Bert zu adoptieren, auch wenn Hosea damit einverstanden war, für sie während einiger Jahre zu sorgen. Er scheint sich auch nicht bemüht zu haben, seine Mutter zu sehen, als sie die Kinder von Amerika nach China brachte. Der Abbruch der Beziehungen mit seinen Eltern und Brüdern hat ihn möglicherweise ungewöhnlich abhängig von seiner Frau gemacht. In den folgenden 40 Jahren dominierte sie sein Leben.

Zusammenfassung der Karriere von H. B. Morse im Zolldienst
Ort, Rang, Gehalt (Taels/Monat), Zeitdauer

- Shanghai, 4th Assistant B, 75, 20. August 1874 bis 31. Januar 1876
 Shanghai, 4th Assistant A, 100, bis 28. Februar 1877
 Tianjin, 4th Assistant A, 100, bis 31. Oktober 1878
 Beijing, 4th Assistant A, 100, bis 31. Juli 1879
 Beijing, 3rd Assistant B, 125, bis 30. September 1879
 London, 3rd Assistant B, 125, bis 31. Dezember 1880
 London, 2nd Assistant A, 150, bis 31. März 1882
 London, 2nd Assistant B, 175, bis 31. August 1882
 Leave [investigation of bonding], ½ of 175, bis 31. März 1883
 Tianjin, 2nd Assistant B, 175, bis 31. Juli 1885
 Shanghai [duty w/CMSNC no customs pay; 300 Chinese pay], bis 31. März 1886
 Shanghai [duty w/CMSNC no customs pay; 400 Chinese pay], bis Mai 1887
 Shanghai, 2nd Assistant A, 200, bis 15. September 1887
 Beijing, 2nd Assistant A [Acting Assist. Secretary], 250, bis 31. Oktober 1887
 Shanghai, Deputy Commiss. [Deputy Commissioner for Bonding], 300, bis 31. März 1888
 Shanghai, Deputy Commiss. [Assist. Statist. Secty.], 300, bis 15. März 1889
 Qiongzhou [Kiungchow], Acting Commiss., 350, bis 31. März 1889
 Beihai [Pakhoi], Acting Commiss., 350, bis 31. März 1890
 Leave, Depty. Commiss., 150, bis 31. März 1892
 Danshui [Tamsui], Acting Commiss., 375, bis 30. Juni 1895
 Shanghai, Depty. Commiss., 300, bis 31. Mai 1896
 Longzhou [Lungchow], Commissioner, 400, bis 31. Mai 1898
 Beihai [Pakhoi], Commissioner, 400 plus 400, bis 31. März 1899
 Hankou [opening Yuezhou], Commissioner, 400 plus 400, bis 31. März 1900
 Leave, Commissioner, 400, bis 31. März 1902
 Extended Leave, Commissioner, 400, bis 30. November 1902
 Shanghai [Inspectorate General], Officiating Chief Secretary, 800, bis Dezember 1931
 Pakoi [Beihai], Commissioner, 800, bis 31. Dezember 1903
 Canton [Guangzhou], Commissioner, 800, bis 31. Dezember 1903
 Shanghai [Inspectorate General], Statistical Secretary and Deputy Postal Secretary, 900 plus 100, bis 1907
 Leave, ½ of 900, bis 1909 (retired)

Jean Esmein

Der Fall E. H. Norman: Der Glaube an das Volk¹

Einleitung

Einige Menschen sind von Natur aus „Sozialarbeiter“. Egerton Herbert Norman (1909–1957) war einer von ihnen, doch er arbeitete nicht an der Basis. Sein Lebensweg führte ihn in die Funktion eines beratenden Spezialisten am Anfang der amerikanischen Besatzungszeit in Japan; dann in die eines Diplomaten.

Norman wurde in Japan geboren. Er war kanadischer Abstammung und wurde Historiker. Er hat sich mit der Politikgeschichte, der wirtschaftlichen Entwicklung beschäftigt, insbesondere derjenigen Japans, dem Land seiner zweiten Identität. Er verbrachte seine Kindheit und seine Jugendzeit in Japan.

Am Ende des Zweiten Weltkrieges und zu Beginn der Besatzung wird er wegen seines Wissens und seiner Persönlichkeit von den Besatzungsmächten zur Unterstützung angefordert. In allen wichtigen Fragen wird sein Rat eingeholt, zunächst in Tokio, dann als Repräsentant Kanadas in den Komitees, welche über die Politik gegenüber Japan entscheiden. Anschließend kehrte er nach Tokio als Minister Kanadas zurück, und die Besatzungsverwaltungen können auf seinen Rat nicht verzichten. Er schreibt und berät, möchte darüber auch das japanische Volk erreichen, über welches verhandelt wird. Arbeitet er für die Regierung des Landes seiner zweiten Identität? Man kann sagen, daß er eine Zeitlang für sie gearbeitet hat, weil das SCAP (*Supreme Command of the Allied Powers*) praktisch Japan regiert hat. Normans Macht ist die Macht eines Experten, vergleichbar mit derjenigen, welche früher die europäischen Experten gegenüber der chinesischen Verwaltung auszuüben Gelegenheit hatten. Er arbeitet unter den Amerikanern, aber seine japanische Identität ist deutlich ausgebildet und von Anfang an sensibler und rezeptiver, als es eine chinesische Identität bei den europäischen Experten in China war. Auch ist sein Verantwortungsbereich größer, weil die Entscheidungen dem Land vom Ausland auferlegt werden – die japanische Regierung ist dem SCAP untergeordnet. Diese Verantwortlichkeit wiegt für Norman schwer, insoweit das SCAP von seinen Ideen abhängt.

¹ Für eine komplexere Darstellung von Leben und Werk Herbert Normans, vgl. E. H. Norman, *Japan and the Uses of History*, mit einem fast hundertseitigen Vorwort von J. Dower, und die ausgewählten Werke *Origins of the Modern Japanese State*, New York (1975).

Das Handlungsfeld ist immens. Es geht um die politischen Institutionen eines Landes, das in Richtung Demokratie umgezogen werden soll. Von zwei Identitäten stellt sich eine als glorreich und die andere als passiv dar. Zwei Kulturen treffen aufeinander, von denen prinzipiell die eine die befruchtende und die andere die empfangende ist, und der Spezialist Norman ist für die Männer der einen Kultur so nötig wie für die der anderen; für die ersten, weil die amerikanischen Politiker der Besatzung nicht über seine Kultur der politischen Philosophie verfügen; für die zweiten, weil die Japaner ohne Norman ihnen gegenüber nicht jemanden gefunden hätten, der die verdeckten Wege hätte verstehen können, auf denen das japanische Volk in seiner Geschichte bereits die Demokratie angestrebt hatte. Die Erfahrung eines Historikers kann nützlich sein.

Doch man wird sehen, daß die Geschichte von den Verantwortlichen des SCAP nicht immer richtig verstanden wurden, von Männern, die eher einer Praxis der „Realpolitik“ zuneigten. Die einzigen, die sich dem Unterricht Normans gegenüber dankbar erwiesen, waren die Japaner, und sie waren es auch, die sich seiner nach seinem Selbstmord bestens erinnerten.

Sein Lebenswerk wurde mehr als 20 Jahre lang überschattet, mindestens bis zum Ende des Vietnamkrieges. Die Japanstudien in den Vereinigten Staaten verließen den Forschungsweg Normans, den der Bewußtwerdung der Japaner. Statt dessen haben die amerikanischen Orientalisten die These der „Modernisierung“ vorgezogen, welche die moralischen Aspekte der Geschichte ausklammerten – die physischen, gegenständlichen Formen eines Landes in seinem schnellen Transformationsprozeß bieten sich leichter als Gegenstand der Historiographie an als seine Reifung. Anschließend haben sie Norman wiederentdeckt und seine Studien der Konflikte innerhalb des japanischen Volks wieder aufgenommen, einen Teil seiner Arbeiten. Der Historiker Norman beschreibt die Geschichte Japans in lebendigen Szenen, gefolgt von der Kritik der Akteure, die zu stark ist, als daß sie ausschließlich von europäischen Werten diktiert worden wäre. Diese Historiographie war in einer doppelten Identität zu Hause.

Normans Selbstmord scheint nicht einem Auseinanderdriften der Identitäten geschuldet zu sein, zumal er zu diesem Zeitpunkt nicht direkt von Spannungen in den japanischen Angelegenheiten berührt war. Es gab da etwas anderes. Norman verlor jede Hoffnung an das Urteil der Menschen, so wie es ihn ermattete zu sehen, wie jede Anwendung des Gesetzes sich verbraucht. Die Japaner sahen dies als einen japanischen Selbstmord an.

1. Fallstudie und Kriterien

In der *gesellschaftlichen Analyse* werden die Faktoren von *Input und Output* hervorgehoben. Zunächst ist es wohl wahr, daß die Haltung im Orient Norman gegenüber nicht verkrampft war. Er wurde von den Japanern, die ihn kannten, geliebt, sicherlich auch von den Ägyptern.

Norman tritt doppelt auf, als Politiker und als Historiker. Als Politiker hat er Reaktionen der Europäer provoziert, und Schritt für Schritt hat der Utilitarismus ihrer politischen Klasse ihn in den Tod getrieben. Als Historiker existiert Norman produktiv über seinen Tod hinaus in Japan.

Dies mag zeigen, daß die doppelte Identität tief ging.

In der *psychologischen Analyse* heben wir hervor, daß Norman das Bedürfnis verspürte, die Geschichte des Volkes hervortreten zu lassen, die in Asien nicht oder nur rudimentär geschrieben worden ist. Deswegen wollte er die Japaner die Geschichte des Volkes ihres Landes lehren. Das ist zwar ein europäischer Grundzug („glauben Sie, es sei möglich, die Demokratie zu kennen, ohne das Volk zu kennen?“²), aber Norman wollte zeigen, daß diese Herangehensweise auch für Japan gelten kann. Er sah sich als einen Erzieher der Japaner und wollte ihnen das aus sich selbst herauszuarbeiten helfen, was sie selbst noch nicht kannten.

Er hatte den Eindruck, von den Europäern an den Rand gedrängt worden zu sein, was das Los vieler Orientalisten hat sein können – heute repräsentieren sie den Orient für die anderen Europäer, doch morgen sind sie mit diesem vergessen.

Er fürchtete, selbst für die Japaner ein Prediger in der Wüste zu sein, denn er kannte das Ausmaß seines Einflusses bei den japanischen Intellektuellen nicht. Seine Arbeiten wurden auf Japanisch vollständiger publiziert als auf Englisch.

Die *semantische Analyse* erbringt sicherlich weniger Resultate, als man zunächst meinen möchte. Die meisten der im Fernen Osten erfundenen Worte zum politischen Vokabular oder der politischen Philosophie stammen aus Japan, bevor sie in China aufgenommen wurden. Sicher gab es hierbei Mißverständnisse, doch die Interpretationsanstrengung ist in der Regel ziemlich weit vorangetrieben worden, und dies ist seit den ersten Übersetzungen auf fruchtbaren Boden gefallen.

Selbstverständlich wurde dies alles von einer gewissen Romantik begleitet, und es gab japanische Begriffe, die unklar waren und die von der westlichen Analyse nicht hätten begriffen werden können. Norman handhabte sie besser als andere.

Die *komparatistische Methode* verdient aus anthropologischer Sicht einige Einschränkungen. Der Fall einer alten asiatischen Zivilisation erhöhe die Schwierigkeiten noch. Edward Said sprach davon, daß der Orient in den Diskussionen über den Orient abwesend ist.³ Hierauf wird abschließend zurückzukommen sein.

2 Xenophon, *Erinnerungen an Sokrates*, IV-27.

3 *Orientalism*, New York 1979, S. 208.

2. E. H. Norman, sein Leben und sein Werk

Egerton Herbert Norman wurde am 1. September 1909 in Karmizawa im Departement Nagano in Japan geboren. Sein Vater war ein kanadischer Missionar. Sein Bruder Howard und er wurden Japanologen. Am 4. April 1957 suchte er in Kairo den Freitod, im Alter von 47 Jahren. Alles in allem hat er 24 Jahre in Japan verbracht, mehr als die Hälfte seines Lebens.

Mit 16 Jahren erkrankte er an Tuberkulose. Ein Jahr lang wurde er in einem Sanatorium in Japan gepflegt, dann in Kanada, wo er genas. Er las viel. Mit Studienabschlüssen am Victoria-College (Toronto) und dem Trinity-College (Cambridge) setzte er seine Studien in Harvard über japanische Geschichte drei Jahre lang unter der Leitung von Serge Elisséeff fort. 1938 war er Mitarbeiter des Institute of Pacific Relations (New York). Er veröffentlichte *Japan's Emergence as a Modern State* 1940. Anfang desselben Jahres sandte ihn das kanadische Außenministerium als Praktikant nach Japan, von wo er im Juni 1942, sechs Monate nach Kriegsbeginn, wieder zurückkehrte.

Gegen Kriegsende beauftragte ihn das Außenministerium mit der Rückführung der internierten Kanadier in Japan. Zusätzlich diente er dem Nachrichtenbüro des Generalstabs des Pazifik in Manila. Das Hauptquartier von McArthur hielt seine Mitarbeit in Tokio für unabdingbar. Geschmeichelt stimmte die kanadische Regierung Normans Versetzung unter der Bedingung zu, daß er, der sich mit der Analyse der politischen Nachrichten beschäftigten und der SCAP Maßnahmen zur Demokratisierung Japans vorschlagen sollte, offiziell zu den Beratern McArthurs gehörte. Bis Ende 1945 gehörte er auch dem Hauptquartier in Tokio an, also während einer besonders wichtigen Zeit zu Beginn der Besatzungspolitik.

Anschließend erhielt er den Auftrag, Kanada in der Kommission für den Fernen Osten in Washington für die Kontrolle der Verwaltung in Japan bis zum Sommer 1946 zu vertreten. Dann wurde er zum Geschäftsträger Kanadas in Tokio ernannt, als die kanadische Verbindungsstelle in Japan eingerichtet wurde. Dort blieb er bis Ende Oktober 1950, als er zum Direktor für die Politik im Fernen Osten im kanadischen Außenministerium in Ottawa ernannt wurde. Später war er Kanadas Gesandter bei der UNO, wo er praktisch die kanadische Vertretung leitete. Er war der erste Berater der kanadischen Delegation auf der Friedenskonferenz von San Francisco. Als er starb, war er Botschafter in Ägypten.

Seine doppelte Identität erhielt er während seiner Kindheit mitten unter Japanern, und er pflegte sie so, daß die japanische Kultur ihm ebenso vertraut war wie die westliche. Darüber hinaus hielt seine Position die Waage zwischen der Funktion eines Historikers, welcher die Geschichte Japans objektiv beobachtet, und der Funktion des Diplomaten, der die Politik seines Landes durchführen muß und nicht subjektiv in die Geschichte eingreifen darf.

Er hinterließ fünf Werke: *Japans Emergence as a Modern State; Soldier and Peasant in Japan; The Origins of Conscription; Andō Shōeki and the Anatomy of Japanese Feudalism; Feudal Background of Japanese Politics* und einen Band mit Aufsätzen *Kurio no Kao*; weiterhin zwei sehr umfangreiche Artikel und zwölf Aufsätze, weiterhin ein Dutzend unveröffentlichter Dokumente. Die Ziele des Schriftstellers werden sich im folgenden selbst zeigen. Was er den Japanern sagen wollte, hat er mit diesen Worten zusammengefaßt:

„Alle Völker haben zwei Traditionen, die nebeneinander existieren, und das japanische Volk bildet hier keine Ausnahme. Die eine ist dunkel, erdrückend, streng, während die andere klar, menschlich und großherzig ist. Zu allen Zeiten ist es die Aufgabe der Wissenschaftler, den Unterschied herauszuarbeiten zwischen dem, was in der politischen Tradition des Landes beibehalten werden kann, und dessen, was entschlossen beiseite gefegt werden muß.“⁴

Sein Selbstmord 1957, fünf Jahre nach den Angriffen des McCarthyismus, gegen welche die kanadische Regierung ihn in Schutz genommen hatte, nach einer lustlosen Mission in Neuseeland und einer anderen, sehr arbeitsreichen, in Kairo, überraschte viele seiner Freunde. Einer von ihnen sagte: „Der Selbstmord scheint seiner Moral und seinem Sinn für Verantwortung zu widersprechen.“ Wenn er „Schiffbruch“ erlitt, dann jedenfalls nicht durch Orientierungslosigkeit, sondern eher in weiter Entfernung von dem Land, dem er sich nahe fühlte. Man berichtet, daß Nambara Shigeru, der in jenem Jahr das Buch *Die Kultur und der Staat* veröffentlichte, erklärte, daß „nur Männer wie Norman der Aufgabe würdig sind, Osten und Westen zu überbrücken“.

Seine Asche wurde auf dem protestantischen Friedhof Roms begraben, in der Nähe des Grabs von Shelley.

3. Schwierigkeiten der komparatistischen Methode

Idealerweise müßte man gegen- und miteinander abwägen

- den Sinn und die Logik, die in Japan hervortreten;
 - die Anachronismen (wenn die gesellschaftliche Zeit in Japan zurückbleibt);
 - die mentalen Kontingenzen der Beobachter;
- um die Bewußtseinsstatsachen unseren anzugleichen und um in gewisser Weise mit gleicher Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit zu arbeiten. Tatsächlich wird man durchgängig davon behindert, daß die Orientalistik weiterhin mit großen weißen Flecken übersät ist.

4 Zeitung der Universität Tokio vom 24.06.1948, Rede vor den Studenten des Tōdai-Instituts: „Andō Shōeki und seine Kritik der Feudalgesellschaft“.

Als konsequenter Historiker verspürte Norman oft das Bedürfnis, die Konsistenz und die Solidität des bereits erreichten Kulturtransfers zu überprüfen. Als Berater für politische Angelegenheiten führte ihn diese Frage noch einmal zur Untersuchung des Problems, ob es in Japan möglicherweise gleichsam unterirdische, natürliche und verborgene Konzeptionen gibt, welche den Kulturtransfer politischer Theorien verunmöglichen, auch wenn es nur um die Bereicherung und die Modernisierung des Vokabulars ginge.

Doch in seinem Beruf als Wegbereiter der Besetzung war Norman ein Realist. Zunächst spitzten seine Ideen die Politik, die in Tokio konzipiert wurde, außerordentlich zu. Später entfernte er sich mehr und mehr von dieser Politik. Er befand sich nur in Funktionen, die von direkten Handlungen entfernt waren und ihn nur als Berater betrafen. Konkret scheint die Besatzungspolitik aus den Vorschlägen Normans zwei Konsequenzen gezogen zu haben:

- die Japaner zur Verurteilung zu bringen (eine Aktion, die zur Bußfertigkeit führen soll);
- die japanische Nation politisch zu erziehen (eine Aktion, deren Resultat schließlich die Indoktrinierung sein wird).

Doch auch diese Besatzungspolitik ist nicht völlig im Einklang mit Normans Vorstellungen, der keinesfalls das Entgleisen des zweiten politischen Strangs billigen konnte.

Doch die Amerikaner beschleunigten. Sie setzten nach Normans Meinung die neue japanische Regierung zu früh ein. Als Berater nahmen sie die Japaner selbst. Norman glaubte, daß das politische Bewußtsein ein Resultat des Zustandes ist, in dem sich das Volk befindet, und daß zunächst ein bestimmtes wirtschaftliches Niveau zusammen mit der Fähigkeit erreicht sein muß, die Ökonomie zu handhaben. In erster Linie dachte er dabei an die Agrarreform, die sehr schnell umgesetzt werden konnte. Ihr Erfolg war für Japan die erste konstruktive Handlung, die rückhaltlos der Besatzungspolitik zugeschrieben werden konnte. Norman erreichte ebenfalls die Pressefreiheit und die Reform des Erziehungssystems in Japan.

Diese Reformen spiegelten die Ideen Normans wieder, was hingegen nicht für einige politische Programme gilt, die längerfristig durchgeführt werden mußten, zum Beispiel die Reform der Unternehmen, der Polizei und vor allem die Demilitarisierung. Letztere blieb im Sand stecken, als die Amerikaner nach der Unterzeichnung des Friedensvertrages eine nationale Verteidigung in Japan einrichteten. Von der Konferenz von Canberra im Sommer 1947 hätte Norman gewünscht, daß die Alliierten eine längere Zeit mit UN-Streitkräften das Land überwachten und die japanische Verwaltung unter UNO-Kontrolle stellten. Das kanadische Projekt eines internationalen Kontrollrates über Japan (Confer) wurde nicht realisiert. Norman glaubte, daß das Volk langsam lernt und daß eine zu schnell in seine

Verantwortlichkeiten eingesetzte japanische Armee nicht eine Armee des Volkes sein könne.

Der Wind wehte aus einer anderen Richtung. John Forster Dulles, seit April 1950 im Amt, trieb die Friedensverhandlungen voran und gab Japan seine Unabhängigkeit und seine Souveränität wieder. Nach nur einem weiteren Jahr stellte der nationale Sicherheitsrat der USA das Programm auf, „*angemessene psychologische Programme* zu erstellen, welche die Japaner weiterhin zur freien Welt hin orientierten und vom Kommunismus abwandten“.⁵ Man könnte meinen, daß man die Prüfungen, denen die eine oder die andere der Identitäten Normans unterlag, anhand der Reformen, die nicht nach seinem Geschmack waren, oder anhand der Konjunkturen politischer Positionen abzulesen seien, für die er sich eingesetzt hatte. Wenn beispielsweise seine Empfehlungen zugunsten der Japaner von den Modernisierern der Besatzung nicht berücksichtigt wurden, hätte theoretisch seine japanische Identität leiden müssen, während seine westliche Identität es ihn im umgekehrten Falle schwergemacht hätte. Tatsächlich spielten sich die Dinge offensichtlich anders ab. Zunehmend stimmte Norman nicht mit den Doktrinen überein, die er als offizielle Persönlichkeit hätte darstellen sollen, und doch trieb ihn dies nicht in die Arme der japanischen Reaktion dieser Zeit. Ganz von seinem sokratischen Ideal aus – dieser Begriff legt eine Art Überlegenheit des Westens nahe, doch für Norman galt er auch für japanische Denker, deren Lehren er reaktualisieren wollte – verletzte er japanische Strömungen, während er gleichzeitig westliche Tendenzen zu mehr Bewußtsein aufrief. Zusammengefaßt hielt er die – für ihn gerechte – Mitte, während er beide Seiten aus seiner Sicht der Kenntnis des japanischen Volkes zurechtwies.

Im folgenden Schema werden die westlichen und japanischen Strömungen gegenübergestellt und anschließend zum besseren Verständnis erläutert, d. h. auch historisch relativiert.

Westliche Strömungen (Absichten der Besatzungsmächte)	Japanische Strömungen (Beharrlichkeit)
Nationale Repräsentation als Grundlage der politischen Legitimität	Nationale Repräsentation als Angliederung des Volkes an den Staat
Die zeitgenössische japanische Geschichte wurde von Zeit zu Zeit durch grobschlächtige Männer in die Irre geleitet	Schlechte Diener des Throns
Organisation der Verteidigungskräfte als Grundlage der Bündnisse mit anderen Staaten	Organisation der Verteidigung als Modell der Autarkie
Kapitalismus als Generator von Freiheiten	Kapitalismus als Form einer Ordnung, in welcher die nationale Bürokratie ihre wesentlichen Funktionen aufrechterhalten kann

5 Zit. von J. Dower (Anm. 1), S. 41 (Hervorhebung von mir).

Wenn Norman in seinen offiziellen Funktionen bei der Fernostkommission oder bei anderen Konferenzen seinen Einfluß bei den Alliierten geltend zu machen glaubte, wobei er sich an Staatsmänner wandte, die schnellstens in Japan einen konservativen Staat einrichten wollten, appellierte er an wichtige Ideale. Er war gegen schnelle Wahlen; für mindestens 20 Jahre verlangte er nach einer politischen und militärischen Kontrollmacht, die von der UNO abhängen sollte.

Wenn er hingegen als Experte politische oder wirtschaftliche Maßnahmen für Japan vorschlug, war er weit anspruchsvoller als die anderen Europäer. Er wollte die etablierten Gruppen beiseite schieben, die sich seiner Meinung nach aus Eigeninteresse gegen das japanische Volk verschworen hatten, und er wollte ihren Privilegien den Boden entziehen. Derart war sein Handeln in gewisser Weise sokratisch. Es war nicht fremdbestimmt. Gleichzeitig war es am Objekt orientiert, vom Interesse der japanischen Seite.

4. Der Weg des Kulturtransfers

1945 befand sich Japan im Zustand einer großen mentalen und geistigen Zerrüttung. Von einer Doktrin mußte es zur anderen wechseln. Es wäre ein Fehler zu meinen, die Doktrin vor der Intervention der Alliierten sei anti-modern gewesen. Die unsinnige Kultur des Schwerts und des Staats-Shintô, die zu einer Art Liturgie des japanischen Geistes geführt hatte, ging zwar unter, hinterließ aber keine Leere. Die Armee hatte um den „japanischen Geist“ ganze Legenden aufgebaut, aber sie pflegte den Empirismus und schulte die Zeitgenossen in der westlichen Logik, auch wenn sie schließlich ethnischen Überzeugungen anhing, um die Opferbereitschaft zu erhöhen. Für die Armee war die westliche Kultur die Basis.

Man sieht, daß Norman nicht einer jener Modernisierer war, die in den Fernen Osten gingen, um dort die Ideen des Westens zu lehren oder die Art, wie mit ihnen umzugehen sei. Als Kind hatte er in Japan während einer Zeit gelebt, in welcher die Ideen und die Berufe des Westens innerhalb und auch außerhalb der gebildeten Schichten bereits bekannt waren und geschätzt wurden. Er war auch auf dem Land, und die Volksmentalität war ihm durchaus vertraut. Er kannte ihre Quellen. Für ihn stand es außer Frage, daß das politische Bewußtsein in Japan lediglich aufgeweckt werden mußte.

Im Moment nach der Niederlage konnte das japanische Volk wie versteinert gegenüber der politischen Leere verharren, welche die Besatzer organisierten. Und Norman fürchtete, daß die Menschen nur die wenig entwickelten Methoden des politischen Lebens wiedererkannten (Dorf-gemeinschaften, Nachbarschaften). Es hätte einige Zeit gebraucht, damit sich die organischen Kräfte selbst reorganisierten. Er empfahl, sie zu

schützen, sie – selbst vor westlichen – Ansteckungen zu bewahren, damit die besten Pflanzungen des Landes sich entwickeln könnten.

Nach mehreren Jahren zeichnete sich ein offener Bruch mit der amerikanischen Besatzungsregierung ab. Jedenfalls berichtete Norman darüber in einem Brief vom 1. August 1950 an Lester Pearson, seinerzeit Minister für Auswärtige Angelegenheiten in Ottawa. Seinem Urteil nach steuerte die Besatzungsregierung zunehmend einen Kurs, der es den Japanern unmöglich machte, die neue Verfassung anzunehmen. Die Meinungsfreiheit einzuschränken, die Armee wieder einzusetzen seien Maßnahmen, welche die japanische Vorkriegsmentalität wieder herstellte und die Unverbesserlichen in der Meinung bestärkten, daß es nichts zu lernen gäbe und daß die Verfassung nichts wert sei.

Einige Jahre zuvor, als der Stil der Besatzungspolitik noch diskutierbar zu sein schien, hatte sich Norman in einigen Beiträgen geäußert, die vielleicht etwas literarisch oder rhetorisch erscheinen mögen, die aber immerhin gelesen und gehört wurden. Beschrieb er in einem neuen Vorwort für die Ausgabe von *Japan's Emergence* im März 1946:

„Die Meiji-Regierung war ein Absolutismus, und sie ruhte auf einem soliden Gerüst von Oligarchien: Hofwürdenträger, Bürokraten, Militärschefs und Repräsentanten einer kleinen Anzahl von privilegierten Unternehmen. Folgerichtig schlossen diese Oligarchen die Masse des Volkes von der Politik aus und begünstigten sich gegenseitig ...“

Dieses Thema entwickelte er in seinem Vortrag *Japan in evolution* vor der Foreign Policy Association in New York. *Militarists in the Japanese State*,⁶ ein weniger bekannter Text, der 1949 ins Japanische übersetzt wurde, geht hier noch weiter:

„Während eines halben Jahrhunderts wurde das japanische Volk dressiert und auf den Krieg hin körperlich wie gedanklich unterdrückt. Dies wurde zu einer Wunde, und die Bedrohung wurde für die benachbarten Ethnien so groß, daß es keine andere Politik gab ..., als die Japaner zu vernichten. Die Befreiung wird auch die des japanischen Volkes sein, dessen unglückliches Schicksal daher rührt, daß es in der kritischen Epoche der Abschaffung des Feudalsystems nicht seine Freiheiten durchsetzen konnte. Wenn die Streitkräfte der demokratischen Nationen die Armee geschlagen haben werden und wenn das japanische Volk befreit sein wird, wird es zunächst darum gehen, die japanische Eroberung Asiens abzuwenden. Hierfür muß man sich ernsthaft auf die Garantie der Freiheiten des japanischen Volkes konzentrieren, welche es sich nicht selbst hat geben können, weil es außerordentlich in die Irre geführt worden ist. Seine Befreiung muß zu Ende geführt werden.“

Im Falle Normans wurde die Persönlichkeit des Erziehers nicht durch jene des Diplomaten erdrückt. Er denunzierte mit Nachdruck die falsche Kopie eines modernen Staates, den selbst heute noch manche Kommentatoren zu

6 Wahrscheinlich veröffentlicht in: Pacific Affairs, XVI-4.

ergründen suchen. Sein japanisches Publikum kannte nichts anderes und mußte sich anstrengen, Norman zu folgen. Dieser lud es zu mehr Vorstellungskraft ein. Doch sein doppelte Qualifikation gab ihm die Macht der Predigt. Seine Biographen erinnern an seinen Vortrag vor den Studenten von Keiô mit dem Titel *Persuasion or Force* vom November 1948, zu einer Zeit, als die Besatzungsmächte die Sicherheitsmaßnahmen in vielen japanischen Städten verschärften. In diesem Vortrag sagte er, daß es eine feige Kapitulation sei, die politischen Programme, welche die Reformer und die Streiter für die Freiheit erarbeiten, für zu zerbrechlich und widerstandslos gegen die Usurpatoren ihrer Ideale zu halten: „Sagen Sie mir, welcher Staatsmann, welche Institution, Regierung oder Parlament, scharfsinnig genug ist, um alleine über die Frage zu entscheiden, was das Volk hören dürfe und was nicht.“ Er erwartete, daß sich aus dem Volk heraus, und stärker als vor der Meiji-Ära, der Wunsch nach Basisdemokratie und ein Freiheitssinn entwickelten, die sich seinerzeit gegen die politische Unterdrückung behauptet hatten.

Im August 1949 legte er in der Presse ein altes Beispiel der politischen Intelligenz des japanischen Volkes dar: Die geistreiche Denunzierung der parasitären Samurai, im 18. Jahrhundert von Andô Shôelki vorgelegt⁷, einem vergessenen Denker, einem scharfen Kritiker der „sozialen Schärfe und scholastischen Sterilität“ der Verwaltung der Shôgun. Wahrscheinlich unterlag Andô keinerlei westlichem Einfluß. Norman arbeitete über dieses Thema mit Kubo Genji in der schweren Hitze der Botschaft Kanadas in Tokio. Er wollte dringend eine japanische Version seiner Arbeit veröffentlichen.

Was er ausdrücken wollte, könnte man in Form eines Syllogismus ausdrücken:

1. Das politische Bewußtsein reift durch Versuche (Irrtümer und ihre Verbesserungen).
2. Beispiele zeigen, daß das japanische Volk die Methode kennt und weiß, was die Kritik ist.
3. Folglich kann das politische Bewußtsein ganz alleine im japanischen Volk reifen.

In der Perspektive des Kulturtransfers könnte man zögern. Sollte man nicht anfangs sagen: „Die Weisheit der Europäer lehrt uns, 1. Das politische Bewußtsein reift“ usw.? Offensichtlich dachte Norman völlig anders, indem er Japan selbst zum Beispiel nahm. Es galt für ihn, die Universalität des Prinzips nachzuweisen.

Als er sich an die Studenten von Keiô in seinem Vortrag „*Persuasion or Force*“ wandte, sprach er weder von Europa noch von den Vereinigten

7 (1703–1762). Norman schreibt Andô Shôelki and the Anatomy of Japanese Feudalism, T. A. S. J. (1949).

Staaten. Er hielt sich an das Problem der freien Meinungsäußerung in der modernen Gesellschaft überhaupt.⁸

John Dower hatte weitere Beispiele dieser Art Normans zusammengetragen. Eines betrifft die geschichtliche Rolle der Bürokratie in Japan. In Normans Diagnose hatte die Bürokratie im zeitgenössischen Japan seit der Meiji-Zeit als Puffer zwischen Kräften gedient, die sich nicht kontrollierten, schlecht aufeinander abgestimmt waren und potentielle Gefahrenherde darstellten. Daraus folgerte Norman, daß Japan hier eine originale Institution herausgebildet habe:

„Andauernd zwischen dem militärischen und dem finanzkapitalistischen Lager schwankend, ebenso wie zwischen Hofkreisen und politischen Parteien, verlor diese fast anonyme, aber erfahrene Bürokratie nach und nach alle Anzeichen einer ursprünglichen demokratischen Handlungsweise, aber an der anderen Seite verhinderte sie den Sieg der eindeutig faschistischen Kräfte ...

Es ist wohl keine Übertreibung zu sagen, daß der Schlüssel zum Verständnis des japanischen politischen Lebens in der Untersuchung der tiefreichenden historischen Funktion und der aktuellen Position der Bürokratie liegt.“⁹

Folgt man Norman, so wird man unweigerlich zu den Quellen der japanischen politischen Kultur geführt, selbst wenn diese verunreinigt sein mögen.

Noch heute könnte manchmal die Idee einleuchten, daß vom Kapitalismus in Japan Gefahren ausgingen, wenn man das Fehlen anderer Kräfte als der Bürokratie in Rechnung stellt, welche die gewaltigen Interessengegensätze ausglich. Deren Degenerierung oder Korruption könnten dann Katastrophen ankündigen. Während der Besatzungszeit wiederholte Norman immer wieder, daß die japanische Bürokratie nicht zerschlagen, sondern ihrer Potentiale wegen erhalten werden sollte. Er war Historiker, Geisteswissenschaftler, doch er ging wie ein Ingenieur vor.

Man erwartet daher nicht, daß er derart schwer von den Schlägen getroffen wurde, die auf ihn als progressiven Orientalisten zielten.

5. Ein erschöpfter Sokrates

Er tötete sich 1957, als er kanadischer Botschafter in Ägypten war, indem er sich vom Terrassendach eines Hochhauses warf. Das Untersuchungskomitee des amerikanischen Senats für Sicherheitsfragen (antiamerikanische Aktivitäten McCarthy) hatte nach vier Jahren zum zweiten Mal eine Untersuchung gegen ihn auf der Grundlage seiner Beziehungen mit Kom-

⁸ Aber er zitiert einmal das Beispiel Sokrates.

⁹ Es handelt sich um Japan's Emergence, geschrieben 1939, als Norman die These vertrat, daß die Vermittlung der Bürokratie in Japan wirksam gegen den Faschismus gearbeitet habe.

munisten angekündigt; das erste Mal war er von der kanadischen Regierung in Schutz genommen worden. Die Presse berichtete über die neuerliche Untersuchung am 12. März 1957. Die Untersuchungspunkte waren wie beim ersten Mal Beziehungen Normans mit der Revue *Amerasia*, die er 20 Jahre zuvor unterhalten hatte, und mit der Vereinigung der amerikanischen Freunde des chinesischen Volkes. Ein weiterer Anklagepunkt war, daß er Tokuda und Shiga, zwei japanische Kommunistenführer, bei sich aufgenommen hatte, nachdem die Besatzungsmächte sie aus dem bei Tokio gelegenen Gefängnis Fuchû befreit hatten, in dem sie 17 Jahre lang eingeschlossen gewesen waren.

Es half nichts, daß man gegen die Untersuchung einwandte, daß Norman sich durchgängig von den Marxisten unterschied, welche letztlich Hegelianer blieben und dem Westen die Rolle des geschichtlichen Subjekts zuschrieben.

Es scheint, daß Norman sehr ermüdet war. Noch einmal hatte er sein Können in den Dienst eines nichtwestlichen Landes gestellt, das sich mit den Weltmächten in Schwierigkeiten befand. Er hatte schließlich den Oberst Nasser dazu überredet, der Stationierung einer Friedenstruppe der UNO in Ägypten nach dem französisch-englisch-israelischen militärischen Eingreifen zuzustimmen. Lester Pearson erhielt für die Resultate der kanadischen Diplomatie im Mittleren Orient später den Friedensnobelpreis.

Möglicherweise wollte Norman keine weitere Enttäuschung ertragen. „Ich habe keine Wahl. Ich muß mich töten, weil ich ohne Hoffnung lebe“, schrieb er in einer Botschaft an einen seiner besten Freunde. Zweifellos war er bereits im Sanatorium, als er 16 oder 17 Jahre alt war, dem Tode nahe gewesen. Doch damals hatten die Lektüre der Geschichte und der Philosophie seine Hoffnung getragen. Nunnmehr besaß er sie nicht mehr. Er glaubte nicht mehr, irgend etwas erreichen zu können, und doch hatte er sein Verhalten nicht geändert, wie sein Einsatz für den Frieden in Ägypten zeigte.

Wahrscheinlich nahm er im Guten Abnutzungserscheinungen wahr, als ob alles Gute in Korruption endete. Die Leidenschaften seiner Jugend wurden in den Vereinigten Staaten als ungesund angesehen. Seine Bertaetigkeit für die Besatzungsregierung Japans wurde nicht in eine Erziehung des japanischen Volkes, sondern in seine Unterwerfung umgemünzt. Seine Arbeit in Ägypten schließlich drohte von Interessen angenutzt zu werden, die er nicht als ehrlich empfand.

Faßt man hier nach, so liegt es fast auf der Hand, daß seine Identität als Orientalist in Mitleidenschaft gezogen wurde. In *Das Gesicht Clios*, einem kleinen japanischen Aufsatzband, fällt eine Passage auf, die den Abscheu vor Hochstapelei und Schwindelei ausdrückt, und in einer anderen Passage aus *Ando Shoeki und die Anatomie des japanischen Feudalismus* drückt

Norman seine Verzweiflung darüber aus, daß eine gute Sache eines Tages von Schwindlern verpestet werden könnte:

„Mehr als nur jemand, der in seiner Schwatzhafteigkeit die geheiligten Worte der Freiheit und der Rechte in den Schmutz zieht, kann jemand als wirklicher Demagoge daran erkannt werden, wie er einige Ereignisse oder Vorfälle trügerisch zu seinem eigenen Vorteil und seiner Absicherung interpretiert.“

In der zweiten Passage heißt es:

„Die Antwort auf die Frage, wie weit die Reformisten, die Männer des Glaubens oder des Mysteriums oder auch die Revolutionäre, die wir sind, den Schwindlern, den Zeitläufern nachgeben und auf einen Teil ihrer Ideal verzichten müssen, diese Frage stellt sich uns fortdauernd.“

Diese Worte drücken die Ängste eines „Gerechten“ aus, und von einem Hoffnungsverlust ist man hier weit entfernt. Möglicherweise hatte Norman auch kurz vor seinem Tod einen Verrat erlitten, der weiterhin unbekannt geblieben ist. Ansonsten bleibt als Erklärung das Erleben der Diskrepanz zwischen einer gerechten Sache und dem Kompromiß mit bestehenden Ordnungsformen, und wenn diese als verdorben erlebt werden, droht völlige Hoffnungslosigkeit.

Der beunruhigte Orientalist, im Exil von seinen Völkern und von seinem Wirken getrennt, war gegenüber Kritik verletzlicher als der griechische Weise, der seine Schüler um sich herum hatte. Darüber hinaus hatte der Orientalist nicht wie die, welche ihn unter Druck setzten, die Unterstützung einer Bibel. Wie Edward Said schreibt, trägt der Orientalist den Orientalismus in sich selbst: „I mean to say that in discussions of the Orient, the Orient is all absence, whereas one feels the orientalist and what he says as presence; yes we must not forget that the orientalist's presence is enabled by the Orient's effective absence.“

Ich glaube, daß Norman die Hoffnung verloren hatte, weil er sich aufs neue von der Möglichkeit entfernt sah, in Japan in einem kleinen Kreis die Studien fortzusetzen, welche er für nützlich hielt. Unter diesen Umständen setzten ihn zu viele Menschen, die wir heute kaum noch kennen, unter Druck, weil sie in ihm einen unklaren Orient erblickten und er umgekehrt immer weniger instande war, sich zu verteidigen.

Normans japanische Freunde erkannten dies. Manche sagen, er hätte zu ihnen zurückkehren sollen. Seine Werke wurden von den Japanern wichtiger genommen als von den Europäern und Amerikanern. Insbesondere hatte ihn seine doppelte Identität dazu befähigt, in japanischen Zeitmaßstäben zu denken, welche noch nicht die des Westens waren. Die Japaner sahen Politiker immer als Vaterfiguren an. Hierin konnte der Grund für seine Meinungsverschiedenheiten mit dem SCAP über Rolle und über Erziehung liegen.

Zhao Yifan

Noch einmal über Orientalismus: Die Geschichte Thomas Wades in Chinas

1886 erhielt die Bibliothek der Universität Cambridge ein umfangreiches Buchgeschenk. Die Bücher kamen aus China und handelten alle über China. Insgesamt handelte es sich um 883 Werke in 4304 Bänden. Für die chinesische Abteilung der Bibliothek schlossen diese Bücher viele Lücken der schlecht ausgestatteten Abteilung, so zum Beispiel in den Bereichen Geschichte, Poesie, Biographie, kaiserliche Verwaltung, Konfuzianismus, Buddhismus und Taoismus.

Der Stifter dieser Bücher war ein alter Funktionär des britischen Empire, Sir Thomas Francis Wade (1818–1895). Für diese Wade-Collection veröffentlichte die Universität 1898 einen Katalog, der 150 Seiten umfaßt.¹ Wade wurde nach dem Ausscheiden aus dem Dienst Professor für Chinesisch und Fellow des King's College. 1888 bis zu seinem Tod 1895 lehrte er chinesische Geschichte und Kultur und hinterließ unter seinem Namen einen Meilenstein auf dem Gebiet des britischen Orientalismus.

Der angesehene Wissenschaftler trug nicht nur zur Kenntnis Chinas in Großbritannien bei, sondern auch zum praktischen Umgang mit chinesischen Worten. Sein wichtigstes linguistisches Instrument, wie er es nannte, war das sog. Wade-System der chinesischen Aussprache. Tatsächlich war es das erste westliche Umschrift-System der chinesischen Sprache. Wade gelang eine Transkription mit lateinischen Buchstaben, welche es Europäern erlaubte, chinesische Schriftzeichen und ihre Aussprache zu lernen. Von 1880 bis 1960 war das Wade-System zusammen mit dem populären *Wade-Textbook for written and spoken Chinese* ein weitverbreitetes Handwerkszeug für englische, amerikanische und europäische Chinesischstudenten. Das System war britischen Ursprungs, und dadurch half es beim Aufbau eines Netzwerks der Kolonialkultur mit, zunächst bei den Europäern in der Konzession von Shanghai, von wo aus es sich dann weiterverbreitete und das Alltagsleben von Millionen Chinesen erreichte. Für über ein halbes Jahrhundert mußte alles in China entsprechend diesem System ausgesprochen werden, und dies überwiegend zur Bequemlichkeit der Ausländer. Beispielsweise wurden Städtenamen wie Shanghai und Beijing gewöhnlich in einem verwestlichten Stil ausgesprochen. Gleiches gilt für

1 H. A. Giles (Hrsg.), *A Catalogue of the Wade Collection of Chinese and Manchu Books in the Library of the University of Cambridge, Cambridge 1898*. Dieser Katalog wird jetzt in der Nationalbibliothek in Peking aufbewahrt, aus auf der Hand liegenden Gründen kein angenehmes Erinnerungsstück.

die Namen vieler chinesischer Heiliger, Kaiser, Konkubinen und sogar Tiere und Heilpflanzen.

Das Wade-System lastete derart auf Chinas Geschichte, daß die Regierung der Volksrepublik 1972 beschloß, es im offiziellen Gebraueh abzuschaffen. Statt dessen wurde ein standardisiertes Transkriptionssystem eingeführt, welches für das westliche Ohr schwieriger ist, die chinesischen Laute aber genauer wiedergibt. Trotzdem ist der Geist Wades immer noch präsent. Wer vor 30 Jahren Englisch lernte, tat dies mit Hilfe des Wade-Systems. Nach dessen Abschaffung mußten auf Englisch fast alle historischen Namen Chinas neu geschrieben werden. Dieses unerwünschte Erbe ist unweigerlich Teil der Geschichte des Imperialismus in China. An diesem Beispiel läßt sich die Formierung des westlichen Orientalismus in bezug auf China demonstrieren, aber auch der schließlich erfolgreiche Widerstand dagegen.

1. Wade: zwischen Wissenschaftler und Imperialist

In seiner bekannten Untersuchung über den Orientalismus schreibt Edward Said, daß „Ideen, Kulturen und Geschichte nicht ernsthaft verstanden oder untersucht werden können, wenn nicht auf ihre Kraft oder genauer ihre Machtkonfigurationen analysiert werden“.² Er beobachtet ebenso scharfsinnig, daß die Beziehung zwischen Westen und Osten „eine von Macht, von Herrschaft und wechselnden Abstufungen einer komplexen Hegemonie sind“.³

Im Lichte der kritischen Sicht Suids kann man die Lebensgeschichte Wades noch einmal unter dem Aspekt von Macht und Herrschaft erzählen. Man erkennt dann zwei Wades: der eine war ein gelehrter Wissenschaftler, der andere ein militanter Imperialist. Im späten 19. Jahrhundert hatten aus der großen britischen Kolonisierungsmacht heraus die beiden Wades sich zusammengetan und ein perfektes Modell herausgearbeitet, welches das untrennbare Paar „Macht und Wissen“ repräsentierte (Foucault).

Der Imperialist Wade kam Anfang 1841 mit der britischen Royal Navy nach China. Als Übersetzer nahm er an dem blutigen Opium-Krieg teil und war Zeuge bei der Unterzeichnung des Nanking-Vertrages, der China gewaltsam der westlichen Welt öffnete und Hongkong in eine britische Basis verwandelte. Wade war jung und ambitioniert und wollte China nach seiner Mission nicht verlassen. Statt dessen ging er nach Shanghai, um dort für die von den westlichen Ländern gemeinsam geleitete Zollbehörde zu arbeiten. Wie andere Engländer, die sich in Indien niedergelassen hatten, blieb Wade in China und machte hier seine Karriere. Wegen seines Pflichteifers wurde er 1854 an die Spitze des Zollsteueramtes ernannt, das

2 E. Said, *Orientalism*, New York 1978, S. 5.

3 Ebenda, S. 5

sich nach dem Tienjin-Vertrag von 1858 in China völliger Autonomie erfreute.

1860 stürmten die Alliierten Streitkräfte Peking und brannten den kaiserlichen Sommerpalast nieder. Die große Plünderung wurde von vielen westlichen Kritikern denunziert, darunter Karl Marx und Victor Hugo. Wie Hugo in einem Brief schrieb, gab es seinerzeit zwei führende räuberische Länder, „eines war Frankreich, das andere Großbritannien“; und als diese zwei Räuber „lachend nach Europa zurückkehrten, waren ihre Kisten voller gestohlener Schätze“.⁴ Es ist unbekannt, ob Wade an der Plünderung beteiligt war. Doch während dieser chaotischen Periode diente er loyal als Übersetzer bei den Verhandlungen mit der chinesischen Regierung. Das Ergebnis war der bekannte Peking-Vertrag, der China geschichtlich in einen halbkolonialen Status zwang.

1871 wurde Wade nach 30 Jahren loyaler Arbeit in Shanghai und Peking zum britischen Botschafter in China ernannt. Als hauptsächliches Sprachrohr des Imperialismus erstaunte Wade viele Europäer durch seine Fähigkeiten, Kenntnisse und insbesondere durch sein Talent, „die wilden Chinesen zu zähmen“. Hier entwickelte sich Wade als Wissenschaftler und überschattete so sein früheres Bild des unbarmherzigen und arroganten Imperialisten. Seine geläufigen Chinesischkenntnisse, seine unübliche Vertrautheit mit der chinesischen Kultur und vor allem sein reicher Erfahrungsschatz in der chinesischen Politik verliehen ihm Titel wie „die erfolgreiche China-Hand“ oder „unser bester Kopf in chinesischen Angelegenheiten“, als Mann, welcher „die bi-kulturelle Diplomatie“ geschaffen habe.⁵

Es ist also nicht ungewöhnlich, daß der alternde Wade nach seiner Position in China nach Cambridge ging, um dort eine ebenso wichtige strategische Position für das Wohl des Empire einzunehmen. Die Theorie des Orientalismus enthüllt nach Said, wie lebenswichtig die westliche Hegemonie über Orientstudien ist. Sie erlaubt es auch, die innere Verbindung zwischen Orientalwissenschaft und imperialistischer Politik zu erkennen. Die Lebensgeschichte Thomas Wades zeigt, daß der westliche Orientalismus in China in einen historischen Prozeß eintrat, und zwar sowohl als eine akademische Disziplin, in welcher Europäer die chinesische Sprache wiedergeben konnten, als auch bei der Herausarbeitung eines erdrückenden Machtnetzwerkes mit der Aufgabe, über die Nation zu herrschen, sie anzupassen und über sie Autorität auszuüben.⁶

In seiner allgemeinen Beschreibung des Orientalismus scheint Said allerdings etwas Wesentliches übersehen zu haben. Zunächst ist sein Orientalismus-Begriff hauptsächlich auf den Mittleren Osten, Indien und einige

4 A. Peyrefitte, *L'Empire immobile ou le choc des mondes*, Paris 1989, S. 512.

5 J. C. Cooly, *T. F. Wade in China: Pioneer in Global Diplomacy*, Leiden 1891, S. 3.

6 E. Said (Anm. 2), S. 3.

wenige afrikanische Länder konzentriert. Leider sagt er wenig über China und Japan, ohne die sein großes System des Orientalismus von der Sache her kaum vollständig sein kann. Zweitens liegt sein theoretischer Akzent auf dem Thema der westlichen Hegemonie, wobei er weit zur absoluten Eroberung und Herrschaft des Imperialismus hin extrapoliert, hingegen kaum Raum für die Behandlung des Widerstandes des unterdrückten Nationen läßt, um von der Kritik innerhalb westlicher akademischer Institutionen ganz zu schweigen. In seinem Buch *Culture and Imperialism* ergänzt Saïd vieles, was er ausgelassen hatte. Zum Beispiel liefert er neues Material über den erbitterten Kampf gegen westliche kulturelle Vorherrschaft. Doch sind die Geschichten dieser Rebellen und Helden sowie die subversiven Textanalysen immer noch unzureichend, um ein Gegengewicht zu einem allmächtigen Globalsystem zu bilden.

Das Problem kann durch die Einführung des chinesischen Falls gelöst werden. China war groß und hinreichend bedeutend, um für den westlichen Orientalismus ein Gegengewicht darzustellen. Statt von einem Einrichtungsverkehr auszugehen, ist eine Kreuzungsmethode vorzuziehen, durch welche man *zugleich* die Themen der Beherrschung und des Widerstandes behandeln kann. Prozesse des historischen Wandels sind hierdurch leichter zu erforschen, und man kann besser nachvollziehen, wie sich die Persönlichkeit eines Individuums heraus- und umbildet, wenn es in den Schnittpunkt wechselseitig agierender kultureller Kräfte gerät. Hierbei erscheint Thomas Wade als ein passendes Analysebeispiel.

2. Wade in China: Eroberer oder Konvertit?

Was Wades Taten und Leistungen in China angeht, so kann man im großen und ganzen mit Saïd sagen, daß es seit dem 19. Jahrhundert ein Privileg des Westens war, einen ungleichen kulturellen Austausch mit dem chinesischen Volk zu erzwingen, denn „seine Kultur war stärker, er konnte eindringen, er konnte ringen, er konnte das große asiatische Geheimnis herausarbeiten und ihm eine Bedeutung geben“.⁷

Wades Lebensweg in China verlief allerdings nicht glatt. Mit seinem beruflichen Aufstieg sah er sich in der britischen Gesandtschaft zunehmend isoliert. Für die chinesischen Beamten im kaiserlichen Außenministerium wurde Wade zur Zielscheibe ihres Unmutes, denn er ging normalerweise schroff mit ihnen um. Sogar die Kaiserwitwe hielt ihn für „einen gefährlichen ausländischen Teufel“. Zeng Jize berichtet über ein Treffen bei Hofe in der Verbotenen Stadt mit der Witwe am 25. August 1878, kurz bevor er als kaiserlicher Minister nach Europa abfuhr:

Der Minister: „Obwohl ihr ergebener Diener Englisch verstehen und auch ein wenig schreiben kann, hat er keine Sprachpraxis und muß sich immer

7 Ebenda, S. 43-44.

noch der Übersetzer bedienen ... Der britische Minister Thomas Wade kann unsere Sprache sprechen und schreiben, aber er benutzt Übersetzer, wenn es sich um offizielle Geschäfte handelt ...“

Die Witwe: „Man sagte mir, daß Wade hierher kommt, hast Du auch davon gehört?“

Der Minister: „Euer Minister las diesen Sommer in einer Zeitung, daß Wade seine Reise im Herbst beginnen wird, doch weitere Informationen hat es seitdem nicht gegeben.“

Die Witwe: „Wade ist eine sehr schlaue Person.“

Der Minister: „Wade versteht geschriebenes und gesprochenes Chinesisch. Als Person ist er in der Tat sehr schlau, und sein Temperament ist sehr schroff, selbst Ausländer halten ihn für einen unausgeglichenen Mann.“⁸

Tatsächlich wäre es für die chinesischen Funktionäre nicht weise gewesen, dem britischen Botschafter zu grollen und ihn zu isolieren. Schließlich stammten sie aus einer stolzen Nation, welche kulturgeschichtlich weit länger dominierte als das britische Empire. Nebenbei verfügten sie über eine alte Tradition, Barbaren zu bekehren, welche die „Sprache der Vögel und Tiere“ sprachen. Zwischen dem wachsenden westlichen Orientalismus und einer passiv Widerstand leistenden, aber immer noch potentiell machtvollen chinesischen Kultur wurde eine Art Stellungskrieg geführt, in dem Wade zugleich als Eroberer und als Konvertit behandelt wurde.

In seinen jungen und mittleren Jahren wollte Wade China mit Kriegsschiffen und Verträgen erobern. Doch mit zunehmendem Alter und größerem Wissen sah er ein, daß es unmöglich sei, eine Nation zu kontrollieren, die geistig gereift war und Selbstvertrauen besaß. Offensichtlich erreichten einige chinesische gelehrte Beamte mit der Waffe der klassischen Literatur und dem damit verbundenen kulturellen Geschmack, daß Wade ein ernster und bescheidener Lernender wurde. Aus ihren Aufzeichnungen und Briefen kann man verfolgen, wie Wade sich Schritt für Schritt in einer fremden Kultur verstrickte und schließlich ihrem Reichtum und ihrer Größe erliegt. Hierzu nur zwei weitere Hinweise:

In einem Tagebucheintrag von 1865 berichtet der amerikanische Dichter Samuel Longfellow von einem Dinner mit dem amerikanischen Botschafter in China, Anson Burlingame. Von diesem erhielt er ein Geschenk in Form eines Seidenfächers mit der chinesischen Version des Dichters „Psalm of Life“. Da dies das erste englische Gedicht war, welches ins Chinesische übersetzt wurde, untersuchte der zeitgenössische chinesische Gelehrte Qian Zhongshu in einem Essay die Frage, wer der Übersetzer war. Dabei kam heraus, daß der „offizielle Übersetzer“ des Gedichts Tong Shu war, der chinesische Minister des kaiserlichen Außenamtes, und daß Wade zu einem ersten Entwurf der Übersetzung herangezogen worden war. Doch

8 Ssu-Yu Teng/J. K. Fairbank (Hrsg.), *China's Response to the West: A Documentary Survey 1839-1923*, New York 1973, Document 28, S. 105.

mit welcher Absicht sollte gerade dieses Geschenk überbracht werden? Der Sekretär von Minister Tong bemerkte hierzu, daß es sich dabei um eine ganz bewußte Aktion gehandelt habe, „jene unzivilisierten Ausländer unter den Einfluß unserer feineren Kultur zu bringen“. Statt einen ausgezeichneten englischen Dichter wie Byron oder Keats auszuwählen, suchten sie sich einen amerikanischen „großen Freund“ aus, um ihm ihre besondere Gunst zu erweisen, während sie zugleich Wade elegant eine bittere Lehre erteilten.⁹

Zum Schluß kann man auch einen bekannnishaften Beleg Wades aus dem Jahre 1867 heranziehen. Nach vielen Enttäuschungen realisierte Wade, daß er, so sehr er sich auch anstrengen mochte, sich zu kultivieren, in den Augen seiner chinesischen Lehrer ein ungehobelter und primitiver Lernender blieb, selbst wenn er ein ehrlicher Bewunderer dessen geworden war, was sie ihn lehrten. Im Vorwort seines Arbeitsbuchs beklagt sich Wade über seine schwierigen Beziehungen mit seinen chinesischen Freunden. Als Grund gibt er an, daß „der chinesische Beamte, der ans der kultivierten Klasse kommt, die in Wirklichkeit die regierende Klasse dieses Reichs ist, in Philosophie, Geschichte, Recht und höherer Literatur seines Landes bewandert ist. Dies bestätigt ihn in der für den ausländischen Funktionär so verwirrenden, hartnäckigen Überzeugung, daß es unmöglich für den Barbaren sei, das Niveau chinesischer Gelehrsamkeit zu erreichen“. Eine derart tief verwurzelte, hochfahrende Haltung kann nach Wade „den (englischen) Gelehrten zu der Überzeugung bringen, daß wir zur Kultur unfähig sind“.¹⁰

9 Qian Zhongshu, *Psalm of Life, or the First English Poem Translated in China, and Others*. Der 1947 ursprünglich auf Englisch geschriebene Aufsatz ist Teil von Qians Arbeit über die Einführung westlicher Literatur in China; auf Chinesisch *Gesammelte Aufsätze*, Shanghai 1985, S. 117-142.

10 T. Wade, *A Progressive Course Designed to Assist the Student of Colloquial Chinese* Shanghai, The Statistical Dept. of the Inspectorate General of Customs, 1886, S. XXV.

Keith Pratt

Die China-Korrespondenz von Jack Philips 1924–1926

Jack Philips war, polemisch ausgedrückt, ein Agent des Imperialismus. Er stellte genau jene Art des Europäers dar, der genau für jenen Typ ausländischer Firma im Ausland arbeitete, den Mikhail Borodin, Sun Yat-sen und die Gründer der Chinesischen Kommunistischen Partei öffentlich bekämpften, um China vor der Ausbeutung zu retten. Freundlicher ausgedrückt könnte er vielleicht als archetypisches Beispiel eines jungen Mannes dargestellt werden, der unvermeidlich durch Geburt und Erziehung geprägt war, sich darüber weder schämte noch es widerrief, doch ein Bewußtsein darüber entwickelte, was es bedeutete, als Vertreter der westlichen Kultur mitten in den alten Traditionen des Ostens zu leben. Es ist Mode gewesen, westlichen Imperialismus in Ostasien zu schmähen. Es ist später auch Mode geworden, die Verantwortung eines Individuums für sozial determiniertes Verhalten zu relativieren. Beide Positionen können gerechtfertigt sein, und dies soll durchaus nicht kritisiert oder heruntergespielt werden. Doch das gilt auch für Philips. Weder positiv noch negativ verdiente er durch sein Handeln geschichtliche Unsterblichkeit. Weder als Förderer noch als Gegner des Imperialismus und seiner Ziele wurde er berühmt. Er war nicht lange genug in China, als daß er den Titel „Marginal Man“ zu tragen verdiente. Tatsächlich ist es seine Anonymität, seine typische Existenz, derentwegen er interessant ist. Wie er gehörten viele Ausländer, die Anfang des 20. Jahrhunderts in China lebten, weder zu den Sündern noch zu den Heiligen. Obwohl sie ihrer Herkunft nach unweigerlich „Imperialisten“ waren, gehörten sie weder physisch noch psychisch zur elitistischen europäischen Spitzengesellschaft, weder in Europa, noch in den internationalen Konzessionen. Nicht alle erreichten Selbsterfüllung, weil sie eine religiöse oder soziale Mission verfolgten, welche ihr Leben und Arbeiten im chinesischen Inland rechtfertigte. Viele fanden sich in Ostasien einfach aus dem Grunde wieder, weil sie dort geboren waren oder weil ihr Arbeitgeber sie dorthin geschickt hatte, nicht aber aus ihren eigenen besonderen Ambitionen oder idealistischen Überzeugungen. Sie mußten das Beste daraus machen. Wie wirkte China auf solche Personen in den 1920er Jahren? Wie reagierten sie auf seine Anregungen und Gefahren? War ihr Verhältnis mit den Chinesen so direkt vorhersehbar, wie es das Stereotyp vom Imperialisten suggeriert, oder waren sie, wie die jesuitischen Missionare lange vor ihnen, mit der Zeit ebenso empfänglich für eine „Bekehrung“ unter dem unleugbaren Einfluß des chinesischen Charismas? Wer gegebenenfalls „auf die andere Seite wechselte“, sich derart dem

Osten verschrieb, daß er sich von den Wurzeln ihrer Herkunft trennte, hatte bei Beginn ihrer Karriere nur selten solche Gedanken im Kopf. Erst nach längerer Zeit wurde er willentlich oder unwillentlich Gefangener des Orients. Die Hauptperson der folgenden Untersuchung zeigt, welchen Gefühlsentwicklungen eine Person unterworfen war, die sich unter den hypnotischen Bann des Ostens zu stellen begann.

John Maitland Philips, kurz Jack, wurde am 25. April 1902 geboren. Sein Vater war ein pensionierter Armeeeoffizier, und sein Onkel war Professor für englisches Recht an der Universität Oxford. Im Januar 1917, 14 Jahre alt, wurde er in eine bekannte Londoner *Public school* aufgenommen, *Highgate*, wo er ein guter Schüler in Geschichte war. Im Juli 1920 verließ er die Schule, um im Immobiliengeschäft seines Vaters zu arbeiten. Dies war der Anfang einer völlig normalen Karriere in der englischen oberen Mittelschicht, und er hatte eine typische britische Sicht auf die Welt nach dem Ersten Weltkrieg und auf die Position Großbritanniens. Sein bester Freund war Philip Jones, sieben Monate jünger als er, der die Schule zwei Jahre früher verließ, um in den Midlands als Spitzenmacher ausgebildet zu werden. Keiner der beiden Männer war in seiner Karriere zufrieden, und sie schrieben sich lange Briefe, in denen sie tief sinnig, fast philosophisch, über die Zukunft Europas nach dem Ersten Weltkrieg diskutierten. Sie schrieben über Dinge wie Selbstopfer, Toleranz, Abrüstung, Moral, Wirtschaft, die Philips als kriegerisches Handeln charakterisierte. Er war stolzer Patriot, äußerte sich jedoch zynisch über die Qualität der britischen Demokratie sowie über die politischen und gewerkschaftlichen Verhaltensformen. Jones war für Abrüstung, Philips dagegen. Für ihn war der Versailler Friedensvertrag chancenlos, und er glaubte, wirtschaftliche Konkurrenz würde zu einem weiteren Krieg führen. Die „Gummiparagraphen“ des Völkerbundes könnten ihn nicht verhindern, und seiner Meinung nach waren Verteidigungsausgaben zur Sicherung des Friedens notwendig. Die Alternative wäre Chaos und wachsende Gefahr. In Vorwegnahme dessen, was er selbst eines Tages in China sehen würde, schrieb er 1923: „Die Schlächtereier zwischen zwei verhältnismäßig ungebildeten Menschenmassen fällt unweigerlich tödlicher aus, ist schlimmer und zieht sich länger hin als ein Zusammentreffen zweier disziplinierter Spezialisten.“

Das Büroleben langweilte ihn, und er verließ seinen unromantischen Job in Westminster, um eine Stelle in der Asiatic Petroleum Company (APC) anzunehmen, eine von drei Gesellschaften, die Royal Dutch Shell in China vertraten. Die Gesellschaft besaß Büros in Hongkong und auf Shameen in Kanton, von wo aus ihre europäischen Vertreter den Westfluß aufwärts oder zu den Vertragshäfen Wuzhou und Nanning geschickt wurden. Ihre Aufgabe bestand in der Kontrolle der chinesischen Mitarbeiter bei der Lagerung, Verteilung und dem Verkauf von Mineralöl, vor allem Kerosin, in den Anlagen der Gesellschaft in Südchina.

In der Korrespondenz gibt es keinen Hinweis darauf, daß Jack Philips vorher irgendwelche Kenntnisse von oder Interessen für China gehabt hätte, wohin er ein knappes Jahr später im März 1924 siedelte. Zu dieser Zeit war das Reich der Mitte ein chaotischer Schmelztiegel östlicher und westlicher Kultur und sich bekämpfender politischer Ideologien. Das galt vor allem für die Gegend, in der er arbeiten sollte, die Provinzen Guangdong und Guangxi. Es war eine anarchische, farbige, vibrierende Welt, voller kriegsführender Armeen, Piraten, Revolutionäre, Missionare, bigotter und nationalistischer Vertreter rivalisierender europäischer Länder. Es war eine Region, in der sich die Armeen der Warlords heftig bekämpften, in welcher der politische Strom Sun Yatsens Militärregierung in Kanton in einen bewaffneten Konflikt mit einem seiner früheren Verbündeten Chen Qiongming zog. Darüber hinaus trieben ihn die Kaufleute der Stadt, in der er seine Basis hatte, zu einer aussichtslosen Allianz mit Moskau und einer zerbrechlichen Einheitsfront zwischen der Guomindang und der neugegründeten Chinesischen Kommunistischen Partei. In der Folge kam der Agitator Mikhail Borodin im Oktober 1923 nach Kanton, und Jack Philips mußte zusehen, wie unter bolschewistischer Einflußnahme chinesische Leidenschaften gegen chinesische und ausländische Kapitalisten zugleich angeheizt wurden.

Die Bewegung des 4. Mai wurde Anfang der zwanziger Jahre besonders komplex, als Chinas Suche nach einer neuen Identität widersprüchliche Reaktionen gegenüber dem Westen und seinen Vertretern aufzeigte. In Philips persönlicher Erfahrungswelt war das eher in Gewalttätigkeiten gegenüber Ausländern zu sehen als in einem besonderen Geschmack für westliche Malerei oder Literatur. Dies war kaum ein Klima, in dem sich ein gerade eingereister Mann ungezwungen niedergelassen und akklimatisiert hätte. Es hätte vielmehr den wohlgezogenen jungen Engländer abgestoßen, aus dem instabilen Nachkriegseuropa auszubrechen, auch wenn er immer noch von der Überlegenheit seiner eigenen Kultur überzeugt war. Er war 22 Jahre alt und hatte keine Ahnung, was ihn erwartete. Was würde aus ihm werden? Würde er denselben Enthusiasmus beibehalten, den er offensichtlich fühlte, als er Philip Jones aus Hong Kong am 12. Mai 1924 schrieb, daß „das große Abenteuer ganz und wirklich angefangen hat und das Leben sehr fröhlich ist“?

Mitte Juli wurde er flußaufwärts nach Kanton gesandt. Hier lebten auf der Insel Shameen die Angehörigen der ausländischen Gesellschaft ihr angenehmes, gastfreundliches und fröhliches gesellschaftliches Leben. Die APC-Messe war im früheren deutschen Konsulat untergebracht,

„komfortabel und mit wirklich teutonischer Solidität gebaut. Ungeheuer große Treppenhäuser, tiefe Verandas mit Kolonnaden, feingekachelte Badezimmer für jedes Schlafzimmer und – Wunder über Wunder – Warm- und Kaltwasserduschen! ... Man kann hier reiten, Tennis spielen, schwimmen,

Cricket, Fußball und Bridge spielen, und wenn es kalt ist und die Frauen wiederkommen, auch tanzen.“

Bis hierher zeigt sich Philips eher von oben herab neugierig bezüglich seiner neuen Umgebung, ohne eine besondere Sympathie für die chinesische Kultur. Derselbe Absatz fährt fort:

„Zum Reiten fuhren wir gestern durch die Stadt in einem Wagen zum Stall, trafen dabei einen Teil der Armee, d. h. eine Kolonne Truppen aus Hunan mit einem Offizier, die über die ganze Straße verteilt waren, dabei fuhr unser Fahrer beinahe den Offizier über den Haufen, der einfach auf das Auto zuzuging, zögerte, und dann natürlich gerade auf die Seite sprang, auf der wir ihm auszuweichen suchten. Was völlig blöd von ihm war. Der Motor des Wagens ging aus, und die Soldaten schlossen ihn ein, begannen mit ihren Gewehrkolben auf ihn einzuhauen, zerbeulten die Motorhaube und schrien. Da sie alle geladene Gewehre trugen, die bei der geringsten Provokation losgingen, hielten wir es für besser, ruhig sitzen zu bleiben und nichts zu sagen. Das wunderte sie, und sie hörten auf. Bevor sie es sich anders überlegten, fuhren wir weg. Das hatten wir richtig gemacht, denn keines der Gewehre ging los. Hätte irgend jemand Widerstand geleistet, wären wir im Schlamassel gewesen. Der anschließende Ausritt war höchst amüsant. Einer von uns fiel in ein überschwemmtes Reisfeld, und mein Pony fiel von einem Deich, den wir entlangritten. Glücklicherweise blieb ich oben, und das Wasser war nicht sehr tief. Mit viel Geduld brachte ich das Pferd wieder heraus. Gleich um die Stadt herum wird Reiten durch die blöde chinesische Sitte beeinträchtigt, die Toten auf dem ganzen Land verstreut zu begraben, so daß man sich jederzeit in einer Masse verfallener Grabsteine wiederfindet, was ziemlich unangenehm ist, wenn man gerade galoppiert, und was den Stil des besten Ponys zunichte macht.“

Kanton wurde von Sun Yat-sens Militärregierung etwas dürftig kontrolliert. Chen Qiongming kontrollierte den Ost-Fluß mit 30 000 Männern, während die Armeen der Yunnan-Generäle andere Teile des südlichen Guangdong besetzten. Anders als Chen war Sun nicht kantonesischer Herkunft. Er hatte wenig für Kanton selbst übrig, was ihm entsprechend vergolten wurde. Philips schrieb:

„Der Krieg ist nun 40 bis 50 Meilen entfernt, und folglich ist Kanton voll von Truppen Suns und von Freiwilligen aus der Gegend. Letztere sind in Wirklichkeit Freicorps chinesischer Kaufleute, die diese von Suns Soldaten und der Nordregierung ebenso wie von Piraten schützen sollen. Sun ist natürlich ein Idealist, aber der Krieg ist zu einem miesen örtlichen Fraktionskampf heruntergekommen, indem darüber entschieden werden soll, wer ‚Knete‘ haben soll und örtliche Steuern einstreichen kann. Die Generäle machen den Reibach, und die halb ausgehungerten Truppen kämpfen erhitert. Die Hunan-Leute hacken gewöhnlich die Hände ihrer Gefangenen ab, und die Truppen der Militärregierung revanchieren sich, indem sie ihre Ge-

fangenen bis zum Hals eingraben, sie dann mit Kerosin überschütten und anzünden.“

Jack Philips schrieb diesen Brief am 13. Juli. 24 Stunden später wurde die westliche Kolonie selbst in den politischen Strudel gerissen und befand sich in Gefahr. Als Teil einer „anti-ausländischen Agitation“, angeheizt von Agitatoren außerhalb Kantons und mit Unterstützung der Regierung Suns, verließen alle chinesischen Angestellten und Diener Shameen und ließen die Ausländer dort „in Angst und Schweiß, während sie die Messe am Laufen hielten, Nachschub organisierten, Lebensmittel kühl stellten, kochten, wuschen und reinigten – all das ohne einheimisches Personal (d.h. mit nur 40 Prozent des gesamten Personals)“.¹ Schlimmer noch, „die Hintertore der zwei Brücken zur Insel sind geschlossen und werden bewacht. Wir befinden uns in einem Zustand unklarer Blockade.“ Alle gesunden Männer wurden bewaffnet und für zwei oder vier Stunden dauernder Wachen mobilisiert, konfrontiert mit einer feindlichen Volksmenge.

„Der Gefahrenpunkt ist die britische Brücke über den hinteren Wasserlauf. Es ist höchst unheimlich, dort Wache zu schieben. Der Flußlauf ist ungefähr 50 Fuß breit und halb mit Booten verstopft, die im Dunklen immer herüberzugleiten scheinen. Die chinesische Stadt ist die ganze Nacht über lebendig, beleuchtet, mit dem Summen einer großen Bienendrone, das nur durch Gelegenheitsmusik und die Schreie einiger betrunkenen Studenten unterbrochen wird – ‚Nieder mit den Ausländern!‘. Die verlassenen Tore sind abgeschlossen, sehr ruhig, und auf der anderen Seite patrouillieren weißgekleidete chinesische Soldaten und schauen von Zeit zu Zeit durch die Gitterstäbe. Da sitzt man auf einem Ende der Brücke, fühlt den beruhigenden Gewehrkolben und sieht den angenehmen Widerschein des Mondes auf seinem Bajonett – und wünscht, daß Ablösung käme, daß man zu Hause, 10.000 Meilen entfernt, ins Bett gesteckt würde und daß man 200 Schuß statt nur 20 hätte.“

Doch dann zeigt sich diese „British stiff upper-lip“ und Philips hält die Ohren steif: „Trotzdem ist es ein Riesenspaß ... Jeder hält es für einen großen Witz, und die Frauen halten sich ran und arbeiten wie Trojaner.“

Philips blieb sechs Monate in Shameen. Er fand die Insel „sehr schön und die Leute äußerst gastfreundlich“. Es wurde viel getrunken, Karten

1 Die Krise dauerte bis zum Herbst. Der – später vom britischen Außenminister unterstützte – britische Flottenchef drohte Sun mit seiner Artillerie, falls dieser weiterhin seine eigene Bevölkerung bombardierte. Philips wußte wohl nicht, daß die Kaufleute mit Unterstützung des Hongkong-Bankiers Chen Liangbo ebenso gut mit Waffen ausgestattet waren wie Suns Armee und keineswegs die demokratischen Repräsentanten der gesamten Bevölkerung waren, sondern nur ihre und Hongkongs Handelsinteressen schützen wollten, die von Suns antiimperialistischer Ausrichtung bedroht wurden. Philips vertritt natürlich die britische Position, die für die Kaufleute und gegen Sun auftrat. Vgl. R. Hofheinz, *The Broken Wave: the Chinese Communist Peasant Movement 1922–1928*, Harvard 1977.

gespielt, und „es gibt unendliche Gelegenheiten zu sündigen: Mehrere 100.000 Sampans, von denen ein guter Anteil schwimmende Bordelle sind. Fast ebenso viele gibt es an Land, und es gibt mindestens drei russische ‘Tanz’-Hallen, wo ohne Ausnahme das weibliche Personal nicht besser ist.“ Von Zeit zu Zeit machte er Ausflüge ins Delta,

„um auf dem Lande herumzustreifen und die einfache und unkomplizierte Bauernschaft zu beeindruckern ... Das Land ist 50 Meilen in jede Richtung völlig platt und überall von Kanälen und kleinen Fließchen durchzogen. Man sieht keine Ausländer, außer auf britischen Kanonenbooten und ab und zu einen Missionar.“

Zur chinesischen Stadt Kanton schreibt er:

„Nachts mit einer Rikscha durch Kanton zu fahren, ist ein Erlebnis eigener Art. Die meisten Maloos (Hauptstraßen) sind hell erleuchtet, aber die kleinen Seitenstraßen sind dunkel und angsteinflößend, mit großen, geschlossenen Holzportalen. Aus den Eßhäusern kommen fremde Gerüche und Dampf Wolken aus Töpfen, in denen weiß der Himmel was vor sich hinkocht. Draußen sitzen die Coolies auf Bänken und füllen sich für ein paar Cents ihre Bäuche. Die Geschäfte sind überwiegend geschlossen, aber die Restaurants sind hell erleuchtet, und aus ihnen ertönt ohne Unterlaß ein Gemisch aus Pfeifen, Tambourinen und Fiedeln. Hört diese Musik dann irgendwann doch auf, kommt der dünne, zitternde und insgesamt unbeschreibliche Rhythmus der Sängerinnen mit dem Klappern der Kastagneten, mit dem sie den Takt ihres endlosen Gesangs hervorheben.

Andere Rikschas ziehen vorbei, einige mit Glockengebimmel, andere mit warnenden, krächzenden Rufen. Im Schein einer Lampe kommen wir an einem reichen Kaufmann vorbei, der zu seinem Harem zurückkehrt, sanft schwingend auf einem schweren, mit Drachen verzierten, von vier barfußigen Coolies getragenen Stuhl – so zieht das menschliche Kaleidoskop vorbei, ohne Ende, unverändert und doch jeden Moment anders.“

Shameen war nicht ein Ort, der für die Chinesen viel Sympathie aufkommen ließ. In einem Antwortbrief an Philip Jones drückt Philips sein starkes Selbstbewußtsein als Engländer aus:

„Ich zeichne durchaus kein Bild der Perfektion von den Briten, die hier in verantwortungsvollen Positionen sind. Manchmal sind sie langsam, ab und zu wirklich dumm, bei Gelegenheit ist der Brite zügellos, und doch genügt die Tatsache, daß er nicht lügt, daß er unbestechlich ist, daß er weiß, wie man mit Männern in jeder Situation umgeht, schwarz oder weiß, betrunken oder nüchtern, um ihn weit über jene Männer zu stellen, denen solche Methoden zum Lebensstil gehören, denen man möglichst nachkommen muß, die aber noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen sind.“

Zwar verteidigte er die positive Bilanz des britischen Imperialismus bei der Entwicklung Hongkongs, doch er fährt fort: „Weg mit diesem scheußlichen und anachronistischen Fetischismus, wir brauchen einen demokrati-

schen Stadtrat, der durch Verhältniswahl gebildet wird, in der alle Rassen vertreten sind. Eine Million Chinesen, 5000 Weiße; dann und nur dann wird Hongkong wirklich Fortschritte machen.“ Am bezeichnendsten ist vielleicht folgende Passage:

„Nach fünf Monaten in China verspüre ich keine Neigung, auch nur ein paar tiefsinnige Bemerkungen oder kraftvolle Verallgemeinerungen über seine Zivilisation abzugeben. Es ist alles zu groß, um auf einen Schlag aufgenommen zu werden, man kann jeweils nur kleine Stücke nacheinander aufnehmen – und nachdenken.“

Bereits jetzt und fast gegen seinen Willen begann Philips, eine Sensibilität für die Chinesen zu entwickeln, die sich mit der Zeit in Verständnis verwandeln konnte, auch wenn er es noch nicht erkannte:

„Persönlich mag ich die Chinesen überhaupt nicht, und doch geht von ihnen etwas merkwürdig Faszinierendes aus. Ich glaube jetzt, ... daß jeder, der nach China kommt, unweigerlich in den Bann gerät.

Es ist einfach, die unbeschreibliche Freude beispielsweise bei einem der großartigen Sonnenuntergänge zu sehen, die wir hier so oft haben ...

Man sieht dergleichen hier jeden Tag, und daher ist der Reiz der Gegend leicht zu erklären.

Aber die Menschen, die angenehme und kultivierte Höflichkeit des Großgrundbesitzers, dessen wundersame Gastfreundlichkeit abzulehnen wirklich schmerzlich wäre; doch findet derselbe kultivierte alte Mann nichts Ungewöhnliches an dem Schild, das an den Weihern entlang des Dorfweges angebracht ist: 'Kleine Mädchen zu ertränken ist hier verboten'; oder an der unbeschreiblichen Folter, der normalerweise die Gefangenen in den Kriegen hier unterzogen werden; oder an den Räuber-Feldzügen, die hier in den meisten Provinzen an der Tagesordnung sind.

Nie, wirklich nie sieht ein Chinese etwas aus demselben Blickwinkel wie ein Europäer. Dabei handelt es sich mit Ausnahme der unteren Klassen nicht um Dummheit, denn die geistige Finesse ist erstaunlich, sondern es handelt sich nur um eine Inversion. Ich kann es nicht erklären, sondern nur sagen, daß sie alles umgekehrt zu sehen scheinen und daß dies ihre Lebensrichtschnur ist.

Man merkt auch, wie Ausländer, die wirklich Chinesisch studieren und beherrschen (keine Durchschnittsmenschen), sich verändern. Sie erscheinen erst 'ein bißchen komisch', doch tatsächlich wird ihr Leben teilweise chinesisch, was schließlich zu völliger exzentrischer Haltung führen kann.“

Philips zeigte keine Sympathie für Sun Yat-sen, dem „selbsternannten Führer der chinesischen Demokratie“, dessen Bombardierung der Kaufleute in Kanton seinen britischen Sinn für Fair play verletzt hatte. Er begeisterte sich kaum für die Perspektive, daß Sun Yat-sen China beherrschen würde. Doch in seiner Korrespondenz wird weder Suns Abfahrt nach Peking am 4. November 1924 erwähnt, wo er die Macht der Guomindang vergrößern wollte, noch sein Tod in Peking am 12. März 1925. Er erwähnt

auch nicht Chen Qiongmings Versuch, im Januar 1925 Kanton wiederzuerobern, noch die Niederlage in Chiang Kai-sheks Krieg im Osten bei Chaozhou und Swatow, unter der Führung der Kadetten der Whampoa-Akademie.² Möglicherweise war Philips in dieser Zeit vor allem mit einem Weihnachtsurlaub in den Philippinen beschäftigt, anschließend mit seiner ersten Entsendung ins Landesinnere im Januar 1925. Nach sechs Monaten in Kanton sollte er seinen ersten Verantwortungsbereich für den APC 200 Meilen entlang des westlichen Flusses bei Wuzhou übernehmen. In einer langen Reihe von Briefen an Philip Jones in den ersten Monaten des Jahres befand er sich laufend in gefährlichen Situationen, zeigte aber keine Angst um sein eigenes Leben und stärkte seine Sorglosigkeit mit der Annahme britischer Überlegenheit. „Man kommt immer wieder in komische Situationen“, schrieb am 9. März 1925, „Kriege, Banditen, Opiumschmuggel, Waffenschmuggel usw., und es ist langweilig, wenn man nicht ab und zu etwas Aufregung findet.“ Leichtfüßig berichtete er über persönliche Konfrontationen mit Räubern, Piraten und Warlords.

„Ein paar Hundert Banditen ... versuchten die *Sairhaan* auf ihrer jüngsten Reise aufzuhalten. Nachdem das fehlgeschlagen war, legten sie mit hartnäckigem Gewehrfeuer los. Da die *Sairhaan* gepanzert ist, richtet dies natürlich wenig Schaden an. An meiner Kabine gab es ein paar Lackschäden. Leider schossen sie meiner völlig neuen Fliegenschrank zusammen, weshalb wir uns der Insekten nicht erwehren können ... Wir kommen in ungefähr einer Stunde an, und wenn ich keine Piraten sehe, die laufend Kriegsschreie ausstoßen, will ich meinen Mit zusammennehmen, mit der rechten Hand einen soliden Stock ergreifen und erkunden, ob unser Verwalter ausgeplündert worden ist oder nicht. *Ora pro nobis!*“

Im Sommer 1925 verschlechterte sich die politische Situation in Südchina nach den Vorfällen in Shanghai vom 30. Mai. Im September zuvor wollte Philips keine voreilige Kritik der chinesischen Zivilisation äußern, aber er gab zugleich auch seine emotionale Verwirrung zu, in welche ihn die erste Erfahrung Chinas gestürzt hatte. Zehn Monate später, selbst unter dem Vorzeichen wachsender politischer Spannungen und Bedrohungen seines eigenen Lebens, gibt er nicht nur differenzierte Einschätzungen komplexer Situationen ab, sondern er läßt sich auch nicht mehr zu verallgemeinernden anti-chinesischen Gefühlen verleiten. Den größten Teil der anti-britischen Feindlichkeiten schreibt er den Aktivitäten der „Bolschewisten“ zu, An-

2 Chen hatte Kanton im Herbst zuvor während Suns Abwesenheit in Shaoyuan eingenommen, Sun die Stadt zurückerobert und die Kaufmannsmilizen im September und Oktober bekämpft. Ein weiterer Generalstreik wurde am 10. Oktober ausgerufen. Yunnan- und Guangxi-Warlords besetzten die Stadt, bis Chiang Kai-shek sie nach seiner Rückkehr vom Feldzug im Osten des Landes im Juni 1925 wieder vertrieb. Vgl. Li Chien-nung, *The Political History of China, 1840-1928*, Stanford 1956. Die Whampoa-Militärakademie wurde am 1. Mai 1924 eröffnet. Chiang Kai-shek war ihr erster Kommandant.

hängern der Chinesischen Kommunistischen Partei, unterstützt von den Comintern-Propagandisten, die Sun Yat-sen in und um Kanton unterstützten. In seiner ersten Anspielung auf die fremdenfeindliche Bewegung vom 11. Juli schreibt er:

„Die neue chinesische ‘Rote’ Armee, die im Augenblick auf den Straßen Kantons kämpft, ist völlig von sowjetrussischen Ausbildern instruiert worden. Dasselbe gilt für die chinesischen Kanonenboote. Es waren die kantonesischen Bolschewisten, die im letzten Jahr die wirklich volkstümliche Bewegung niedermachten – die freiwilligen Truppen der Kaufleute ... Es sind die russischen Funktionäre, die den einigermaßen heterogenen Unmut der Studenten in einen glühenden antichristlichen und anti-britisch-japanischen Haß verwandelt haben.

In Wuchow werden die Missionsstationen und ihre Schulen niedergemacht, und eine Flut von vergiftenden Zeitungsartikeln richtet sich gegen uns persönlich – und wie bei allen derartigen Bewegungen sind vielleicht nur 0,01 Prozent der Bevölkerung daran beteiligt.

Natürlich sind die Missionsstationen am verwundbarsten, tatsächlich nicht zu verteidigen, obwohl ihre Ziele und Funktionen normalerweise von größter Wichtigkeit sind. Die von ihnen gepredigte Religion ist abgetragen und unzusammenhängend, und sie machen alles immer noch schlimmer, indem sie besondere Privilegien und Schutz für ihre Konvertiten zu erreichen suchen, wozu sie den Verträgen nach natürlich kein Recht haben.“

Philips wußte, daß die Situation um Kanton herum gefährlicher war als in Nordchina. Er spürte auch, daß ohne die innere Spaltung des Landes die gegen die Briten gerichtete Bewegung zu Unruhen führte, gegen welche die Boxerbewegung wie ein „Kinderspiel“ aussähe. Er befürchtete, daß eine derartige Konfrontation nur zeitweilig hinausgeschoben war, und er sah voraus, daß „das Eingreifen der Westmächte von Monat zu Monat näherrückte“.

Am 9. Juli verschlechterte sich die Situation in Wuzhou, doch das löschte seinen Optimismus bei weitem nicht aus.

„Die Agitation nimmt drei Formen an.

Erstens: Direkte Anstachelung zur Gewalt. ‘Tötet die ausländischen Teufel’; ‘Treibt sie ins Meer’. Ziel ist es, unausgebildete Coolies oder, schlimmer noch, undisziplinierte Soldaten dazu zu bringen, die Konzessionen anzugreifen. An den meisten Orten ist die Gefahr noch nicht sehr groß, und die örtlichen Militärbefehlshaber suchen Gewalt gegenüber Ausländern zu verhindern, jedenfalls solange sie nicht wissen, in welche Richtung sich die Dinge entwickeln werden. Unter all diesen Umständen werden alle Missionsstationen und vereluzelt lebenden Ausländer evakuiert, Frauen und Kinder aus den Vertragshäfen hinausgebracht, und wo immer möglich werden diese Häfen von einem Kanonenboot geschützt...

Zweitens: ein gegen Ausländer gerichteter Generalstreik. Alle unsere Diener sind eingeschüchtert worden und werden uns morgen verlassen. Ich

habe ermüdende Arbeiten im Haushalt während eines tropischen Sommers während sechs Wochen schon vorher verrichtet, aber es ist nicht angenehm, und wenn man zugleich Büroarbeiten verrichten muß, die Dinge am laufen halten und nachts noch Wache schieben soll, wird es eher monoton. Wie auch immer, ich denke, daß wir uns dabei auch köstlich amüsieren werden.

Drittens: ein anti-britischer Boykott. Wir können nicht mehr in die Stadt gehen. Unsere Angestellten sind gezwungen worden, die Büros zu verlassen, und wir halten die Geschäfte so gut wie möglich aufrecht. Die Studenten organisieren (mit Waffengewalt) einen Boykott all unserer Produkte. Den bekämpfen wir aktiv, indem wir weitermachen und unter der Hand mit dem hiesigen Generalissimo intrigieren, der von unseren Benzinlieferungen abhängt, ohne die er seine Truppen nicht bewegen könnte, die gerade Krieg führen ...

Zusammengefaßt sehe ich zwei Möglichkeiten. Entweder überzeugt das Mißlingen des Angriffs auf Shameen die Bolschewisten, daß die Zeit noch nicht reif ist. In diesem Fall kriegen wir nach Haßkampagnen in der Presse einen Handelsboykott. Den sollten wir aus verschiedensten ökonomischen Gründen innerhalb weniger Monate zu durchbrechen in der Lage sein, es sei denn, er ist ausschließlich anti-britisch ausgerichtet. In diesem Falle wäre es schwieriger und bräuchte ungefähr ein Jahr und viel Geduld. Momentan ist dies am wahrscheinlichsten.

Oder, im Moment unwahrscheinlicher, es gibt irgendwo einen anderen 'Zwischenfall', und in diesem Fall glaube ich, daß die Sache ausreichend vorbereitet worden ist, alles in die Luft jagt und überall in China Ärger bereitet."

Doch Ende August hatten die Westmächte noch immer nicht eingegriffen, der Streik und der Boykott wurde weiterhin von den Studenten und Arbeitern kontrolliert und schädigte das Geschäft der westlichen und chinesischen Kaufleute. Selbst Philips' Kaltblütigkeit zeigt Zeichen der Auflösung. „Wir beobachten jetzt mit Angst, wie sie die Kräfte einer Revolution erster Güte zusammentun. Wir erwarten jederzeit eine wirkliche Kraftprobe zwischen Roten und ihren Gegnern. Wenn die ersten gewinnen, wird zumindest innerhalb weniger Monate die Stellung der Ausländer und des ausländischen Handels völlig unhaltbar sein.“ Als Beweis für die Herrschaft Moskaus über die Guomindang führt er den Zwang zum Gebrauch von neuen Banknoten einer Bank mit russischem Kapital an, außerdem die Versorgung der Whampoa Militäarakademie mit russischen Waffen und Munition. Augenzeugen der britischen Marine hätten im Delta „einen der größten russischen Transporter beobachtet ... der je in diesem Teil der Erde gesehen worden war, mit der Entladung eines Kontingents Waffen beschäftigt, bestehend aus mindestens 50.000 Gewehren, möglicherweise das Mehrfache, zusammen mit der entsprechenden Menge Munition und Maschinengewehren ... Wir warten gespannt auf die erste Nachricht vom Sturm, der über Kwangtung ausbrechen wird.“ Da die Ausländer selbst in

keine Kriege verwickelt sind, sollten sie Philips Meinung nach in der Lage sein, diesen Sturm zu überstehen. Seiner Einschätzung nach

„hat man zwar zweifellos hier unten jede Menge Informationen aus erster Hand, aber andererseits ist man zu nahe an den Dingen dran, als daß man alles überblicken könne ... Es sind jetzt harte Zeiten hier, und es gibt Momente, oder ich sollte besser sagen, es gab Momente, in denen es mein größter Wunsch war, nie wieder ein chinesisches Gesicht zu sehen. Doch auf der anderen Seite wird man auch großartig kompensiert: Es gibt jede Menge Aufregung, und es herrscht eine andauernde unterschwellige Spannung; die Absurditäten unseres Alltagslebens und die spaßigen kleinen Dinge, die uns hier überall erwachsen, sind schon für sich selbst eine Entschädigung gegenüber einer solideren und materiell komfortableren Existenz.“

In Wuzhou und flußabwärts waren die anti-ausländische Bewegung und der Kampf um Kanton auf der politischen Bühne dominant, und für den Rest des Jahres beherrschten beide die Themen in der Korrespondenz Philips'. Flußaufwärts war die Situation anders, aber es gab einen nicht minder harten Kampf zwischen den Armeen der Warlords von Tang Jiyao und Fan Shisheng um die Kontrolle eines anderen Vertragshafens, Nanning.³ Die Ausländerkolonie in Wuzhou bestand nur aus 20 Personen, in Nanning waren es nicht mehr als fünf oder sechs, und Philips Aufgabe war es, die Kommunikationsverbindungen zu ihnen aufrechtzuerhalten. Seinen Brief vom 11. Juni schrieb er an Bord des Motorschiffes *Sairhaan*. Seine Mission bestand in einem doppelten Auftrag. Er sollte sechs verschwundene Schiffe ausfindig machen, fünf Dschunken und ein Motorboot, die mit 7000 Tonnen APC-Öl beladen waren, und außerdem durch die Linien der belagernden Armeen mit einer Ladung aus Öl, 50 Containern Lebensmittel, acht Säcken Briefe und einer Viertel Tonne Eis nach Nanning zu stoßen, „von denen nicht viel übrigbleiben wird, wenn wir auf der Fahrt aufgehalten werden“. Doch wegen „der Holzköpfigkeit der Zolleute“ wurden sieben Stunden verschwendet und „das gefallene Wasser hat die Stromschnellen sehr schwierig gemacht, weil die Felsriffe, nun zwei Fuß unter Wasser liegend, weder sichtbar noch schiffbar sind.“ Er fährt fort:

„So liege ich heute Nacht in Mongkong fest ..., und mein Eis schmilzt langsam dahin. Was die Leitung angeht, so habe ich auch 30 Container für das Nanning-Missionshospital. Ich nehme an, daß insgesamt um Nanning herum ungefähr 75.000 Männer kämpfen. Für diese ganze Masse Menschen gibt es ein einziges (inkompetentes) Zelthospital, keine Schwestern oder Pfleger und nicht einmal eine Erste-Hilfe-Verpflegung. Man kann sich vor-

3 Tang und Fan waren beide ambitionierte Yunnan-Generäle, die zunächst mit der Guomindang zusammengearbeitet hatten und sich dann gegen Sun wandten. Vgl. D. S. Sutton, *Provincial Militarism and the Chinese Republic: the Yunnan Army 1905–1925*, Ann Arbor 1980.

stellen, in welchem Zustand sich die Verwundeten bei diesem heißen Wetter befinden.

Normalerweise läßt man sie wegstreichen oder sterben, je nachdem, aber manchmal werden sie gesammelt, in Dschunken ohne Verpflegung verfrachtet und nach Wuchow transportiert. Sie brauchen dafür ungefähr eine Woche. Bis auf die Knochen abgehungert, die Hälfte von ihnen tot, gespenstische Wundbrandfälle. In der chinesischen Logik lohnt die Arbeit des Roten Kreuzes nicht den Aufwand, und solange sie ihre Truppen immer noch mit Räubern und eingezogenen Coolies auffüllen können, ist Menschenleben so billig, daß man es sich erlaubt, sehr wenig zu seiner Erhaltung zu tun. Eine der größten Beleidigungen für einen 'respektierlichen arbeitenden Menschen' ist die Anklage, er sei ein Soldat gewesen.“

Schon vor der Kriegszone um Nanning herum drohte auf dem Wege Gefahr von Banditen, kleineren Warlords und den natürlichen Hindernissen des Flusses.

Die Mission mußte aufgegeben werden, doch 14 Tage später machte Philips einen anderen, diesmal erfolgreicherer Versuch. Für den Rest des Jahres wurde die Arbeit entlang des Flusses weiterhin durch die andauernden Streiks und Boykotte behindert. Außerdem wollte die Militärregierung mit ihren sowjetischen Beratern Kanton das Ölmonopol entreißen, und die Piraten waren weiterhin aktiv. Als Philips im Dezember nach Kanton zurückkehrte, sagte man ihm, er sähe „um Jahre gealtert“ und „viel zynischer“ aus. Doch wurde die Anstrengung auch entschädigt. Er liebte das herbstliche Klima und konnte über die Schönheit der Landschaft um ihn herum regelrecht lyrisch werden. Auch die Menschen, mit denen er in Kontakt kam, erscheinen in seinen Beschreibungen zunehmend sympathisch, und trotz seiner früheren Abneigung gegen die chinesische Rasse als Ganze beschreibt er sie jetzt als angenehme Mitmenschen, Bolschewisten natürlich ausgenommen. Selbst die Darstellung seiner Auseinandersetzungen mit korrupten Funktionären und bedrohlichen Banditen erzählt er ohne Böswilligkeit, und auch wenn er für die kleine Gruppe von Briten in Wuzhou tiefe Sympathie zeigt, behandelt er doch jederzeit alle Männer mit Respekt, spricht weder überheblich noch abfällig über die Chinesen, noch hält er seine heftige Kritik am Mangel an Sensibilität bei seinen europäischen Kollegen zurück. In dem folgenden Auszug, geschrieben am 19. November 1925, zeigt sich eine Wärme, die Anlaß zu der Vermutung gibt, daß er sich in China zunehmend zuhause fühlte.

„Kann man sich etwas Verrückteres vorstellen als einen chinesischen Zauberünstler, der durchdreht? Ich fand einen in der Vorratskammer sitzen. Wie er dort hingekommen ist, weiß ich nicht, jedenfalls kam er unter Verbeugung herausgeflattert, behängt mit Blechstücken und Baumwollspindeln, mit einer lächerlichen Subskriptionsliste und Visitenkarten. Er sprach fließend eine Mischung aus Mandarin, Englisch und Kantonesisch. Er erzählte uns, wie der Zollkommissar ihm einen Eierbecher zum Gesohenk gemacht

hatte, und lud uns zur Subskription ein. Wir gaben ihm einen Papierschirm, worüber er so erfreut war, daß er darauf bestand, seine Taschen zu leeren, die buchstäblich hunderte Stücke Krimskrams enthielten, mit denen er Zaubertricks begann. Unglücklicherweise konnte er sich nie daran erinnern, wie die zu Ende gingen. Also fing er einen neuen Trick an und ließ den alten in einem interessanten, aber nicht recht überzeugenden Zustand. Schließlich mußten wir ihm seine Taschen füllen, die er genauso schnell wieder zu leeren suchte, lockten ihn mit seinem Papierschirm zur Tür hinaus und nahmen seine kostbare Subskriptionsliste. Sobald wir ihn draußen hatten, schlossen wir schnell die Tür.

Dann tanzte er glücklich wie ein König fort, öffnete und schloß seinen Schirm, seine Taschen waren voll mit Korken, Hutnadeln, Geldstücken, Knochen, Murneln und anderen belanglosen Gegenständen, seine kostbare Subskriptionsliste unter den Arm geklemmt. In die hatte er mich, wie er mir unter dem Eindruck des Schirmgeschenks versicherte, als Kandidat für einen der Söhne des Himmels eingetragen, für welche Gunst ich ihm natürlich zutiefst dankbar war.“

Jack Philips verbrachte Weihnachten 1925 auf Urlaub auf Baguio in den Philippinen. Während seines ersten Besuchs dort im Jahr zuvor hatte er sich in die 19jährige Tochter eines früheren amerikanischen Marineoffiziers verliebt, Elisabeth (Betty) Tinby, und als er im Januar 1926 nach Hongkong zurückkehrte, fragte er sich aufgewühlt, ob er um ihre Hand anhalten sollte. Sie sollte Hongkong im Februar auf ihrem Weg zum College in San Francisco besuchen. „Wenn man nicht noch ein anderes starkes Interesse hat, macht das Leben im Landesinneren (Nanning) einen Mann hart, zynisch und raubt ihm vor allem die Kunst, Unsinn zu reden, welche das Salz der Erde ist.“ Es scheint, daß Elisabeth genau diese Leidenschaft war, und er wollte bis zum Abschluß ihres Collegebesuches zwei Jahre auf sie warten. Doch Anfang Februar liefen die Dinge nicht nach Plan. Die Post brachte schlechte Nachricht von zu Hause. „Meine Leute sind so arm wie Kirchenmäuse und brauchen meine Hilfe, und ich kann bis auf weiteres nichts dem einzigen Mädchen sagen, das für mich je eine Rolle gespielt hat.“ Er genoß drei Tage mit Elisabeth, scheint aber nicht über Heirat gesprochen zu haben, und am 16. Februar befand er sich in einem Zustand depressiven Liebeskummers. Um sich abzulenken und wieder auf die Beine zu kommen, meldete er sich freiwillig zu einer gefährlichen Schiffsexpedition, um Öl im Werte von 100.000 Dollar zu retten, das von den Bolschewisten in Kongmoon beschlagnahmt zu werden drohte. Er erwähnte in seiner Korrespondenz das Mädchen nie wieder. Vor Weihnachten hatte sich Philips freiwillig gemeldet, den APC-Posten in Nanning zu übernehmen. Der vorherige Leiter dort, Huntley Gordon, war während des Kampfes der Warlords um die Stadt evakuiert worden und wurde entlassen, als er sich weigerte, wieder zurückzugehen. Doch der Zugang über den Westfluß war geschlossen, und der einzige Weg, von Hongkong dorthin zu

kommen, verlief durch Indochina über Haiphong durch das nördliche Tongkin über die Grenze nach Longzhou und dann flußabwärts nach Nanning. Es war eine anstrengende und unvermeidlich anstrengende Reise, aber Philips genöß sie.

Zwei Tage nach seiner Ankunft schrieb Philips an seinen Vorgänger: „Im Moment lebe ich ruhig, trotz der Gerüchte über Kriege und Studentenunruhen, was auch gut ist, denn wenn das Lungchow-Schlüsselloch jetzt geschlossen würde, wäre es einigermaßen schwierig, Nanning über den Westfluß zu verlassen. So scheint dies bis auf weiteres erst einmal ein Fall von ‚hier bin ich – hier bleibe ich‘ zu sein. Ich werde Ihnen mitteilen, was ich von Nanning halte. Fürs erste bin ich natürlich voller Optimismus und leuchtender Ideen.“ In Nanning gab es nur drei andere Ausländer, darunter den Zollkommissar, mit dem Philips Tennis spielte. Sein erster Brief an Philip Jones von seinem neuen Haus aus kurz vor seinem 24. Geburtstag am 19. April geschrieben, drückt weiterhin seine positive Stimmung aus.

Anfang Mai fuhr Jack Philips mit einem Motorboot nach Longzhou. Seinem Buchhalter sagte er später, daß er mit dem Koch in der Nacht ausgelaufen sei, um der Aufmerksamkeit der studentischen Agitatoren zu entgehen. In seinem Brief vom 10. Mai berichtet Philips darüber nichts, sondern erwähnt nur, daß er ein paar Probleme mit dem chinesischen APC-Personal in Longzhou regeln müsse. Danach schrieb Jack Philips keine weiteren Briefe mehr. Auch erfüllte sich seine frühere Vorhersage nicht, in Nanning habe er „alle Zeit der Welt, um über das Universum nachzudenken“. Eine Agenturmeldung von Reuter aus Shanghai berichtete, daß er mit seinem Diener am 26. Mai in Longzhou gefangengenommen und am Tag darauf von den Banditen ermordet, die er vorher in gewählten Worten beschrieen hatte. Bauern aus der Gegend erzählten, daß sie von Studenten aus Nanning mit Plakaten agitiert worden seien, auf denen britische Imperialisten einen Chinesen an ein hölzernes Kreuz schlagen. Weiterhin hätten die Bilder gezeigt, daß dem Opfer der Bauch aufgeschlitzt worden sei. Jack Philips selbst wurde in Stücke gehackt. Sein Koch wurde erschossen. Philips Körper wurde dem Fluß übergeben, den er so geliebt und gehaßt hatte.

Anschließend erklärte APC, daß Philips von seinem General Manager in Hongkong gewarnt worden war, er solle nur nach Nanning fahren, wenn der Weg dorthin absolut sicher sei, und daß Philips selbst die Entscheidung getroffen habe. Gordon zufolge sei Philips hingegen überredet worden, dorthin zu fahren, nachdem er selbst sich geweigert hatte und daraufhin der Posten frei wurde. Doch ist dies sicherlich zum Teil eine Entschuldigung für Gordons eigenes Verhalten. In Philips eigenen Briefen gibt es keinen Hinweis, daß er trotz der Gefahr auch nur gezögert hätte, den Auftrag anzunehmen. Er wußte, daß er es in dem Unternehmen zu etwas bringen

würde, er wußte auch, daß er in Nanning viel Geld verdienen konnte, was wegen der finanziellen Probleme seiner Familie in England und möglicherweise auch wegen seiner Heiratspläne mit Elizabeth Tinby wichtig war. Doch vor allem scheint er entschlossen gewesen zu sein, sein Studium Chinas und der Chinesen weiter fortzusetzen.

Philips hatte in Wuzhou begonnen, Chinesisch zu lernen, und er wollte 1926 sein erstes Examen bestehen. Er hatte geschrieben:

„Ich beginne jetzt ein wenig zu verstehen, und die Sprache fasziniert wie ein mysteriöses Rätsel. Jeder Schritt vorwärts bedeutet das Öffnen einer weiteren Tür und noch mehr Freude in dem Verständnis dessen, was in chinesischen Funktionen gesagt und getan wird. Wir trafen hier natürlich jede Menge Chinesen auf Dinners, im Geschäft und auch im Umgang mit unseren Dienern, und wenn man zumindest ein bißchen sprechen kann und etwas von ihrem Leben und ihrer Rede verstehen, bleiben sie zwar gleichbleibend höflich, aber man gewinnt selbst an Freude und Lebenshumor.“

Er kannte den Wert der Sprache als ein Mittel, mehr über chinesische Kultur zu verstehen. Während seiner zwei Jahre in China stellte er sein Gefühl für die Überlegenheit der westlichen Gesellschaft nicht in Frage. Doch seine Empfänglichkeit für die Werte der chinesischen Kultur schwächten jeden Hang ab, in der Verwestlichung das Allheilmittel für alle Probleme Chinas zu sehen. Er glaubte fest an die möglichen Vorteile des Imperialismus für China, doch war er keinesfalls sicher, ob Großbritannien selbst nach dem Ersten Weltkrieg in die richtige Richtung steuerte. Er war in China, um eine Arbeit zu übernehmen, und zwar mit dem Motiv des größtmöglichen Vorteils für seine Firma und für sich selbst. Er hatte keinerlei religiöse oder ideologische Motive, aus denen heraus er China dienen wollte. Doch seine wachsende Sympathie für das Land in seiner politischen Notlage und angesichts der Bedürfnisse seines Volkes überschritten alle Rassenschranken. Im Alter von nur 24 Jahren hatte er keinerlei Absicht, seine Verbindungen mit der Heimat zu lockern und sein Leben China zu widmen, dennoch bezieht er sich oft auf „die Faszination des Lebens hier“. Am 23. Februar 1925 schrieb er: „Das Leben hier ist schnell und voller Menschen, immer hart an der Wirklichkeit. Manches daran ist schlimm, vieles erfreulich, doch über alles kann man lachen ... Für mich ist Leben eine wunderbare Sache, aber ich habe meine Schiffe verbrannt und würde niemandem raten, dasselbe zu tun, bevor er sich selbst ganz sicher ist.“ Und am 4. Mai 1925 heißt es:

„Ich bin sehr, sehr froh darüber, daß das Schicksal mich nach Wuehow gesandt hat. In diesem Winkel der Welt scheinen sich alle Dinge natürlicherweise von selbst richtig zu arrangieren, vermutlich weil die Wirklichkeiten des Lebens derart stingent sind, daß man keine sonst übliche Gelegenheit hat, sich in Sorgen über Dinge zu verstricken, die überhaupt keine Rolle spielen.“

Sein wachsendes Gefühl für die Verbindung zu zwei Kulturen und sein auf grausame Weise unerfülltes Lebenspotential, ein „marginal man“ zu werden, drückt sich in seinem Brief vom 9. Mai aus:

„Nach Erledigung der Pidgin-Geschäfte ging ich heute morgen in der Stadt (Wuchow) umher und stieß schließlich zufällig auf einen alten konfuzianischen Tempel. Über der Oberschwelle der Außentür standen die Schriftzeichen ‘Tür des Lichts’ wie frisch eingraviert, doch viele hundert Jahre alt. Und dann steht man in einem großen, unkrautüberwucherten Hof mit einer Reihe von Stufen, über die es bühnenartig durch drachenumwundene Tore geht, bis man schließlich vor dem Hauptaltar steht, und auf dem ersten Gewölbe stehen die Schriftzeichen ‘Straße zur durchdringenden Helle’. Über die Steintreppen an der Seite geht es durch ein anderes phantastisches Gewölbe, dann steht man in einem weiteren Hof, dessen steinerner Tümpel faul und mit Unkraut überwuchert ist. Zu jeder Seite stehen kleine Tempel, auf dessen Altaren vergessene Ahnentafeln stehen, und aus einem dieser Tempel tritt ein sehr alter Mann, der letzte Überlebende einer untergegangenen Epoche. Weiter durch drachenüberladene Türen und weitere Höfe, und man steht unter den großen Altaren, über denen noch die großen Siegel untergegangener kaiserlicher Dynastien hingen. Man konnte auch zu jener letzten und heiligen Treppe gehen, die in der Ming-Dynastie niemand außer dem Hohenpriester oder der Kaiser selbst betreten durfte, unter Androhung der sofortigen Todesstrafe. Alles war in langsamem Verfall begriffen. Doch die eigentliche Tragödie bestand nicht in dem allgegenwärtigen Verfall, sondern darin, daß es dem Tempel nicht einmal erlaubt war, wie alle edlen Gebäude in einsamer Größe unterzugehen.

Der größte Raum am verstaubten Hochaltar war mit groben Matten ausgelegt, und darauf ruhten verwundete Soldaten: kein Krankenhaus – oder nur in chinesischem Wortsinn –, sondern einfach ein Platz, an dem die niedergelegt wurden, für die man glaubte, es lohne sich noch; sie blieben auf dem Steinboden liegen, bis sie genasen – oder auch nicht. Weiter unten im äußeren Hof, dessen Steine am wenigsten unkrautüberwachsen und zerbrochen waren, hatten vier Jungen aus der örtlichen Grundschule ein selbst-erfundenes Tennisnetz aufgespannt. Mit einem alten Ball und mit Kreidelinien, die nach ihrer Theorie einen Tennisplatz darstellen sollten, strengten sie sich zum Beweis dafür an, daß der Osten Westen ist.

So mußte man unweigerlich darüber nachdenken, was für einen grausamen, ironischen Scherz das Schicksal trieb. Der gütige Konfuzius, seine Altäre vergessen, vor ihnen wie ein Opfer die geschlagenen Körper der Sklaven sich bekriegender Tupans, während draußen die junge Generation angestrengt die Vergnügungen der ‘westlichen Barbaren’ imitierte.

Ich bin froh, daß du mich nie um ‘Eindrücke’ von China gebeten hast. Je länger man innehält, und je mehr man lernt, desto mehr vergegenwärtigt man sich sein abgründiges Unwissen. Man kann dagegen nur all diese kleinen Dinge, die einem begegnen, festhalten und im Kopfe fotografieren und dann versuchen, sich einen Reim darauf zu machen.

Es ist jetzt schon dunkel, und ich bin müde, habe gut gegessen und bin faul. Der Elektrogenerator macht einen solch furchtbaren Krach, daß ich wohl das Licht abschalte und schlafen gehe. Die Bewohner einer großen Dschunke haben in der Entfernung von 20 Yard meinem Abendessen mit unglaublichem Interesse zugesehen, und wie gesagt, der Leib des Herrn ist voll und müde. Also ab nach Bedfordshire [etwa „Bettstadt“], wo ich zwischen den Laken von Vorstädten, Rugby, Manila, Piraten träumen werde und davon, daß ich an einem Ball des Gouverneurs in Hongkong mit Sokkenhaltern teilnehme.

Cheerio, Jack.“

Jack Philips Briefe werden in der Universitätsbibliothek Durham (England) aufbewahrt. Der Empfänger, Pastor Philip Jones, überließ sie 1973 der Universität auf Vorschlag ihres Kanzlers Malcolm MacDonald. Man wußte damals noch nicht, daß Mary Holdsworth, 1973 die Vorsteherin des St. Mary's College der Universität, die Witwe von Jack Philips' Cousin war, Sohn des Rechtsprofessors Sir William Holdsworth. – Die Briefe wurden nur geringen editorischen Veränderungen unterzogen.

Fred E. Schrader

Kulturtransfer zwischen sich überschneidenden Zivilisationen: Europa und Ostasien

Während der „Öffnung“ und „Modernisierung“ asiatischer Länder von der zweiten Hälfte des 19. bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts lebte eine kleine Anzahl westlicher Spezialisten in einem Raum, der durch die Differenz zwischen zwei Zivilisationen gekennzeichnet ist. Es liegt auf der Hand, daß diese Männer und Frauen in einer interkulturellen Schnittfläche individuelle Ausnahmen sind und nur eine Minderheit ihrer westlichen Landsleute in Asien repräsentieren. Deren überwiegende Mehrheit interessiert sich nicht für eine Investition in eine andere Kultur. Außerdem repräsentieren sie in der Regel nicht die europäische kulturelle Elite.

Die Erfahrungswelt eines „marginal man“ ist in vielerlei Hinsicht gefährlich: Er geht die Risiken ein, getötet zu werden, seine Identität zu verlieren, seine geistige Stabilität aufzugeben. Er geht das Wagnis ein, nicht mehr nach Europa oder Amerika zurückkehren zu können oder sich dort wieder zu integrieren. Bei alledem ist sein Festhalten an westlichen Werten und Verhaltensnormen notwendig sowohl für sein mentales Überleben als auch für seine Position und für seine Arbeit in asiatischem Dienst. Wenigstens einige dieser Männer realisieren deutlich, daß ihre Stellung nur vorübergehend sein kann. Doch gerade durch diese Instabilität, diese Labilität, die Ungewißheit eines historischen Übergangs, dieses existentielle Abenteuer des Kulturtransfers wird das Phänomen interessant. „Marginal men“ überschreiten Identitätsgrenzen; und dabei ermessen sie ganze Zivilisationen, Kulturen im Wandel. Die Erforschung dieses Phänomens kann und sollte das gleiche tun. Im folgenden sollen die Grenzen der komparatistischen Angehensweise und das Konzept des interkulturellen Transfers anhand der vorliegenden Fallstudien diskutiert werden.

Anthropologen, Historiker, Soziologen haben oft die Bedeutung der komparatistischen Methode im Kulturvergleich unterstrichen. Im Europa der Neuzeit vermeidet diese Technik eine Klassifikation der Völker, ihrer Sprachen und Kulturen, und sie weicht einem Ethnozentrismus aus. Erst Anfang des 19. Jahrhunderts werden derartige Hierarchien aufgestellt. Doch auch ohne dies erscheint die komparatistische Methode recht problematisch. Wie Michel Espagne darlegte,¹ unterstellt der Vergleich gesellschaftlicher oder kultureller Phänomene in zwei oder mehreren Län-

1 M. Espagne, *Problèmes d'histoire interculturelle*, in: *Revue Germanique Internationale* 4/1995, S. 7-8.

dem, Gesellschaften, Nationen, Kulturen, zumindest ein gewisses Maß an Invariabilität. Im Vergleich selbst zeigt sich oft, daß Phänomene, die in unterschiedlichen Kontexten und Zusammenhängen entstanden sind, zwar denselben Namen tragen können, aber letztlich überhaupt nicht vergleichbar sind.²

Selbst wenn man unterschiedliche Kulturen als gleich ansieht, wird der Vergleich mit den Instrumenten, Kriterien der Logik der Beobachter vorgenommen, benutzt dieser eine Technik des Wiedererkennens und des Aussortierens, tendiert schließlich dazu, die Ausgangskonzeptionen zu erweitern oder gar zu universalisieren. Die komparatistische Methode möchte synchrone Parallelen erkennen. Von daher neigt sie dazu, die Dimensionen der Chronologie und der Interaktion zweier oder mehrerer Kultursysteme zu vernachlässigen. Genau dies zeigt sich bei unseren Spezialisten in Asien. Einige Historiker wie Jürgen Osterhammel³ bezweifeln beispielsweise, daß China wirklich das geschlossene und unbewegliche soziale und kulturelle System war, als welches es oft dargestellt wurde.⁴ Schließlich ist die komparatistische Methode aus sich selbst heraus nicht in der Lage, kleine Menschengruppen und ihre Beziehungen in die Analyse mit einzubeziehen. Das zielt nicht nur auf die Mentalität, sondern auch auf die Handlung der Adaption und Transformation eines fremden kulturellen, sozialen, logischen Kontextes.

Weder die klassischen Konzeptionen kultureller Identität, noch die der Komparatistik scheinen dem historischen Phänomen der ersten europäischen Spezialisten in Asien zu entsprechen. Gesellschaftlich und kulturell geht es um einen neuen Raum. Die entscheidende Frage ist dabei, ob sich in dieser Schnittfläche ein stabiles soziales System entwickeln kann.⁵

Westliche Kolonien in Asien neigen dazu, ihre typisch „europäischen“ Gebräuche demonstrativ zu pflegen. Solche Institutionen wie Nachmittags-tee und Gartenparties, oft regelrechte Rituale, sollen eine gesellschaftliche Kohärenz vermitteln. Doch bereits die Existenz eines interkulturellen Raumes scheint als Gefahr für kulturelle Identität überhaupt erfahren worden zu sein. Im außergewöhnlich gut dokumentierten Fall von Robert Hart wird eine solche Existenz wegen seiner Sensibilität und seines Wissens sowohl von westlichen Verwaltungen als auch von der chinesischen Elite in Beschlag genommen, die ihn – etwa über Heirat – integrieren und sogar assimilieren will. Von beiden Seiten aus, europäischer wie asiatischer, versucht man eine Reduktion der Komplexität des interkulturellen Lebens, der interkulturellen Existenz zu erreichen. Beide Strategien der Integration

2 Selbstnord kann unterschiedliche soziale und kulturelle Kontexte besitzen, der Ehrbegriff variiert in verschiedenen Ländern, und sogar der Begriff der Nation ist nicht überall identisch, vgl. M. Jeismann, *Das Vaterland der Feinde*, Stuttgart 1992.

3 J. Osterhammel, *China und die Weltgesellschaft*, München 1989.

4 A. Peyrefitte, *L'Empire immobile*, Paris 1989.

5 N. Luhmann, *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt a. M. 1984.

oder Reintegration können erfolgreich sein. Sind sie es nicht, bleiben die interkulturellen Lebensbedingungen fragil und instabil. Um ein solches Leben aushalten zu können, sind starke Männer und Frauen nötig, die gleichzeitig mehreren und oft widersprüchlichen Anforderungen zu entsprechen in der Lage sind.⁶ Widersprüchlich ist auch die Existenz selbst: Die Formierung von Nationalstaaten drängt interkulturelle Lebensweisen zurück oder sucht sie gar zu eliminieren.

Gegenüber den Schwierigkeiten der komparatistischen Methode scheint das Konzept des Kulturtransfers einen strategischen Vorteil zu besitzen. Es sucht zumindest, die Dynamik interkultureller Prozesse zu erfassen.⁷ Es geht davon aus, daß kulturelle Praktiken, Ideen, Techniken die Grenzen kultureller Identitäten überschreiten können und in einem anderen kulturellen Kontext virulent werden. Dies kann durch den physischen Transport von Menschen und Dingen geschehen: Menschen, die reisen, die Objekte von kulturellem Interesse versenden, die Ideen austauschen, die auf welche Art auch immer korrespondieren.

Doch es findet dabei noch etwas anderes statt. Menschen, Dinge und Techniken verändern sich selbst im Transferprozeß. Sie werden angepaßt und passen sich selbst in einen neuen, in einen fremden Kontext ein. Dieser kann sogar ihre Funktionen ändern. Dadurch gewinnen sie eine andere Bedeutung, sind nicht mehr mit sich selbst identisch. Kulturtransfer ist also keine Einbahnstraße. Beim Überschreiten der Grenzen kultureller Identität dringen Menschen, Dinge, Techniken nicht nur in ein neues Gebiet ein, sondern sie werden auf eine subtile Art und Weise im besetzten Land selbst besetzt. Ein „Kulturschock“ leitet sehr komplexe Prozesse ein. Um ihre Dimensionen zu ermessen, ist es notwendig, nicht nur die Quellen des Eindringlings, sondern auch diejenigen des Empfängers auszuwerten; nicht nur die Berichte, Korrespondenzen, Tagebücher von Europäern in Asien, sondern auch die asiatischen Quellen bezüglich der Europäer in Asien.⁸

Die Geschichtsforschung muß noch die Muster der Sozialpsychologie dieser „marginal men“ rekonstruieren, ihre Sozialisation, ihre Ausbildung, ihre Herkunft, ihre Religion, ihre Verhaltensweisen untersuchen; Strukturen der politischen und kulturellen Beziehungen zwischen Asien und Europa unter Einschluß von Ideologien, Moralien, Werten, Theorien und Praktiken des transkulturellen „Input“; Strukturen der „Modernisierung“, unter Berücksichtigung der Techniken geistigen Widerstandes und geistiger Anpassung. Meist geht es beiderseits wohl um Variablen. Doch können sie wahrscheinlich nur innerhalb bestimmter Grenzen variieren. Das Kon-

6 Vgl. das Beispiel Morse im Beitrag von R. J. Smith.

7 Bis jetzt wurde das Konzept des Kulturtransfers nur zwischen europäischen Gesellschaften/Staaten angewandt, nicht zwischen westlichen und anderen Zivilisationen; vgl. M. Espagne (Anm. 1).

8 Ein erster Versuch wurde mit der Publikation aller chinesischer Verwaltungsakten zur Mission George Macartneys unternommen, Peking 1997.

zept des Kulturtransfers sollte in der Lage sein, sie zu beschreiben und zu analysieren. Es gibt verschiedene Möglichkeiten einer solchen Analyse: Fallstudien, die Sozialpsychologie einzelner Personen, Gruppensoziologie, Mentalitätsgeschichte. Letztere betrifft auch Fragen der Sprachen und der historischen Semantik, auf asiatischer und europäischer Seite. Dieser Aspekt des Kulturtransfers und der interkulturellen Existenz bedarf weiterer Untersuchung.⁹ Die Arbeit der europäischen Spezialisten in Asien ist oft als Öffnung, Reform und Modernisierung beschrieben worden, beispielsweise auch als Erfindung Chinas mit einer neuen Gesellschaft, einer neuen Wirtschaft und einem neuen System politischer und diplomatischer Beziehungen. Tatsächlich erreichte der Westen eine ökonomische und politische Kompatibilität asiatischer Gesellschaften mit Europa und den Vereinigten Staaten. Dies bedeutete die Einführung von Verwaltungstechniken, Berechnungen, Organisation, welche diese Gesellschaften dazu befähigte, mit dem Westen auf westliche Weise zu kommunizieren und dies auf kompatible und effizientere Art und Weise, zumindest in dieser geschichtlichen Periode. Darüber hinaus handelt es sich nicht nur um die Erfindung von Japan, China, Korea, Indien, sondern auch um die Erfindung des Westens als eines weltumspannenden wirtschaftlichen und politischen Systems, also insgesamt um eine reziproke Erfindung.¹⁰

Genau hieran arbeiteten unsere europäischen Spezialisten: an der Öffnung von Kommunikationsschnittstellen, an ihrer Wartung für einen reibungslosen Ablauf.¹¹

Man darf bei alledem nicht aus dem Blick verlieren, daß die Problemstellung der doppelten kulturellen Identität und des Kulturtransfers unter dem Vorzeichen einer besonderen historischen Konjunktur steht, die mit dem 19. Jahrhundert anhebt und sich selbst trägt und reproduziert. Es kommt nicht nur zu einer Differenzierung nach Volksgeistern, sondern zwischen ihnen wird auch eine Klassifizierung und Hierarchisierung vorgenommen. Das betrifft zunächst die europäischen Völker im Prozeß ihrer Nationalstaatsbildung. Darüber hinaus wird aber erst recht eine Klassifizierung und Hierarchisierung zwischen europäischer und außereuropäischen Kulturen vorgenommen, und zwar in Umkehrung der Vorstellung einer gemeinsamen Zivilisation – so noch bei Leibniz und einigen Jesuiten¹² – oder der romantischen Vorstellung von einem asiatischen Vorbild der

9 Vgl. D. Busse, *Historische Semantik*, Stuttgart 1987.

10 Nötig wäre eine regelrechte Synapse, vgl. F. Braudel, *Grammaire des civilisations*, Paris 1987.

11 Doch worin besteht diese Effizienz, inwieweit ist sie „überlegen“, „rationaler“ im Vergleich mit anderen Formen der Verwaltung? Vgl. N. Luhmann, *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Bd. 1, Frankfurt a. M. 1993.

12 Leibniz korrespondiert mit China. *Der Briefwechsel mit den Jesuitenmissionaren (1689–1714)*, Frankfurt a. M. 1900.

Kultivierung Europas.¹³ Zugleich etabliert sich die Orientalistik als wissenschaftlicher Ausweis der europäischen Kulturüberlegenheit. Erst spät wurde diese Vorgehensweise als eine Strategie verstanden und kritisiert, die komplementär zum politischen, wirtschaftlichen und militärischen Imperialismus arbeitet. Und erst jüngst wurde wieder auf die gemeinschaftliche kulturgeschichtliche Basis des euroasiatischen Kontinents verwiesen, auf seine Kommunikations- und Austauschprozesse zwischen Europa, Kleinasien, Indien, China.¹⁴ Das erklärt aber immer noch nicht den Take off, den einige europäische Länder aus einer gegenüber China kulturtechnisch zurückgebliebenen und unterlegenen Position am Ende der frühen Neuzeit erleben und der schließlich zu jener imperialistischen Hierarchisierung der Welt führte. Diese Frage ist deshalb wichtig, weil ohne den Prozeß, der mit einer entsprechenden Sozialisierung des für den Imperialismus arbeitenden Personals verbunden ist, eine doppelte kulturelle Identität nicht derart zum Problem werden könnte. Der besondere historische Unterschied zeigt sich nebenbei auch im Charakter und in der Praxis der Missionierung, welche im 19. Jahrhundert eine Simrisierung ausschließt und einen schlichten, in der Regel auch durchaus blinden Bekehrungsradikalismus verfolgt. Für eine Beschreibung der Problemstellung kann man auf zwei verschiedene, aber einander ergänzende Ansätze zurückgreifen. An Lucien Fèbvres Gegenüberstellung des chinesischen – noch einer Ursprünglichkeit verpflichteten – und des europäisch-abendländischen – klaren, logischen – Denken läßt sich vieles kritisieren: die Ausblendung der „Irrationalität“ von der griechischen Welt zur christlichen, von der Aufklärung bis zur Mythologie der Nationalstaaten und der Rassentheorie. Wissenschaftsstrategisch wichtiger ist hingegen Fèbvres Versuch, ideengeschichtliche Versuche als „outillage mental“, als Werkzeuge im Atelier des Denkens, Verstehens, Auffassens zu verfolgen.¹⁵ Damit führt er zumindest der Möglichkeit nach eine funktionale und eine soziale Perspektive ein, welche beide die Immanenz der reinen Logik überschreiten, sie sogar öffnen.

Was er schließlich beschreibt, ist die Herausbildung von Denkfiguren unter der intentionalen Anspannung einer reduktiven operationellen Ökonomie auf der einen – europäischen – Seite gegenüber der funktionalen Aufrechterhaltung von Komplexen und akkumulierenden Strukturen auf der – chinesischen – anderen. Entscheidend ist nun zu verstehen, daß die letztere Figur nicht „primitiv“ ist, wie Fèbvre meint (wenngleich ihm selbst dieser Ausdruck unangenehm, weil irgendwie unpassend erscheint). Wenn man mit Goody davon ausgeht, daß man auch in der chinesischen Werkstatt des Denkens über die entsprechenden Instrumente und Techniken verfügte, sie aber nicht oder nur peripher einsetzte, dann kann der Un-

13 Romantik, Frankfurt a. M. 1987.

14 J. Goody, *L'Orient en Occident*, Paris 1999.

15 Vgl. *Encyclopédie Française*, Bd. 1: *L'Outillage mental*, Paris 1937.

terschied nur kontextuell und intentional bedingt sein. Es geht also um andere Funktionszusammenhänge, in denen die mentalen Werkzeuge eingesetzt werden können und sollen.

Das verweist auf die historische soziale Perspektive des Fragenkomplexes. Die aus dem vollständigen Universum der Denkviefalt des europäischen Mittelalters sich ab dem 17. Jahrhundert als dominant herausbildende Denkökonomie entspricht einem gesellschaftlichen und politischen Wandel, der ebenfalls auf den Abbau komplexer Strukturen mit einer Vielzahl an Elementen zielt. Dabei korrespondiert eine Zentralisierung mit einer funktionellen Differenzierung nach Bereichen, die jeweils ihre eigenen Gravitationszentren besitzen und die anderen nicht dominieren.

Dieser ganze Prozeß ist bewußt- und ziellos. Aber er erweist sich sowohl gesellschaftlich und politisch als auch für die Individuen, welche solche sozialisierbaren Techniken anwenden, als erfolgreich. Vorstellung von Nationalstaat und europäisch-abendländischer Kultur sind projektierte Mythologien, welche dein ganzen Vorhaben einen Zusammenhalt liefern sollen, gleichsam ein dysfunktionaler Funktionsersatz.

Während für die meisten Ausländer in Asien, die sich im Kommunikationsnetz vor allem der westlichen politischen und wirtschaftlichen Verwaltung befinden und bewegen, das fremde Land selbst eine ausgesprochene black box bleibt, entwickelt das hier beschriebene und untersuchte Personal Wissen und Sympathien für einen anderen Kulturbereich. Die Aneignung der Sprache und fremder, aber lokaler sozialer Verhaltensweisen sind offensichtlich ein entscheidendes Kriterium für den Eintritt in eine doppelte kulturelle Identität. Im Falle Chinas handelt es sich darum, einerseits die westliche Abstraktionslogik und -technik beizubehalten und mit ihr zu arbeiten, gleichzeitig aber auch die Komplexität der chinesischen Kultur zu lernen, sich anzueignen und zu akkumulieren.

Mittlerweile läßt sich eine Beschreibung der Kommunikationsprozesse liefern, an denen die westlichen Spezialisten in Asien arbeiteten. Weitgehend unbekannt bleibt hingegen, inwieweit dieser Kulturtransfer die Akteure selbst veränderte, mitsamt ihrem kulturellen Gepäck. Dies betrifft Asiaten¹⁶ ebenso wie Europäer. In einer einmaligen historischen Konjunktur vermessen sie die Differenz von Kulturen, während sie sie gleichzeitig verändern. Dieser Prozeß ist immer noch nicht abgeschlossen. Seine vollständige Analyse bleibt Desiderat.

16 Hao Chang, *Chinese Intellectuals in Crisis. Search for Order and Meaning, 1890–1911*, Berkeley 1987.

Peter Gärtner

Igel oder Hase? Die Transitionsdebatte im Spiegel der brasilianischen Demokratisierung

1. Die Transitionsdebatte

Die Geburtsstunde der Transitionsdebatte schlug 1986 mit der Publikation der Ergebnisse des 1979 begonnenen „transitions project“ des „Woodrow Wilson International Center for Scholars“,¹ zu dessen Initiatoren auch der bekannte Soziologe und jetzige Präsident Brasiliens, F. H. Cardoso², damals Mitglied des neunköpfigen „Academic Council“ des „Latin American Program“ am Wilson-Center, zählte. Im Zuge der konzentrischen geographischen Ausweitung der „Dritten Welle der Demokratisierung“³ von Südeuropa (Mitte der siebziger Jahre) über Lateinamerika (seit Ende siebziger Jahre) und Ostasien (ab Mitte der achtziger Jahre) bis zum 1989 eingeleiteten Systemwechsel in Osteuropa und den Demokratisierungsversuchen in Afrika expandierte die Transitionsforschung zu einer „veritable growth industry“⁴. In einer osmotisch anmutenden Reaktion auf die Stasis der „Dritten Welle“ in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre⁵ ist seitdem auch die Transitionsforschung in Stagnation verfallen, ohne daß dies ihrem quantitativen Wachstum sichtbaren Abbruch getan hätte.

Beschäftigt man sich mit der Transitionsdebatte genauer, so stößt man auf zahlreiche Paradoxien und Dilemmata, die wie eine Kette ihre noch kurze Geschichte durchziehen. Bereits in ihrer Geburtsstunde offenbarte sich eine grundlegende Paradoxie der Transitionsforschung. Praktisch aus dem Stand heraus etablierte sie sich erfolgreich als eine eigenständige Richtung der Politikwissenschaft, und ihr Gegenstand, die Demokratisierung, ist inzwischen „perhaps the liveliest and most prominent ‘growth point’

1 Vgl. G. O'Donnell/Ph. Schmitter/L. Whitehead (Hrsg.), *Transitions from Authoritarian Rule: Prospects for Democracy*, 4 Bde., Baltimore 1986. Zu den Angaben über die Entstehung dieses vierbändigen Standardwerks vgl. das Vorwort von A. Lowenthal, Bd.2, S. vii-x.

2 Vgl. dazu den Beitrag von H. Zinecker in: *Comparativ* 9 (1999) 1, S. 80-99.

3 Vgl. S. P. Huntington, *The Third Wave. Democratization in the Late Twentieth Century*, Norman 1991.

4 S. Mainwaring, *Transitions to Democracy and Democratic Consolidation: Theoretical and Comparative Issues*, in: *Issues in Democratic Consolidation*, hrsg. von S. Mainwaring/G. O'Donnell, J. S. Valenzuela, Notre Dame 1992, S. 295

5 Vgl. L. Diamond, *Is the Third Wave Over*, in: *Journal of Democracy*, 7 (1996) 3, S. 30ff.

in the current literature of comparative politics“⁶. Am Schnittpunkt verschiedener Theoriestränge, Forschungstraditionen und -methoden wie Demokratie- und Entwicklungstheorie, Behaviorismus und Strukturalismus, Internationale Beziehungen und Analyse politischer Systeme, case-studies und Vergleich, Mikro- und Makroanalyse gelegen, zieht sie seit ihrer Entstehung immer wieder Vertreter nicht nur aller Kernbereiche der Politikwissenschaft, sondern auch benachbarter Disziplinen wie Geschichte, Ökonomie und Soziologie in ihren Bann. Auch wenn sich später der Charme der „Gründerzeit“, der aus der einmaligen Kombination von praktischem Erfolg der Demokratisierung und theoretischem Pragmatismus der Transitologie erwachsen war, verflüchtigte, bleiben die Paradoxien und Novi der Transitionsrealität unvermindert sprudelnde Quellen wissenschaftlicher Kontroversen und Interesses.

Der unverhoffte Siegeszug der „Gründerväter“ der Transitionsforschung, mit dem sie sich zugleich die Hegemonie auf diesem neuen und weiten Feld sicherten, gründet sich paradoxerweise auf Theorieabstineuz, die folgerichtig in die Sackgasse führte. Wenn der *mainstream* dennoch seine Diskurshegemonie wahren konnte, dann ist diese Konstellation der Ausgangspunkt gleich mehrerer Paradoxien, die dadurch charakterisiert sind, daß „theoretical failure and practical success“⁷ Hand in Hand miteinander gehen. „(T)he apparent paradox of the failure in the theory and the subsequent triumph of the doctrine“⁸ gilt nicht nur für die Transitionsdebatte und deren *mainstream* selbst, sondern gleichermaßen für die „theory of political development“, die trotz ihres offensichtlichen Scheiterns Ende der sechziger Jahre in der „Transitologie“ gleichsam „wiedergeboren“ wurde und dort fröhliche Urständ feiert.

Werdegang (Expansion trotz fehlender Voraussetzungen und mangelnder Ergebnisse) und derzeitiger Zustand (Stagnation und Krise des *mainstream* bei Fortdauer seiner Diskurshegemonie) werfen Fragen auf, die zu stellen und zu beantworten die Transitionsforschung gezwungen ist, will sie dem zum Malstrom einer Endlosdebatte ohne greifbare Ergebnisse geratenen *mainstream* entfliehen:

Wo liegen die Gründe des beispiellosen expansiven Wachstums der Transitionsdebatte – scheinbar aus dem Stand heraus? Wie kann erklärt werden, daß sich eine Forschungsrichtung als *mainstream* in der Debatte durchsetzen und etablieren konnte, die Theorieabstineuz zu ihrem Credo erhoben hatte? Wie ist es diesem *mainstream* gelungen, seine Hegemonie aufrechtzuerhalten, obwohl die von ihm praktizierten approaches zahlrei-

6 D. Potter, Explaining democratization, in: Democratization, hrsg. von D. Potter, D. Goldblat, M. Kiloh und P. Lewis, Cambridge/Malden 1997, S. 3.

7 P. Camracker, Capitalism and Democracy in the Third World. The Doctrine for Political Development, London/Washington 1997, S. 30.

8 Ebenda, S. 2.

che Fragen und Probleme der Transitionsrealität entweder ignoriert oder unzureichend erfaßt und beantwortet haben? Wie ist die Paradoxie von fortgesetzter (quantitativer) Expansion und sinkender (qualitativer) Ausstrahlung der Transitionsforschung zu erklären? Wie kann sich die Transitionsdebatte schließlich aus dem Malstrom ungelöster Dilemmata und unerklärter Paradoxien befreien und die unter der Hegemonie des *mainstream* aufgebauten „falschen Dichotomien“⁹ aufbrechen? Wie können die Erfahrungen der Demokratisierung und die Kritiken an der „Transitologie“ für Alternativen zum *mainstream* fruchtbar gemacht werden?

Der mainstream ...

Im *mainstream*, der in der Entstehungs- und Etablierungsphase der Transitionsforschung noch konkurrenzlos herrschte und sich höchstens der traditionellen Totalkritik von Dependenz- und Weltsystemtheoretikern ausgesetzt sah, die sich aber nicht der Transitionsforschung zugehörig fühlten und deshalb auch ignoriert werden konnten¹⁰, machte sich nach dem Höhepunkt der Dritten Welle in der ersten Hälfte der neunziger Jahre – der zweiten Phase der Transitionsdebatte – Ernüchterung und Skeptizis breit. Die zunehmende Komplexität und partiellen Regressionen des Transitionsprozesses beförderten einerseits die Ausdifferenzierung des *mainstream*, andererseits das „Einklinken“ strukturalistischer Ansätze ein die Transitionsdebatte. Aber erst in der gegenwärtigen, der dritten Phase, ist Kritik „contra the dominant paradigm“¹¹ auch innerhalb des *mainstream* laut geworden. Dort wird die Hegemonie des „elite strategic choice“-Ansatzes infrage gestellt, indem von kritischen Insidern „collective actors“ (statt „individual actors“) und die Perspektive des Gesellschaftswandels (statt des Regimewandels) im Demokratisierungsprozeß favorisiert werden.¹² Weitergehender Kritik ist der *mainstream* aber vor allem aus zwei

9 Vgl. H. Zinecker, Die Transitionsdebatte über Lateinamerika – Dichotomien, Defizite und deviant cases, in: *Comparativ*, 5 (1995) 2, S.16.

10 Vgl. S. Amin, El problema de la democracia en el tercer mundo, in: *Nueva Sociedad*, Caracas 1991, Nr. 122, S. 24-39; A. Cueva, Las democracias restringidas de América Latina, Quito 1988; F. Hinkelammert, *Democracia y totalitarismo*, San José 1987. Vertreter ähnlicher Positionen, die ihre Kritik innerhalb der Transitionsdebatte angesiedelt wissen wollten, fielen aufgrund ihrer marginalen Position kaum ins Gewicht, und wurden – weil quasi zwischen den Stühlen sitzend – weder von den Dependenztheoretikern noch den „Transitologen“ des *mainstream* zur Kenntnis genommen. Vgl. S. Jonas/N. Stein (Hrsg.), *Democracy in Latin America. Visions and Realities*, New York u.a. 1990; J. Nef, Redemocratization in Latin America or the Modernization of the status quo, in: *North-South*, Quebec 1986, Nr. 11, S. 43-55.

11 R. Berins Collier/J. Mahoney, Adding Collective Actors to Collective Outcomes: Labor and Recent Democratization in South America and South Europe, in: *Comparative Politics*, 29 (1997) 3, S. 285.

12 Vgl. ebenda, S. 286.

Richtungen ausgesetzt, die außerhalb des *mainstream* angesiedelt sind: die eine speist sich aus den Auseinandersetzungen um das Verhältnis von Struktur und Akteur sowie von Entwicklung und Demokratie, bewegt sich aber wie der *mainstream* noch auf dem Boden der Modernisierungstheorie¹³, während die anderen ihre Kritik von modernen Positionen der Dependenz- und Weltsystemtheorie vorträgt. Diese radikale Kritik unterscheidet sich jedoch in zweifacher Hinsicht von der Totalkritik der ersten Phase der Transitionsdebatte. Erstens sucht sie bewußt Anknüpfungspunkte zur Verbindung von struktur- und akteurs- bzw. prozeßorientierten Ansätzen; zweitens versteht sie sich nicht mehr als außerhalb der Transitionsdebatte stehend und erkennt in der Dritten Welle zumindest Ansatzpunkte und Trends einer „Demokratisierung von unten“¹⁴.

Ungeachtet der Kritik am und der Selbstzweifel im *mainstream* ist seine Diskurs-Hegemonie in der Transitionsdebatte zwar nicht mehr ungefährdet, aber auch noch nicht gebrochen. Nach wie vor beherrscht er das weite Feld der Diskussion mit seinen grundlegenden Paradigmen. Zu diesen gehören:

- die Dominanz der Akteure (für die Transition) – oftmals in Verbindung mit einer „elite-centric perspective“¹⁵ – und der Institutionen (für die Konsolidierung) im Gesamtensemble der Erklärungsfaktoren,
- die Einengung des Analysefokus auf die Mikroebene und
- die Akzeptanz eines *procedere-* und eliteorientierten Demokratieverständnisses im Sinne der Dahl’schen Polyarchie, das zudem oft von Minimalisten, die Demokratie mit „electoral democracy“ gleichsetzen, auf eine „suboptimal procedural definition“ zurückgestutzt wird.

Um die Ursachen der hegemonialen Persistenz des *mainstream* gegenüber „gegenhegemonialen“ Kritiken zu erklären, bedarf es eines Blickes über die engen Grenzen der Transitionsdebatte hinaus, d.h. auf die politischen Implikationen der Dritten Welle und die theoretischen Wurzeln des *mainstream*. M. E. verdienen folgende Faktoren in diesem Zusammenhang besonders hervorgehoben zu werden: (a) der „Igeleffekt“, (b) die „Erfolgsstory“ der Dritten Welle und (c) die „Wiedergeburt“ der Modernisierungstheorie im behaviouristischen Gewande.

Mit „Igeleffekt“ ist – in Anspielung auf jenes Märchen von Hase und Igel – die Fähigkeit der „Gründerväter“ der Transitionsdebatte gemeint, als erste die paradigmatische Bedeutung der Dritten Welle erkannt und ge-

13 Vgl. E. Huber/D. Rueschmeyer/J. D. Stephens, The paradoxes of Contemporary Democracy: Formal, Participatory, and Social Democracy, in: Comparative Politics, 29 (1997) 3, S. 323-342.

14 Vgl. W. J. Robinson, Promoting polyarchy. Globalization, US intervention, and hegemony, Cambridge 1997.

15 Zur kritischen Auseinandersetzung mit dieser Richtung vgl. Adding Collective Actors (Anm. 11), S. 286ff.

nutzt zu haben, indem sie sich ihrer als Gegenstand bemächtigt sowie in der Folgezeit schon vor der Formierung möglicher Forschungsalternativen neue Themen besetzt haben, um – wie der Igel vor dem Hasen – schon vor allen anderen am Ziel zu verkünden: „Ich bin all hier!“ Dabei kam ihnen zugute, daß das schiere Tempo und die enorme Komplexität der Transitionen das pragmatische Mitgehen mit den realen Prozessen – auch auf Kosten der Theorie – legitimierte.

Dieser Legitimierungseffekt wuchs in dem Maße, wie die Dritte Welle sich geographisch ausweitete und politische Konsequenzen zeitigte. Mit dem Zusammenbruch des „realen Sozialismus“ in Osteuropa und dem Sturz der Diktaturen in der Dritten Welt erlitten auch jene Theorien Schiffbruch, die von dem undemokratischen Regimes in jenen Regionen – zu Recht oder zu Unrecht – als Rechtfertigung benutzt worden waren oder sich hatten benutzen lassen. Im Sog des weltweiten Triumphes der Demokratiebewegungen konnte die Transitologie, die diese zuerst zum Untersuchungsgegenstand gemacht hatte, den Gipfel der Diskurshegemonie erstürmen. Die Nachfrage nach Konzepten, die Antworten auf die neuen Fragen der Dritten Welle anboten, verschaffte diesen einen enormen Wettbewerbsvorteil auf dem (Jahr-)Markt der Theorien. Es ist den „Gründervätern“ der Transitionsforschung nicht zu verdenken, daß sie ihn umgehend nutzten, um die Meinungsführerschaft in jener „echten Wachstumsindustrie“ zu erringen.

Ein dritter Grund für die Erringung der Diskurshegemonie durch die „Transitologen der ersten Stunde“ liegt in deren „Erberzeption“, die zwar auf die Modernisierungstheorie zurückgreift, diese aber ihrer strukturalistischen Elemente entkleidet und auf die Mikroebene reduziert. Im Ergebnis dieser Mischung aus Kontinuität und Bruch präsentiert sich die Transitologie als Forschungsrichtung, die einerseits das Demokratieverständnis der „theory of political development“ übernimmt und Demokratisierung in den Rahmen nachholender Entwicklung westlicher Muster und Vorgaben stellt, andererseits aber den Zusammenhang von Entwicklung und Demokratie im Verständnis der herkömmlichen Modernisierungstheorie auflöst und an die Stelle der „preconditions“ der Strukturen das „crafting“ der Akteure setzt. Damit gelingt dem *mainstream* zweierlei: Erstens umgeht er elegant jenes Paradoxon, das sich ergibt, wenn die Dritte Welle in der Lesart der Modernisierungstheorie der sechziger Jahre – also in Bezug auf das sozio-ökonomische Entwicklungsniveau – hätte erklärt werden müssen. Frei von derartigen Erklärungszwängen konnte sich der *mainstream* der reinen Prozeß- und Akteursanalyse hingeben. In diesem Ansatz spielt das Entwicklungsniveau als Faktor zur Erklärung von Demokratie keine Rolle. „The emergence of democracy is not a by-product of economic development. Democracy is or is not established by political actors pursuing their goals,

and it can be initiated by any level of development.“¹⁶ Dort, wo sich soziale und ökonomische Strukturen dennoch bemerkbar machten, wurden sie für das enge Korsett der Mikroanalyse zurechtgestutzt und in das Konzept der doppelten Transition von ökonomischer Liberalisierung und politischer Demokratisierung gezwängt. Daraus ergibt sich jedoch ein weiteres Paradoxon: Während einerseits der Akteursansatz der Transitologie Demokratisierung als Produkt strategischer Wahlhandlungen von Akteuren („rational choice“) erklärt, ist andererseits nach dem Postulat vom notwendigen Zusammenhang von Markt und Demokratie, das dem Konzept der doppelten Transition zugrunde liegt, die Demokratisierung von der Existenz marktwirtschaftlicher Strukturen abhängig.

Zweitens lassen sich in den Akteursansatz ohne Probleme jene Elemente und Argumente der Modernisierungstheorie integrieren, die auf eine Verwestlichung des Südens (und nun auch des Ostens) per nachholender Entwicklung abzielen. Mit einem wichtigen Unterschied allerdings: nicht mehr durch Entwicklung, sondern durch Demokratisierung soll dieses Ziel erreicht werden. Statt Entwicklungshilfe ist nun „promoting polyarchy“ angesagt¹⁷. Die Fortsetzung der Modernisierungstheorie mit anderen Mitteln versetzt die Transitologie in die Lage, dort weiterzumachen, wo jene aufgehört hatte. Als „organische Intellektuelle“ der „polyarchy promotion“ finden die Aktivisten des *mainstream* die Unterstützung der Eliten des Westens und ihrer Nachahmer im Süden wie im Osten. Im Gegenzug nutzen sie ihre Meinungsführerschaft, um die Demokratisierungsprozesse in die „richtigen“ Bahnen zu lenken. Das Eigentum der Bourgeoisie und die institutionelle Unversehrtheit der Armee werden zu „heiligen Kühen“ erklärt und – um diese zu schützen – die Demobilisierung der Subalternen gefordert.

... im *Malstrom*

Die Faktoren, die dem *mainstream* die Hegemonie gesichert haben, sind zugleich jene, die ihn in die Sackgasse geführt haben. So findet die von O'Donnell auf Brasilien gemünzte Formulierung von den „paradojas del éxito“¹⁸ (Paradoxien des Erfolges) auch und gerade in Gewinn und Verschleiß der Hegemonie des *mainstreams* in der Transitionsforschung ihre Bestätigung: was den *mainstream* einst zum Erfolg geführt hatte, gebiert

16 A. Przeworski/F. Limongi, Modernization. Theories and Facts, in: World Politics, 49 (1997), S. 177.

17 Vgl. Promoting polyarchy (Anm. 14); R. Hanisch (Hrsg.), Demokratieexport in die Länder des Südens?, Hamburg 1996.

18 G. O'Donnell, Transiciones, continuidades y algunas paradojas, in: Cuadernos políticos, México D.F., (1989) 56, S. 29. Zuerst erschienen in: A democracia no Brasil. Dilemas y perspectivas, hrsg. von F. Wanderley Reis und G. O'Donnell, Sao Paulo 1988, S. 41-71.

jene Paradoxien und Dilemmata, die ihn in den Malstrom einer unfruchtbaren Endlosdebatte und damit des Scheiterns zu treiben drohen.

Das Erbe der Modernisierungstheorie rächt sich nun doppelt an der „Transitologie“: das einseitig genutzte gerät zur niederdrückenden Last, weil es sich als tragfähige Basis theoretischer Erklärungen der Paradoxien und Dilemmata der Demokratisierung nicht (mehr) eignet, und das beseite geschobene fällt Ihr auf die Füße, weil jene modernisierungstheoretischen Ansätze, die Makro-Strukturen und sozio-ökonomische Entwicklung thematisieren, den mikropolitischen und akteurszentrierten Ansätzen des *mainstream* bei der Erklärung zahlreicher Probleme überlegen sind.

Diese Probleme treten in dem Maße zutage, wie die quantitativen Erfolge der Dritten Welle, in deren Sog der *mainstream* seine Diskurshegemonie etablieren konnte, in Stasis umschlagen und die Transitionen auf dem Niveau von „instable or poor quality democracy“¹⁹ stagnieren. Mikropolitischer Analysefokus, akteurszentrierte Erklärungsversuche und zu enggefaßtes Demokratieverständnis, jene konstitutiven Merkmale des *mainstream*, haben dazu geführt, daß grundlegende Fragen, die durch die Dritte Welle aufgeworfen wurden, keine befriedigende Antwort erfahren haben. Zu diesen gehören:

- der Zusammenhang von Dritter Welle und Globalisierung, der sich einerseits in der globalen Dimension der Dritten Welle selbst (mit den wichtigen Ausnahmen Chinas und der islamischen Länder) und andererseits als „Demokratie-Dilemma im Zeitalter der Globalisierung“²⁰ zeigt;
- die Inversion oder Gleichsetzung von Demokratie und Entwicklung, von welcher der *mainstream* zwar stillschweigend ausgeht, aber weder deren Ursachen erklärt noch deren Konsequenzen berücksichtigt;
- das Konsolidierungsdilemma, das durch die Stasis der Dritten Welle offensichtlich geworden ist.

Mit diesem Konsolidierungsdilemma ist auch der dritte Faktor des Niedergangs des *mainstreams* benannt: die von ihm selbst erzeugten Einseitigkeiten und „falschen Dichotomien“. Der von ihm postulierte „Imperativ of Consolidation“²¹ kollidiert gleich mehrfach mit der Transitionsrealität. Wie soll demokratische Konsolidierung erreicht werden, wenn die Transition selbst noch unvollendet ist? Wie ist Konsolidierung überhaupt möglich, wenn all jene Bedingungen fehlen oder mangelhaft entwickelt sind, die im Westen als Voraussetzungen demokratischer Konsolidierung gewirkt ha-

19 B. Lamounier, The Hyperactive Paralysis Syndrome, in: Constructing Democratic Governance. South America in the 1990s, hrsg. von J. Dominguez und A. Lowenthal, Baltimore/London 1996, S. 166.

20 U. Beck, Das Demokratie-Dilemma im Zeitalter der Globalisierung“, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, B 38/39, 11. September 1998, S. 3-11.

21 Is the Third Wave Over (Anm. 5), S. 33.

ben? Läßt sich „the intimate connection between the deepening of democracy and its consolidation“²² überhaupt herstellen, wenn das Hauptmotto lautet: „Holding the Democratic Ground“? Welchen Stellenwert hat die demokratische Qualität gegenüber der politischen Stabilität, wenn beides im Transitionsprozeß nicht mehr zusammengeht?

All diese Fragen sind mit dem konventionellen Instrumentarium des *mainstream* nicht zu beantworten. Mikroanalyse, Akteursansatz, Polyarchiekonzept und Elitepräferenz stoßen hier an ihre Grenzen. Ohne Makroanalyse, Strukturansatz, Erweiterung des Demokratiebegriffs und Berücksichtigung der Subalternen als Demokratisierungsfaktor bleibt die Transitionsdebatte dem Konsolidierungsdilemma verhaftet, das der *mainstream* selbst ausgelöst hat, indem er in der Theorie den „Imperativ of Consolidation“ zum „*nor plus ultra*“ erhoben hat, obwohl dieser angesichts der „unvollendeten Demokratisierung“ in der Transitionsrealität nicht durchsetzbar ist. Das Dilemma besteht für den *mainstream* darin, sich zwischen zwei „Übeln“ entscheiden zu müssen: entweder den Kurs einer Konsolidierung auf niedrigem Demokratisierungsniveau gutzuheißen, was den Verzicht auf eine „volle“ Demokratisierung selbst auf die Gefahr autoritärer Rückfälle und politischer Instabilität impliziert, oder dem Ringen um die Vollendung der Demokratisierung den Vorzug zu geben, selbst auf die „Gefahr“ hin, daß es zu einer Radikalisierung des Prozesses kommt und die „goldenen Regeln“ einer elite-kontrollierten Transition verletzt werden.

Der Konsolidierungsimperativ des *mainstream* führt sich letztlich selbst ad absurdum und die Transitionsdebatte in die Irre. Auf die Tagesordnung der Debatte gehören die Probleme der „unvollendeten Demokratisierung“²³. Nicht Konsolidierung, sondern Fortsetzung der Transition und Vertiefung der Demokratisierung sind angesagt.

2. Die Transition in Brasilien

Die Irrtümer und Defizite des *mainstreams* lassen sich anhand der brasilianischen Transition höchst anschaulich exemplifizieren. Wie bereits die häufig erwähnten Ähnlichkeiten mit dem Modellfall Spanien andeuten, erfüllt das südamerikanische Land wie wohl kein zweites jene Voraussetzungen, die nach Maßgabe der „Transitologie“ für eine erfolgreiche Konsolidierung notwendig sind. Aber anders als in Spanien, wo tatsächlich eine Konsolidierung der jungen Demokratie zu konstatieren ist, reicht es bei der brasilianischen Transition – und das ist nur eine ihrer Paradoxien – nur

22 Ebenda, S. 34.

23 Vgl. H. Zinecker (Hrsg.), *Unvollendete Demokratisierung in Nichtmarktökonomien. Die Blackbox zwischen Staat und Wirtschaft in den Transitionsländern des Südens und Ostens*, Amsterdam 1999.

für eine „persistent but unconsolidated democracy“²⁴. Beide Seiten der Paradoxie – sowohl die Nähe zum spanischen Modell als auch das Verharren im Zustand einer nichtkonsolidierten Transition, wie er vom *mainstream* auch für die Mehrheit der Dritten Welle konstatiert werden muß, – prädestinieren Brasilien als Paradebeispiel für eine kritische Auseinandersetzung mit den Irrungen und Wirrungen des *mainstream*.

Um diese besser illustrieren zu können, sei deshalb ein kurzer Blick auf den Verlauf des Demokratisierungsprozesses in Brasilien gestattet, bei dem es sich immerhin – wie auch bei Spanien – um den vom *mainstream* präferierten Fall einer graduellen Transition „by pact“ handelt. Der Anstoß für den Transitionsprozeß in Brasilien ging vom Regime selbst aus. Ohne dem für Zentralamerika typischen Druck von unten²⁵ oder den Folgen einer militärischen (Argentinien) bzw. politischen Niederlage (Uruguay; Chile)²⁶ ausgesetzt zu sein, setzte die Militärregierung unter General Geisel frühzeitig (1974) eine Liberalisierung in Gang, die mit den Wahlen von 1985 schließlich zum Regimewechsel führte. Die Gründe für diese Entscheidung lagen in den strukturellen Widersprüchen des Militärregimes selbst, dessen unterschiedliche Funktionen zunehmend in Konflikt miteinander gerieten. Die Armee mußte gleichzeitig als Regierung, als inneres Repressivorgan und Protagonist der „Security Community“ sowie als Institution agieren, was angesichts der damit verbundenen Flügelkämpfe und Überschneidungen vor allem zu Lasten der Institution Armee ging. Der Kurs auf eine Liberalisierung und „Zivilisierung“ des Regimes schien den weitsichtigsten Vertretern der Streitkräfte am besten geeignet, den Konflikt zu entschärfen und die Institution zu schützen.²⁷ Durch das warnende Beispiel der argentinischen „Kollegen“ nach der Niederlage im Malvinenkrieg fühlten sich die brasilianischen Militärs in ihrer Präventivstrategie zusätzlich bestätigt.²⁸ Unter den Machthabern setzte sich letztlich die Erkenntnis durch,

24 Ph. Schmitter, Dangers and Dilemmas of Democracy, in: *Journal of Democracy*, 5 (1994) 2, S. 59, 61.

25 Vgl. P. Gärtner, Zentralamerika als Gegenstand vergleichender Transitionsforschung – Ansätze, Probleme, Hypothesen, in: *Comparativ*, 5 (1995) 2, S. 94ff.

26 Vgl. zu diesen südamerikanischen Fällen besonders J. J. Linz/A. Stepan, *Problems of Democratic Transition and Consolidation. Southern Europe, South America, and Post-Communist Europe*, Baltimore/London 1996, S. 151ff (Uruguay), 190ff (Argentinien), 205ff (Chile). Die genannten Autoren behandeln in ihrem Südamerika-Kapitel als vierten Fall Brasilien, was den Vorteil hat, daß die Spezifik aller vier Fälle aus vergleichender Perspektive sichtbar zu machen.

27 Vgl. A. Stepan, *Rethinking Military Politics. Brazil and the Southern Cone*, Princeton 1988, S. 30/1, 40, 57.

28 Vgl. ebenda, S. 32, 87, 142.

„that an indefinite monopoly of power, or even ‘Mexicanization’ by means of a hegemonic party, would not be viable“²⁹.

Dank ihrer frühzeitigen Entscheidung für die „abertura“ („distenso“), der Legitimation ihrer Herrschaft durch das „brasilianische Wunder“ und der ungebrochenen Machtfülle konnte die Transition durch das Regime in starkem Maße kontrolliert werden.

Neben der Kontrolle von „oben“ bewirkten die institutionellen Besonderheiten des brasilianischen Militärregimes ein hohes Maß an Kontinuität im Transitionsprozeß. So wurden politischen Parteien nicht pauschal verboten, sondern der Opposition im Rahmen des Zweiparteiensystems sogar gewisse Entfaltungsmöglichkeiten geboten. Regelmäßige Wahlen gehörten ebenso zum institutionellen *Procedere* des Regimes und konnten 1982 für eine „elección de abertura“ (Nohlen) zur Einleitung des Regimewechsels genutzt werden. Die ökonomische Erfolgsbilanz und der niedrige Repressionsgrad unterscheidet den brasilianischen Autoritarismus von den regimetypologisch verwandten, aber ökonomisch erfolglosen und blutigen Militärdiktaturen des Südkonus. Diese Besonderheiten sind für O’Donnell³⁰ immerhin die ausschlaggebenden Kriterien einer Typologisierung der Transitionen in Südamerika („*transiciones por colapso*“ versus „*transiciones transadas*“), wobei er Brasilien ausdrücklich zum selben Typ („*transición transada*“) wie Spanien rechnet.³¹

Konsolidierung durch Mäßigung und Demobilisierung?

Wie sind angesichts dieses gemeinsamen Transitionstyps die qualitativen Unterschiede in der Demokratiequalität und im Konsolidierungsgrad³² zwischen Brasilien und Spanien zu erklären? Die mit dieser Frage befaßten Autoren bieten Antworten auf unterschiedlichen Ebenen an.

Der Argumentationslinie des *mainstream* folgend, halten die auf der Mikroebene der Akteure ansetzenden Analysen die Unterschiede im Transitionsverlauf bei der Erklärung der Unterschiede zwischen der konsolidierten Demokratie in Spanien und der nichtkonsolidierten Demokratie für ausschlaggebend. So hätten die Erinnerungen an die Schrecken des Bürgerkrieges 1936/39, der plötzliche Tod von Staatschef Franco, die ungeregelte Nachfolge, der Einsatz des Königs für einen demokratischen Ausweg, die untergeordnete Stellung der Armee im politischen System des „Franquismo“ und die geopolitische Lage der Transition in Spanien gün-

29 B. Lamounier, *Brazil: Inequality Against Democracy*, in: *Democracy in Developing Countries*, hrsg. von L. Diamond, J. J. Linz und S. M. Lipset, Bd. 4, Boulder/London 1989, S. 113.

30 Vgl. *Tansiciones* (Anm. 16), S. 26.

31 Vgl. auch D. Share/S. Mainwaring, *Transitions through transaction: democratization in Brazil and Spain*, in: *Political Liberalization in Brazil: Dynamics, Dilemmas and Future Prospects*, hrsg. von W. Selcher, Boulder 1986.

32 Vgl. *The Hyperactive Paralysis Syndrome* (Anm. 19).

stigere Ausgangsbedingungen verschafft, die im weiteren Verlauf von den handelnden Akteuren, d.h. vor allem den an einer Demokratisierung interessierten politischen Parteien (einschließlich der KP und den in der UCD unter Suárez vereinten Ex-„softeinern“ des Ancien Régime), für die demokratische Konsolidierung Anfang der achtziger Jahre genutzt werden konnten.³³

In Brasilien hingegen hätten die Kontrolle der Transition durch das Militärregime und der ungenügende Druck von unten dafür gesorgt, daß die Elemente der Diskontinuität viel geringer als anderswo (Spanien eingeschlossen) gewesen seien, was durch einen Pakt „aller mit allen“ („todos con todos“) eine zusätzliche Garantie erfahren hätte.³⁴ Auch andere Studien heben die enormen Kontrollmöglichkeiten und die starke Verhandlungsmacht der Militärs hervor³⁵, die zu einer „long, constraint transition“³⁶ geführt haben. Hier stoßen wir auf ein zentrales Dilemma der „Transitologie“. Im Interesse politischer Stabilität wird Mäßigung verlangt, während gerade die historischen Erfahrungen Lateinamerikas gezeigt haben, daß eine konsequenter Bruch mit den autoritären Strukturen zwar keine hinreichende, nichtsdestoweniger aber notwendige Bedingung einer dauerhaften Demokratie ist. So hält auch einer der führenden „Transitologen“, Guillermo O'Donnell, einerseits in Brasilien ein höheres Maß an Diskontinuität – besonders gegenüber der Armee – für erforderlich, um wie in Spanien die Demokratie durchsetzen und konsolidieren zu können³⁷, empfiehlt aber andererseits, nicht an die institutionellen Interessen der Streitkräfte zu rühren.³⁸

Mit der „transition through transaction“ unter „elite hegemony“³⁹, die in Brasilien unter Kontrolle der Militärs durchgesetzt werden konnte, wurde jedoch genau das verhindert, was in Spanien gelungen war: die Konsolidierung der Demokratie. Unter brasilianischen Verhältnissen ist ein Erfolg

33 Vgl. *Transiciones* (Anm. 18), S. 26/7.

34 Vgl. ebenda, S. 28/9.

35 Vgl. *Rethinking Military Politics* (Anm. 27).

36 Problems of Democratic Transition (Anm. 26), S. 167ff. An dieser Stelle könnte der Einwand erhoben werden, daß in Chile, wo die Eingriffs- und Kontrollmöglichkeiten des Militärs noch sehr viel stärker waren als in Brasilien (ebenda, S. 205), die Konsolidierungschancen dadurch zumindest nicht verschlechtert worden seien und eine Konsolidierung eher möglich scheint als in Brasilien (ebenda, S. 212, 215ff.). Diesem berechtigten Einwand ist entgegenzuhalten, daß der angeführte Faktor nur einer von mehreren auf der Akteursebene ist, deren Analyse zudem durch die Einbeziehung der anderen Analyse-Ebenen zu ergänzen ist.

37 Vgl. *Transiciones* (Anm. 18), S. 29.

38 Vgl. G. O'Donnell/Ph. Schmitter, *Transitions from Authoritarian Rule. Tentative Conclusions about Uncertain Democracies*, Baltimore/London 1986, S. 69.

39 M. H. Moreira Alves, *Interclass Alliances in the Opposition to the Military in Brazil: Consequences for the Transition Period*, in: *Power and Popular Protest: Latin American Social Movements*, hrsg. von S. Eckstein, Berkeley u.a. 1989, S. 295.

der Demokratisierung ohne Aushebelung der Vetomacht der Militärs und Eingriffe in die Wirtschaftsstrukturen zugunsten der Subalternen nicht zu haben. Daß beides bis heute aussteht, zeitigt fatale Folgen. „What were the consequences of the elite-dominated shift to civilian rule for the ‘popular’ classes? The most important effect has been an inability to date, to carry out deeper transformation of Brazilian society.“⁴⁰ Diese Unterlassungssünden rächen sich gleich zweifach. Zum einen hat sich die Institution Armee eine Kontrollmacht über die weitere Entwicklung sichern können: „Despite the election and installation of civilian governments since 1985, the military institution is not folding its tents and quietly going away. ... Its ability to react appropriately to changing internal and external political, economic, psychological, and security circumstances is an important key to survival and success. As a consequence, the armed forces likely will continue to provide a controlling elite, acting as an agent of national modernization and development.“⁴¹

Zum anderen signalisiert der Aufschwung sozialer Protestbewegungen, daß die formale Demokratie unter wachsendem Druck von unten gerät. In Brasilien ist die Landlosenbewegung MST zur stärksten oppositionellen Kraft gegen den neoliberalen Kurs der Regierung Cardoso herangewachsen und fährt dieser gegenüber einen offensiven Konfrontationskurs.⁴² Die Überwindung der chronischen Schwäche der Volksbewegung, die trotz Metallarbeiterstreik (1978) und Mobilisierung im Rahmen der Forderung nach der Direktwahl des Präsidenten (1984) bis Ende der achtziger Jahre anhielt, bedeutet für die Transition Herausforderung und Chance zugleich. Nachdem die Subalternen ihre eigene Stimme in die Demokratisierung eingebracht und auf deren Defizite aufmerksam gemacht haben, kann die soziale Dimension des Prozesses nicht mehr ignoriert werden. Brasilien ist ein Beleg dafür, daß auch bei Marginalisierung der Subalternen im Transitionsprozeß formale Demokratie die Chance für deren späteres „empowerment“ bietet. Der Erfolg hängt offensichtlich davon ab, wie die fehlende soziale Dimension der Demokratisierung als Problem sichtbar und für eine Mobilisierung nutzbar gemacht werden kann. Der Umstand, daß Brasilien im lateinamerikanischen Kontext eher die Ausnahme bildet, verweist zugleich darauf, wie schwierig dies zu bewerkstelligen ist. Ohne die Stärkung der Subalternen aber ist eine Vertiefung und damit auch eine Konsolidierung der Demokratisierung in Brasilien nicht zu machen.

40 Ebenda, S. 297.

41 M. G. Manwaring, *Brazilian Security in the New World Disorder: Implications for Civil-Military Relations*, in: *Beyond Praetorianism. The Latin American Military in Transition*, hrsg. von R. L. Millet/M. Gold-Biss, Miami 1995, S. 235.

42 Vgl. D. Boris, *Soziale Bewegungen in Lateinamerika*, Hamburg 1998, S. 55, 57.

Konsolidierung durch „crafting“?

Als weitere Ursachen der Unterschiede in Transitionsausgang und Konsolidierungsgrad zwischen Spanien und Brasilien werden die Unfähigkeit der maßgeblichen Akteure der brasilianischen Transition, vor allem der Elite, eine viable Agenda der Demokratisierung zu entwickeln und umzusetzen⁴³, sowie der geringe Institutionalierungsgrad während der Transition⁴⁴ angeführt, die sich nachhaltig im – von Lamounier treffend so bezeichneten – „Hyperactive Paralysis Syndrome“ niedergeschlagen haben.

Dieses Argument verweist bereits auf die Mesebene der politischen Institutionen und der politischen Kultur, der zwischen Akteuren und Makrostrukturen eine vermittelnde Funktion zukommt. Die hier angesiedelten Erklärungsfaktoren (traditionelle Instabilität des Parteiensystems, „leadership problem“ und Verfaßtheit der Elite, kulturelle Faktoren, Präsenz und Persistenz liberaler Institutionen) ergeben zwar ein durchaus ambivalentes Bild⁴⁵, können aber gerade deshalb nicht „en bloc“ für die unvollendete Transition und den instabilen, von einer Konsolidierung noch weit entfernten Zustand der Demokratisierung verantwortlich gemacht werden.

Eine Reihe von Faktoren wirken sogar eher für als gegen eine erfolgreiche Transition: „the proven ability of the Brazilian political system to avoid the generalization of zero-sum perceptions and expectations“⁴⁶, die spezifische „Brazilian ‘doctrine of representation‘“⁴⁷, die sich in der Anerkennung der Diversität der Elite, den starken Wurzeln der Wahlmechanismen und der schwachen Ausprägung personalistischer Herrschaft (caudillismo) manifestiert.

Unter der Präsidentschaft Cardoso (seit 1. Januar 1995 im Amt) wurde der zunächst durchaus gelungene Versuch unternommen, das „Hyperactive Paralysis Syndrome“ per „crafting“ zu kurieren. Die politischen und ökonomischen Reformen seiner ersten Amtszeit wie auch seine überzeugende Wiederwahl am 3. Oktober 1998 machen deutlich, daß man auf dem besten Wege war, die Turbulenzen der ersten zehn Transitionsjahre in den Griff zu bekommen. Die zu Beginn seiner zweiten Amtszeit voll durchschlagende Finanzkrise zeigt jedoch die generellen Grenzen auf, die dem „crafting“ gesetzt sind.

Lamounier führt die Analyse auf die – auch seiner Meinung nach – entscheidende Ebene zur Beantwortung der zentralen Frage, weshalb in Brasilien die Konsolidierung der Demokratie nicht gelungen ist:

43 Vgl. The Hyperactive Paralysis Syndrome (Anm. 17), S. 172.

44 Vgl. B. Lamounier, El difícil camino de la reforma. El caso de Brasil, in: Reforma política y consolidación democrática. Europa y América Latina, Caracas 1988, S. 184.

45 Vgl. Brazil: Inequality against Democracy (Anm. 29), S. 137-144.

46 Ebenda, S. 130.

47 Ebenda, S. 143.

„socioeconomic conditions must be incorporated more effectively into our models“⁴⁸. Sein Vorschlag richtet sich auf die organische Einbeziehung dieser Bedingungen in das Konzept der Demokratisierung. Die beiden Dahl'schen Dimensionen des Demokratie-Begriffs (Liberalisierung, Partizipation) sollten durch eine dritte, die der „structural deconcentration, which means greater equality, social mobility, and the like“⁴⁹, ergänzt werden. „Thus, when we think about consolidation, social and economic conditions cannot remain in the category of purely external correlates or prerequisites. They must be 'politicized', i.e., brought into the model...“⁵⁰.

Nach dem Modell von Lamounier führt eine Demokratisierung, die sich auf die beiden Dahl'schen Dimensionen beschränkt, lediglich zu „unstable democracies“. Für Brasilien hieße dies, daß selbst die größten Fortschritte der Liberalisierung und Partizipation nicht zu einer Konsolidierung führen können, wenn die extreme soziale Polarisierung nicht abgebaut und überwunden wird. Denn: „No matter how one measure them, levels of income inequality and mass poverty are among the worst in the world“.⁵¹

Konsolidierung „im Zeichen der globalen Krise“⁵²?

Cardosos ökonomische Reformen, besonders der von ihm noch als Finanzminister der Regierung Itamar Franco im Juli 1994 verkündete „Plano Real“, waren der ehrgeizige Versuch, Stabilität und Entwicklung gleichzeitig zu bewerkstelligen. Die Anbindung der Landeswährung, des Real, an den Dollar brachte zunächst einen beachtlichen Erfolg. Ohne von der neoliberalen Wirtschaftspolitik Absurde machen zu müssen, konnte so die US-amerikanische Währungsstabilität importiert werden. Der Erfolg des „Plano Real“ war zugleich die entscheidende Grundlage für die Wahlsiege Cardoso 1994 und 1998. Nicht nur in den Augen seiner Wähler galt er als eherner Garant der Stabilität des Wechselkurses. Die Anbindung an den Dollar hatte jedoch einen hohen Preis. Die harte Geldpolitik und die Überbewertung des Real hatten eine rasante Verschuldung zur Folge. Allein die Auslandsverschuldung Brasiliens verdoppelte sich fast von 1989

48 Ebenda, S. 145.

49 Ebenda, S. 146.

50 Ebenda, S. 145.

51 Ebenda, S. 133. Der brasilianischen Soziologe und Politologe F. Weffort spricht in diesem Zusammenhang von „democracia del apartheid“ (¿Cual democracia?, San José 1993, S. 85ff). Bei M. Wöhlke (Brasilien – Diagnose einer Krise, München 1994:16ff) finden sich zahlreiche Angaben zur sozialen Ungleichheit in Brasilien (vgl. bes. den internationalen Vergleich des Human Development Index“ (ebenda, S. 21-23).

52 Der in Anführungszeichen gesetzte Teil der Zwischenüberschrift geht auf zwei Artikel zurück (G. Calagnotto, Cardoso's zweite Amtszeit im Zeichen der globalen Krise. Politische Herausforderungen, in: Brennpunkt Lateinamerika, Hamburg, 1 [15.2.1999] 3; B. Fritz, Cardoso's zweite Amtszeit im Zeichen der globalen Krise. Ökonomische Herausforderungen, in: Brennpunkt Lateinamerika, Hamburg 1 [12.3.1999] 5), auf die sich auch die folgenden Aussagen stützen.

bis Mitte 1998 auf 228 Milliarden Dollar. Der Ausbruch der Asienkrise legte nun die dieser Strategie inhärenten Probleme erbarmungslos offen. Mit der Flucht internationaler Anleger aus dem Real brach nicht nur die Währungsstabilität zusammen: „Mit dem Absturz des brasilianischen Real im Januar 1999 ist mehr gestürzt als die Währung eines Landes: ein Entwicklungsmodell der Dritten Welt ist gescheitert, für das Brasilien – die achtgrößte Ökonomie der Welt – ein Flaggschiff war. Mit dem international renommierten Soziologen Cardoso als Präsident hatte hier ein Modell Triumphe gefeiert, das versprach, die fatale Alternative Inflationsbekämpfung *oder* Wirtschaftswachstum zu überwinden.“⁵³ Dies hat in zwei Richtungen gravierende Konsequenzen für die Möglichkeiten einer Konsolidierung der Demokratie in Brasilien. Zum einen versagen, wie bereits die von Ex-Präsident Itamar Franco ausgelöste „Gouverneurskrise“ zeigt, die bisher eingesetzten politischen Steuerungsmöglichkeiten. Das gegenüber der Zentralregierung verkündete Moratorium wurde von den Finanzmärkten als ein klares Zeichen gedeutet, daß Cardoso die politische Lage nicht ausreichend unter Kontrolle hat. Die bisherigen Erfolge des „crafting“ werden durch die Folgen der Finanzkrise zunehmend in Frage gestellt. Zum anderen ist abzusehen, daß die Verwerfungen und Kosten der neoliberalen Wirtschaftspolitik die soziale Spannungen weiter verschärfen werden. Hatte die Bevölkerung im Glauben an das Versprechen auf ein langfristig erfolgreiches Wirtschaftsmodell mehrheitlich stillgehalten, so läßt dessen Zusammenbruch die Zunahme sozialer Proteste erwarten. Es stellt sich für Cardoso und die brasilianische Elite die Frage, ob und wie sich Demokratie unter Bedingungen aufrechterhalten, geschweige denn konsolidieren läßt, wenn sich zu der selbst für lateinamerikanische Verhältnisse erschreckend hohen sozialen Polarisierung noch die Einsicht der Bevölkerung gesellt, daß das von Cardoso gegebene Entwicklungsversprechen nicht eingelöst werden kann. Denn „wenig spricht dafür, daß das Entwicklungsmodell der liberalen Stabilisierung und Modernisierung, das in den neunziger Jahren so machtvoll Einzug hielt und das in dem Soziologen Cardoso seinen brilliantesten Vertreter hatte, seinem Versprechen auf ‚nachholende Entwicklung‘ der Länder der Dritten Welt gerecht werden kann.“⁵⁴

Angesichts dessen verrät die Antrittsrede Cardosos nach seiner Wiederwahl zwar ein gewisses Maß an selbstkritischer Einsicht, wenn er erklärt, „zentrales Ziel der jetzt beginnenden Regierung“ sei es, „die Demokratie zu radikalieren und den Markt zu demokratisieren, indem der Wettbewerb verstärkt und die Chancen für alle Brasilianer soweit wie möglich verbessert werden.“⁵⁵ Es bleibt jedoch die Frage, weshalb er dies nicht

53 Ökonomische Herausforderungen, ebenda, S.35.

54 Ebenda, S. 40.

55 Zitiert in: Politische Herausforderungen (Anm. 52), S. 20.

schon in seiner ersten Amtszeit in Angriff genommen hat und wie unter verschlechterten Bedingungen etwas erreicht werden soll, was ihm selbst unter den relativ günstigen ökonomischen Bedingungen vor Ausbruch der Finanzkrise offensichtlich zu riskant oder radikal schien.

3. Hier irrt der Igel

Es zeigt sich, daß die Transition in Brasilien trotz ihrer ursprünglichen Nähe zum spanischen Modellfall und obwohl sie in ihrem Verlauf den Empfehlungen des *mainstreams* der Transitionsforschung gefolgt ist, das Klassenziel einer konsolidierten Demokratie nicht erreicht hat. Mit Blick in den Spiegel der brasilianischen Transition muß sich die „Transitologie“ fragen lassen, inwiefern ihre Grundannahmen für den Süden, der Immerhin den Spagat zwischen Unterentwicklung und Globalisierung auszuhalten hat, zutreffend sind. Dort, wo angesichts des autoritären Erbes (Militär, Kontinuität der Elite) sowie der demokratiefeindlichen Wirkungen krasser sozialer Ungleichheit und fortwährender Unterentwicklung ein radikaler Bruch unter Mobilisierung und Stärkung der Verhandlungsmacht der Subalternen notwendig sind, empfiehlt der *mainstream* Mäßigung und Demobilisierung. Statt Strukturveränderungen zur Herstellung von Verteilungsgerechtigkeit sollen „crafting“ und ökonomische Liberalisierung den Übergang zur Demokratie ebnen. Aber nicht die Fixierung auf die Elite, sondern die Einbeziehung der Subalternen, ihrer möglichen und tatsächlichen Rolle als Protagonisten der Demokratisierung vermittelt ein umfassendes Bild von Ursachen, Verlauf und Ergebnissen der Transition. Nicht die eindimensionale Verkürzung des Demokratieverständnisses auf Prozedere und Eliteherrschaft, sondern ein mehrdimensionaler Demokratie-begriff liefert den Schlüssel zur Auflösung des Konsolidierungsdilemmas und zur Benennung der Wege und Grenzen der Demokratisierung des Südens und des Ostens.

In Fortführung ihres „three clusters of power“-Ansatzes gehen Huber, Rueschemeyer und Stephens⁵⁶ über die Sphäre der formalen Demokratie (Polyarchie) hinaus und arbeiten Determinanten partizipatorischer und sozialer Demokratie für das gegenwärtige Lateinamerika heraus. Demokratisierung bedeutet für sie die Ergänzung der formalen Demokratie durch eine partizipatorische und soziale Dimension. Aus dieser Perspektivenerweiterung werden „paradoxes of contemporary democracy“ sichtbar, die einerseits in einem „apparent contradiction between advances in (modest forms of) formal democracy and mounting obstacles in deepening democracy towards more participation and dealing with socio-economic inequality“⁵⁷, andererseits in zwei gegenläufigen Kreisläufen – „virtuous“ versus

⁵⁶ The Paradoxes (Anm. 13).

⁵⁷ Ebenda, S. 337/338.

„vicious cycle“ – zwischen formaler, partizipatorischer und sozialer Demokratie, zum Ausdruck kommen. Von einem „virtuous cycle“ kann dann gesprochen werden, wenn „formal democracy opens the possibility of, and is a requisite for, advances toward participatory and social democracy“⁵⁸, während im entgegengesetzten, „but equally realistic“ Fall des „vicious cycle“, welcher „participatory relevant for new and transitional democracies“ ist, (bestenfalls) eine „delegative democracy“ herauskommt. „Inegalitarian policies and the poverty they create engender such problems as marginalization and crime. Politically, they may lead to demobilization, the corrosion of judicial and civil rights, and a ‘delegative democracy’ that sharply reduce the accountability of the government.“⁵⁹ Die Entscheidung, ob sich „virtuous“ oder „vicious cycle“ durchsetzen, hängt in erster Linie von der Organisation und Mobilisierung der Subalternen ab, ihrer Fähigkeit und Stärke, für ihre eigenen Interessen einzutreten.⁶⁰ Das favorisierte Modell einer von der Elite kontrollierten, geführten und per Pakt geregelten Transition ist jedoch keineswegs auf eine solches „empowerment“ der Subalternen gerichtet, sondern hat im Gegenteil deren Demobilisierung – wenn anfangs schon möglich – zur Voraussetzung oder – wenn später noch nötig – zum Ziel. Damit sind zugleich einem anti- oder ademokratischen „vicious cycle“ Tür und Tor weit geöffnet. Paktierte, elitekontrollierte Transition befindet sich also im Widerspruch zu den Erfordernissen demokratischer Konsolidierung und vertiefter Demokratie.

Die Entscheidung zwischen „virtuous cycle“ und „vicious cycle“ fällt in den politischen Auseinandersetzungen zwischen den Akteuren und wird von den politischen Institutionen als struktureller Verfestigung historischer Kräftekonstellationen beeinflusst. Auf diese Weise schließt sich der Kreis: Soziale und demokratische Frage sind auf mehreren Ebenen miteinander verzahnt. Durch die sozio-ökonomischen Makrostrukturen werden sowohl das Demokratisierungspotential der unterschiedlichen sozialen Akteure bestimmt als auch der Verlauf und die politische Agenda der Demokratisierung geprägt. Ob, wie und wie weit sich die Demokratie institutionalisiert und eine soziale Dimension ausprägt, entscheidet sich wiederum auf der Akteursebene. Von der politisch-institutionellen Ebene aus kann dann auch mit demokratischen Verfahren ein Strukturwandel eingeleitet werden, in dessen Ergebnis die Konsolidierung ihre notwendige sozio-strukturelle Untersezung findet. Verlauf, Ergebnisse und Perspektiven der Demokratisierung lassen sich also mit der Beschränkung auf mikropolitische Situationsanalysen nicht erklären. Historische Legate und sozio-ökonomische Strukturen müssen in die Analyse einbezogen werden. Die politische De-

⁵⁸ Ebenda, S. 324.

⁵⁹ Ebenda.

⁶⁰ Vgl. ebenda, S. 324, 340.

mokratie bedarf gerade in den Ländern der Dritten Welt einer zusätzlichen sozialen Dimension.

Aus der vom *mainstream* links liegengelassenen sozialen Frage ergeben sich zugleich Implikationen, die für Erfolg oder Mißerfolg der Demokratisierung ausschlaggebend sind.

Aus der sozialen Frage läßt sich erstens das Demokratisierungspotential der einzelnen sozialen Gruppen ableiten. Die historischen Erfahrungen über das Verhältnis von Kapitalismus und Demokratie besagen, daß nicht Kapitalismus schlechthin, sondern die ihm innewohnenden Widersprüche – manifest und ausgetragen durch soziale Klassen – zu Demokratie und Demokratisierung geführt haben.⁶¹ Auch wenn es unterschiedliche Auffassungen darüber gibt, wer nun „the most consistently pro-democratic force“⁶² ist – städtische Arbeiterklasse⁶³, Bourgeoisie⁶⁴ oder Mittelklasse⁶⁵ –, steht jedoch außer Frage, daß ökonomische Interessen, historische Erfahrungen und politische Kräfteverhältnisse in den Auseinandersetzungen um die soziale Frage von eminenter Bedeutung dafür sind, ob, wie und wie weit Demokratisierung möglich ist. In Brasilien besteht – wie in der Dritten Welt generell – das Problem, daß sich die westlichen Erfahrungen und Pfade der Durchsetzung der Demokratie nicht einfach wiederholen lassen. Wenn das aus kapitalistischen Marktbeziehungen resultierende Fließgleichgewicht zwischen Kapital und Arbeit⁶⁶ fehlt und statt dessen die Agrarfrage in Gestalt des Widerspruchs zwischen Großgrundbesitzer-Oligarchie und landlosen *campesinos* eine zentrale Achse der sozialen Frage bildet, dann ergeben sich daraus zwangsläufig andere, zumeist ungünstigere Bedingungen für die Demokratie. Ihre Durchsetzung basiert auf unsicheren, instabilen Kräftekonstellationen und politischen Konjunkturen. Von oben vor allem unter der Prämisse der Sicherung des status quo geduldet, werden von unten Forderungen und Erwartungen an die Demokratie gerichtet, die das Gegenteil – ökonomische Veränderungen im Sinne sozialer Gerechtigkeit und Gleichheit – verlangen. In dieser Zerreißprobe sind für die Demokratie zwei Extreme tödlich: Demobilisierung und Apathie der Subalternen, durch die der Demokratie ein langsamer, schleicher Tod durch Aushöhlung bereitet wird, einerseits sowie der schnelle Tod

61 Vgl. D. Rueschemeyer/E. Huber Stephens/J.D. Stephens, *Capitalist Development and Democracy*, Chicago 1992, S. 7, 47.

62 Ebenda, S. 8.

63 Vgl. ebenda.

64 Vgl. B. Moore, *Soziale Ursprünge von Diktatur und Demokratie*, Frankfurt a. M. 1987 (2. Auflage), S. 481.

65 Vgl. W. A. Barnes, *Development Theory and Ideology: The Triumph of the Modern Middle Class in Theory and Practice*, Ann Arbor/London 1979.

66 Vgl. H. Elsenhans, *Politikökonomische Grundlagen der Autonomie von Zivilgesellschaft durch Konfliktfähigkeit ihrer Bürger*, in: *Unvollendete Demokratisierung* (Anm. 23), S. 255-275, bes. S. 257-261.

einer Kehrtwende zum Autoritarismus im Ergebnis eines „Brumerairean moment“⁶⁷, der durch vorpreschende Radikalisierung der politischen Auseinandersetzung entstehen kann, andererseits.

Daraus ergibt sich zweitens, daß sich im Umgang mit dem Problem der sozialen Ungleichheit die Zukunft der Demokratie entscheidet. Die soziale Frage kann dabei sowohl Ausgangspunkt einer Vertiefung und Stabilisierung der Demokratie als auch Wegbereiter ihres schnellen oder langsamen Todes sein. Im Verhältnis von sozialer und demokratischer Frage sind verschiedene Sequenzen möglich, aus denen sich wiederum bestimmte Pfade und der konkrete Ausgang der Demokratisierung ergeben. Auch dies kann durch einen Vergleich der beiden Fälle Brasilien und Zentralamerika kurz veranschaulicht werden.

In Zentralamerika geht der erste und hauptsächlichliche Impuls der Demokratisierung von unten aus und ist von vornherein sozial (Agrarfrage) stark aufgeladen. Die Demokratisierung vollzieht sich deshalb (zunächst) als revolutionärer Bruch mit dem Ancien Régime. Je nach Stärke der revolutionären Volksbewegung wird die soziale Frage zum direkten Bestandteil der politischen Agenda der Demokratisierung, wie die Agrarreformen in Nicaragua und El Salvador sowie der sozio-ökonomische Teil des guatemalteckischen Friedensabkommens zeigen. Die Verbindung von sozialer und demokratischer Frage ist der entscheidende Hebel für den revolutionären Bruch mit der Vergangenheit. In Zentralamerika bedurfte also die Demokratie der Revolution als Geburtshelfer, was wiederum zur Entschärfung der sozialen Frage und teilweise zu einer größeren Verteilungsgerechtigkeit beitrug.

In Brasilien hingegen stellt sich die Frage, warum das Land trotz seiner extremen sozialen Polarisierung keine größere Abweichung zur Dritte-Welt-Norm der Demokratisierung aufweist. Warum schlägt die soziale Frage weder negativ (soziale Explosion) noch positiv (soziale Demokratie) auf den Demokratisierungsprozeß durch? Zunächst sorgt die Demokratisierung von oben dafür, daß die soziale Frage aus dem Transitionsprozeß ausgespart bleibt. Dieser vollzieht sich deshalb als eine „transición transada“. Die Fortexistenz der „apartheid social“ (Weffort) setzt jedoch der politischen Demokratie enge Grenzen, die sich deshalb weder stabilisieren noch vertiefen kann. Auch nach vollzogenem Regimewechsel erweist sich die soziale Frage in Brasilien als Quelle der nachträglichen Mobilisierung der Subalternen und damit als Zugang zur Vertiefung der Demokratisierung, während in Zentralamerika die Subalternen nach den Friedensabkommen und Transitionspakten einen Demobilisierungsschub erfahren. Hier wie dort zeigt sich, daß die Demokratisierung nicht nur nicht an der soziale Frage vorbeigehen kann, sondern daß sich aus ihr die Demokratisierung sowohl vor als auch nach dem Regimewechsel wesentlich speist.

67 Rethinking Military Politics (Anm. 27), S. 128ff.

In beiden Fällen sind politische Demokratisierung und soziale Gerechtigkeit wechselseitig miteinander verbunden. Eines ist ohne das andere nicht zu haben.

Buchbesprechungen

Michael G. Esch, „Gesunde Verhältnisse“. Deutsche und polnische Bevölkerungspolitik in Ostmitteleuropa 1939–1950, Herder-Institut, Marburg 1998, VII, 452 S. (Materialien und Studien zur Ostmitteleuropa-Forschung, Bd. 2)

Philipp Ther, Deutsche und polnische Vertriebene. Gesellschaft und Vertriebenenpolitik in der SBZ/DDR und in Polen 1945–1956, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1998, 382 S. (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 127)

Zwei neue, sich thematisch überschneidende Studien befassen sich mit unterschiedlichen Aspekten von Bevölkerungs- und Nationalitätenpolitik im Mitteleuropa der Jahrhundertmitte. Es bietet sich an, beide Arbeiten gemeinsam vorzustellen, da ihre Autoren mit jeweils unterschiedlichen inhaltlichen Schwerpunkten und methodischen Paradigmen einen vergleichenden Ansatz gewählt haben, an dem sich beispielhaft Vorzüge und Nachteile der komparatistischen Methode aufzeigen lassen.

Mit seiner Untersuchung zur deutschen und polnischen Bevölkerungspolitik im Zeitraum von 1939–1950 wendet sich *Michael G. Esch* gegen die von der zeithistorischen Forschung meist immer noch beibehaltene Trennung von Kriegs- und Nachkriegszeit. Dadurch gewinnt er die Möglichkeit, die in Deutschland vor allem aus der Perspektive der Vertriebenen und ihrer Interessenorganisationen bekannten Geschehnisse in den vormals reichsdeutschen Ostprovinzen u. a. als Reflex auf die vorangegangene deutsche Kriegs- und Besatzungspolitik in Ostmitteleuropa darzustellen. Dies steht für *Esch* jedoch nicht im Vordergrund.

Vielmehr geht es ihm darum, über eine parallele „Analyse der mittleren Planungsebene“ und der sie konstituierenden „planenden Intelligenz“ die Genese der jeweiligen deutschen und polnischen Bevölkerungs- und Nationalitätenpolitik vorzuführen (S. 1-3). Die praktischen Auswirkungen dieser Planungen versucht *Esch*, in drei Schwerpunktgebieten seiner Untersuchung zu erfassen: für die deutsche Seite den im Oktober 1939 annektierten Warthegau sowie innerhalb des „Generalgouvernements“ den Distrikt Lublin; für die polnische die im Polen der Nachkriegszeit als „Wiedererlangte Gebiete“ bezeichneten, vormals deutschen Gebiete östlich der Oder/Neiße.

Im einleitenden Kapitel stellt *Esch* die für die Planung und Durchführung der Bevölkerungspolitik zuständigen Behörden vor. Für die deutsche Seite konstatiert er eine verwirrende Vielzahl von unterschiedlichen, militärischen und zivilen Planungs- und Ausführungsorganen, deren Zuständigkeiten und Weisungskompetenzen nicht eindeutig voneinander abgegrenzt waren, die somit einen charakteristischen Bestandteil der für das NS-System typischen „Polykratie“ bildeten. Dies gilt unbeschadet der Tatsache, daß nach der Ernennung Himmlers zum „Reichskommissar für die Festigung deutschen Volkstums“ im Oktober 1939 SS und Polizei in der Lage waren, die wesentlichen Entscheidungs- und Machtbefugnisse in Fragen von Bevölkerungs- und Siedlungspolitik an sich zu ziehen. Im polnischen Fall berücksichtigt *Esch* auch diejenigen Institutionen, die während des Kriegs im Rahmen der in London ansässigen Regierung im Exil und im Untergrund im besetzten Land mit der Entwicklung von ökonomischen und bevöl-

kerungspolitischen Konzeptionen für die Nachkriegszeit befaßt waren. Eine Schwäche der Darstellung ist, daß sie die aus ideologisch-politischen Gründen keineswegs selbstverständliche Kontinuität zwischen den Planungen des polnischen Untergrundstaats und denjenigen von Institutionen des Warschauer Nachkriegsregimes nicht ausreichend erklärt, die u. a. in der gesamtgesellschaftlichen Konsensfähigkeit grundsätzlicher Elemente der Bevölkerungs- und Siedlungspläne begründet war.

Der erste Hauptteil der Arbeit ist den theoretischen Vorarbeiten der späteren Bevölkerungs- und Siedlungspolitik gewidmet. Dabei greift *Esch* auf Untersuchungen polnischer und deutscher Ökonomen, Demographen, Raumplaner und Agrarexperten zurück, die sich bereits in der Vorkriegszeit mit dem Problem von sozioökonomischer Umstrukturierung und Optimierung befaßten. Interessant sind in diesem Zusammenhang *Eschs* Hinweise auf die wechselseitige Rezeption einschlägiger Studien deutscher und polnischer Wissenschaftler. Als zentrales Planungsparadigma macht *Esch* in der zeitgenössischen Literatur dasjenige der „Überbevölkerung“ aus, mit dem in seinen Worten „Arbeitskräfte“ definiert wurden, „die aufgrund der sozioökonomischen Struktur nicht ihrem Potential entsprechend verwertet wurden und deshalb als 'überschüssig' galten“ (S. 92). In diesem Paradigma erkennt *Esch* die theoretische Grundlage für eine „Ökonomisierung des Menschen“, die technokratisch-utilitaristisch nicht auf die Behebung von Unterversorgung, sondern auf die wirtschaftlich optimale Nutzung von Bevölkerungen orientiert war (S. 94).

Für die deutschen Experten standen in der Vorkriegszeit bestimmte agrarische „Problemgebiete“ im Vordergrund, deren sozioökonomische Struktur deutlich von ihren theoretischen Idealvorstellungen abwich. Die territorialen Eroberungen im Osten eröffneten die probate

Möglichkeit, zunächst die annektierten Gebiete als Kolonien für die Ansiedlung der „Überschubbevölkerung“ des „Altreichs“ in die Planungen einzu beziehen. Im Verlauf der Erweiterung des östlichen Kriegsschauplatzes dehnten sich die Siedlungsutopien der deutschen Planer aus, zuerst auf das Gebiet des Generalgouvernements, schließlich mündeten sie in die ausgreifenden Kolonisierungsphantasien des „Generalplans Ost“, in die das Territorium der Sowjetunion einbezogen wurde. Während des Kriegs wurden die Pläne zur Umsiedlung von Bevölkerungsteilen des „Altreichs“ aus dem Osten zwar nicht realisiert, wohl aber die „Rücksiedlung“ von „Volksdeutschen“, die (noch) mäßig des deutschen Machtbereichs im Baltikum, in Südost- und Osteuropa lebten.

Dem deutschen Planungsparadigma der „Überbevölkerung“ entsprach im Polen der dreißiger Jahre eine Diskussion um die „ländliche Überbevölkerung“ und die „verdeckte Arbeitslosigkeit“ auf dem Lande, die später in den Planungsdokumenten des Untergrunds und der Exilregierung aufgegriffen wurde. Während in der Vorkriegszeit die Planungen der polnischen Experten aufgrund der sozioökonomischen Struktur schwäche des Landes keine wirkliche Realisierungschance besaßen, eröffnete der Gewinn von wirtschaftlich wertvollen Gebieten auf Kosten des Deutschen Reiches völlig neue Perspektiven.

Im zweiten Hauptteil seiner Arbeit wendet sich *Esch* der praktischen Umsetzung der vorher oder zeitgleich entwickelten Konzeptionen zu. Dabei wählt er eine systematische Darstellung, indem er zunächst unter dem Stichwort „Schaffung des Staatsvolks“ die positive Selektion der von den Planern und staatlichen Autoritäten erwünschten Bevölkerungsteile, anschließend die „Behandlung der Unerwünschten“ im Rahmen einer „negativen Bevölkerungspolitik“ untersucht. Für die deutsche Politik waren die rassistischen Kriterien der NS-

Ideologie bei der Durchführung von Selektionen bestimmend, auf polnischer die weniger exakt gefaßten der ethnokulturell definierten Zugehörigkeit zur polnischen Nation, wobei sozioökonomische Nützlichkeitskriterien in den Selektionsprozeß hineinspielten. *Esch* gelangt zu dem Schluß, daß sich bestimmte Segmente der Bevölkerung nach ihrer jeweiligen Behandlung durch die Staatsmacht entsprachen: der in ihrer Gesamtheit als unerwünscht eingestuft jüdischen sowie dem größten Teil der polnischen Bevölkerung die deutschen Bewohner der nach 1945 an Polen angeschlossenen Gebiete; den als „deutschstämmig“ oder „(re-)germanisierungsfähig“ eingestuften Personen, die in die Deutsche Volksliste aufgenommen wurden, den als polnischstämmig betrachteten Einheimischen der neuen Nord- und Westgebiete (den sogenannten „Autochthonen“); schließlich den zur Ansetzung in den eroberten Gebieten vorgesehenen „Volksdeutschen“ die nach dem Krieg aus der polnischen Erwerbsemigration in Westeuropa (*Esch* läßt Südosteuropa unerwähnt) zurückgeholten Remigranten.

Dennoch unterstreicht der Autor auch die markanten Unterschiede beider Bevölkerungspolitiken. Denn die deutsche Politik mündete im Zuge einer fortschreitenden Radikalisierung, deren Ursprünge *Esch* in regional begrenzten bevölkerungspolitischen Initiativen untergeordneter Entscheidungsinstanzen sieht, die erst im Nachgang von den Zentralbehörden abgesegnet und ausgeweitet wurden (S. 11 u. ö.), schließlich in die Vernichtung derjenigen Bevölkerungsteile, die durch die Rassenideologie am stärksten negativ stigmatisiert waren – also vor allem der Juden, aber auch der Sinti und Roma. Für den übrigen Teil der nicht zur Einverleibung in das „Herrenvolk“ vorgesehenen Bevölkerung des unterworfenen Gebiets sah die deutsche Politik auf Dauer die rücksichtslose Ausbeutung ihrer Arbeitskraft

im Dienste der großdeutschen Kriegswirtschaft und Kolonisierungspolitik vor, während sie politisch und kulturell in vollkommener Rechtlosigkeit gehalten werden sollte. Dem entsprach, so *Esch*, auf polnischer Seite weder in der Konzeptionierung noch in der Durchführung ein analoger Vernichtungswille. Vielmehr sollte die deutsche Bevölkerung nurmehr schnellstmöglich abgeschoben werden, und die zahlreichen dabei vorgekommenen Gewalttaten und Ausschreitungen besaßen keinen systematischen Charakter, sondern sind vor allem aus den Raehegelüsten der individuellen Gewalttäter zu erklären. Die Ausbeutung deutscher Zwangsarbeiter war, anders als der Zwangsarbeitereinsatz der deutschen Besatzungsmacht, eine von den polnischen Autoritäten in der Phase der Ansiedlung und des Wiederaufbaus getroffene Hilfsmaßnahme, an deren vorübergehendem Charakter kein Zweifel bestand. Insgesamt kontrastiert *Esch* die polnische im Vergleich zu deutschen Bevölkerungspolitik als nichtrassistisch und als nichtimperialistisch – denn zwar erwarb Polen fremde Territorien, strebte aber nicht die Errichtung einer dauerhaften Herrschaft über eine nicht zur Staatsnation gehörende Bevölkerung an, während rassistische Selektionskriterien allenfalls in marginalen Ausfällen einzelner polnischer Autoren nachzuweisen sind, die keine praktische Bedeutung erlangten.

Bei dem beeindruckenden Umfang des vom Autor gesichteten Quellenmaterials und der Literatur sowie der Komplexität des gewählten Forschungsansatzes verwundert es nicht, daß sich auf der formalen und inhaltlichen Seite etliche Fehler eingeschlichen haben, auf die an dieser Stelle nur kurz hingewiesen werden kann. Dazu gehören beispielsweise bestimmte Inkonsistenzen und Flüchtigkeitsfehler bei der Schreibung polnischer Namen² und einige fehlerhafte Datierungen und Faktenangaben. So war etwa Aleksander Zawadzki nicht niederschle-

sischer Wojewode (S. 227), sondern Wojewode von Kattowitz und in Personalunion Gebietsbevollmächtigter für das Oppelner Schlesien; das polnische Landsiedlungsdekret datiert in der Tat auf den 6. September, nicht den 25. Juli 1946 (vgl. S. 206f. und ebd., Anm. 119); Władysław Kiernik war nicht PPS-Mitglied (S. 62), sondern neben Stanisław Mikolajczyk der zweite PSL-Mann in der Polnischen Provisorischen Regierung der Nationalen Einheit; die Zwangsumsiedlung der Ukrainer in der sogenannten *Akcja W* begann bereits am 28. April, nicht erst Anfang Juli 1947 (S. 288); der Polnische Westverband (PZZ) war keine Organisation der Auslandspolen (301f.), sondern eine im Inland tätige Organisation, die etwa die polnische Entsprechung des Bunds Deutscher Osten war; Bürgermiliz und Sicherheitsämter waren sehr wohl in den polnischen Verifizierungskommissionen vertreten (vgl. S. 322); die Liste ließe sich fortsetzen. Einen Teil dieser Irrtümer korrigiert *Esch* an anderer Stelle selbst, so daß eine sorgfältigere Redaktion des Bandes – ganz zu schweigen von der heute bekanntlich nicht mehr geübten und von allen wissenschaftlich publizierenden schmerzlich vermißten Praxis der wissenschaftlichen Lektorierung – viele Ungereimtheiten bereits hätte ausräumen können. In denselben Zusammenhang gehört die unglückliche, makkaronistische Form der Belegzitation, die wie die häufige Verwendung polnischsprachiger Institutionsbezeichnungen besonders im ersten Teil des Buches dem des Polnischen unkundigen Leser die Lektüre nicht gerade erleichtert.

Neben diesen im Kontext der Arbeit eher marginalen Mängeln gibt es jedoch auch inhaltlich schwerer wiegende Passagen, die aufgrund einer nicht immer sorgfältigen Behandlung des Quellenmaterials oder einer zumindest fragwürdigen Interpretation ins Auge fallen. Beispielsweise ordnet *Esch* die „Arbeits-

kolonnen“ in Anlehnung an Götz Aly³ einer vermeintlichen Fortführung von Plänen für die Auswanderung von Juden nach dem Scheitern des „Madagaskar-Plans“ zu; tatsächlich macht aber das angeführte Zitat (S. 340f., Anm. 80) selbst deutlich, daß es bereits im direkten Zusammenhang mit dem Völkermord steht. Die von *Esch* festgestellte Priorität von Veteranen und Aussiedlern aus den an die Sowjetunion abgetretenen Gebieten bei der Landsiedlung (S. 207) bestand wohl nur auf dem Papier des polnischen Landsiedlungsdekrets, wurde aber nicht umgesetzt. Die Einrichtung der Staatlichen Landwirtschaften setzte selbstverständlich nicht erst mit der Einführung der Kollektivierungspolitik in der zweiten Jahreshälfte 1948 ein (S. 211, 222); in Wahrheit war dem bereits ein Prozeß der schleichenden Umwandlung vormaliger Latifundien in Staatsgüter durch ihre Herausnahme aus dem staatlichen Landsiedlungsfonds vorausgegangen. Zur polnischen Kollektivierungs- und Urbanisierungspolitik als im Zuge der Siedlung verfolgten Nebenabsichten mit dem Ziel der sozioökonomischen Modernisierung äußert sich *Esch* sehr zurückhaltend (S. 221); zurecht, was die Kollektivierung mit einem immer noch offenen Forschungsstand angeht; zur Absicht der Urbanisierung, zu der vor allem auf Kleinstparzellen angesetzte Landsiedler gebracht werden sollten, gibt es jedoch zahlreiche zeitgenössische Dokumentenbelege, die *Esch* eigentlich nicht hat übersehen können. Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß die deutschen Zeitzeugenberichte über die polnischen Maßnahmen in den reichsdeutschen Ostprovinzen nach dem Krieg unabhängig von den mit ihnen zum Zeitpunkt ihrer Sammlung und teilweisen Veröffentlichung verfolgten politischen Absichten sehr wohl einen hohen Quellenwert besitzen, wenn man sie nur richtig einzuordnen und zu interpretieren weiß. Auch im von *Esch* „gewählten Argumentationsrahmen“ (S. 371f., Anm.

28) hätte diese umfangreiche Quellen-Gruppe mit großem Nutzen ausgewertet können; vermutlich ist dies einfach aus Gründen der Arbeitsökonomie unterblieben.

Überhaupt würde sich der Leser eine eingehendere Berücksichtigung der Perspektive der Opfer der jeweiligen Bevölkerungspolitiken wünschen. Nun ist ein Historiker selbstverständlich damit gerechtfertigt, daß keine noch so umfangreiche Monographie ihr Thema in jedem Aspekt erfassen kann und soll. Jedoch bleibt einzuwenden, ob dann das Wort „Bevölkerungspolitik“ im Titel von *Eschs* Untersuchung glücklich gewählt ist, oder ob der Autor nicht eher von „bevölkerungspolitischen Konzeptionen“ hätte sprechen sollen. Denn im Verhältnis zu der sehr ausführlichen und oft allzu detailreichen Wiedergabe von Konzeptionspapieren im ersten Hauptteil, auf die *Esch* auch später immer wieder rekurriert, bleibt doch in der Darstellung der praktischen Umsetzung manches zu vage.

Philipp Thers vergleichende Studie zu den deutschen und polnischen Vertriebenen im ersten Nachkriegsjahrzehnt ist zu derjenigen von *Esch* thematisch komplementär, weil er sich einer der auch von diesem behandelten Objekte der zeitgenössischen Bevölkerungspolitiken zuwendet, dabei aber das Augenmerk über *Eschs* Ansatz hinaus auch auf die Behandlung der Vertriebenen in den Aufnahmegebieten richtet. Im Unterschied zu *Esch* zieht *Thers* systematisch Erlebnisberichte der Vertriebenen heran, um die Perzeption der jeweiligen Politik und Lebenssituation durch die Betroffenen selbst zur Geltung zu bringen. Er ordnet die Ereignisgeschichte der Vertreibung auf konventionelle Weise in den auch von früheren, diplomatiegeschichtlich oder völkerrechtlich orientierten Arbeiten gewählten historischen Kontext ein, indem er in weitem Rückgriff auf Vertreibungsvorgänge bereits seit der Frühen Neuzeit über die Schaffung

machtpolitischer Tatsachen während der Balkankriege und des völkerrechtlichen Präzedenzfalls durch das griechisch-türkische Abkommen von 1923 den Bogen bis zu den Deportationen und Zwangsaussiedlungen im ostmitteleuropäischen Raum während des Zweiten Weltkriegs spannt. Vor diesem Hintergrund bestand gegen Ende des Kriegs zwischen der UdSSR, die selbst aktiv Vertreibungen und Deportationen durchführte, und den Westalliierten ein weitgehender Konsens darüber, daß die Problematik der nationalen Mischbesiedlung, die letztlich als Kriegsursache betrachtet wurde, nur durch eine konsequente, vor radikalen Zwangsmaßnahmen nicht zurückschreckende „Entmischung der Völker“ zu beseitigen sei. In bezug auf die Vertreibung der Deutschen aus den reichsdeutschen Ostgebieten unterscheidet *Thers* drei Phasen: die der Flucht vor der heranrückenden Roten Armee, die „wilde Vertreibung“ im Sommer 1945, die von Polen auf eigene Faust vorgenommen wurde, schließlich die mit den Alliierten vertraglich festgelegte Vertreibung, die sich völkerrechtlich auf den Passus über den „Bevölkerungstransfer“ im Potsdamer Abschlußprotokoll stützte. In sachlich-chronologischer Hinsicht ist dabei die Behauptung des Autors zumindest mit Vorbehalten zu versehen, daß wegen der aufgrund des Potsdamer Abkommens gewonnenen Gewißheit über die Polen zufallenden Gebiete in dieser dritten Phase die Vertreibungsmaßnahmen weniger überstürzt als zuvor vorgenommen worden seien (S. 58). Tatsächlich kursierten innerhalb der polnischen Führung auch nach Potsdam noch längere Zeit Mutmaßungen über eine mögliche Revision der neuen Westgrenze zuungunsten Polens, die infolge einer Kursänderung der sowjetischen Deutschlandpolitik eintreten könne. Daneben führten auch innen- und siedlungspolitische Motive dazu, daß die Vertreibungsmaßnahmen trotz des in Potsdam vereinbarten Aus-

siedlungsmoratoriums (das übrigens sowohl *Esch* als auch *Ther* übersehen) noch vor dem Einsetzen der offiziellen Transporte im Frühjahr 1946 fortgesetzt wurden, was gerade im Winter 1945/46 zu den schrecklichsten Härten für die Vertriebenen und zahlreichen Todesopfern führte. Ähnlich erscheint die Behauptung zu pauschal, die polnischen Behörden hätten die technische Abwicklung der Verreibung im Laufe des Jahres 1946 immer besser unter Kontrolle gebracht (S. 64), weil sich einige der berüchtigtsten Transporte noch im Winter 1946/47 absolvierten.

Die Vertreibung der Polen aus den vormals ostpolnischen Gebieten wird von *Ther* in den Zusammenhang der sowjetischen Deportationen der Jahre 1940/41, der von der deutschen Besatzungsmacht nach dem Überfall auf die Sowjetunion erzwungenen Migrationen und den zwischen den Lubliner Polen und den westlichen Sowjetrepubliken 1944 vereinbarten „Bevölkerungsaustausch“ gestellt. Breiten Raum nimmt dabei ein Überblick über die Vorgeschichte und Verschärfung des polnisch-ukrainischen Konflikts ein, deren Ursachen *Ther* letztlich in Analogie zum Verhältnis zwischen Deutschland und Polen auf eine „negative Ukrainepolitik“ des wiedergegründeten polnischen Staates zurückführt. *Thers* eigene Darstellung der Chronologie und politischen Zwecke der sowjetischen Deportationen widerlegen dabei seine Interpretation (S. 72), diese seien u. a. dadurch motiviert gewesen, die Mehrheitsverhältnisse bei dem Referendum über die sowjetischen Annexionen vom 22. Oktober 1939 zu beeinflussen. Plausibel erscheint dagegen seine Auffassung, daß die Vertreibungen aus Ostpolen nach Form und Verlauf ein Muster der später gegen die ostdeutsche Bevölkerung gerichteten Maßnahmen geliefert hätten (S. 79f.). Auch bei der Betrachtung der äußeren Umstände der Vertreibungen aus Ostpolen, der Mißstände bei der Versorgung

und dem Transport der ausgesiedelten Bevölkerung, der Korruption der verantwortlichen Behörden und schließlich der zwangsweisen Zurückhaltung der als Fachkräfte benötigten Personen ergeben sich zahlreiche offenkundige Analogien zur Behandlung der Ostdeutschen.

Ther beschließt diesen ersten Hauptteil mit einer ausführlichen Erläuterung seiner Begriffswahl (S. 88-100). Er verweist zwar auf die historisch-politische Vorbelastung der Begriffe „Vertreibung“ und „Vertriebene“, gelangt aber über eine Diskussion möglicher Alternativen und die Forderung nach einer Begrifflichkeit, die eindeutig sein und exakt entsprechende Übersetzungen im Polnischen und Englischen haben soll, zu dem Schluß, daß nur „Vertreibung“ und „Vertriebene“ diesen Kriterien genügen. Daß die weitere Verwendung des Begriffs der „Vertreibung“ allein durch die deutsch-polnischen Verträge von 1991 nunmehr unproblematisch geworden und zumindest unter jüngeren polnischen und deutschen Historikern nicht länger umstritten sei, mag man anzweifeln, zumal *Ther* gerade die historische Dimension der Begriffsprägung sicher unterschätzt und auch der Dialog mit der älteren Generation von Historikern und Zeitzeugen nicht ganz aufgegeben werden sollte. Andererseits liegt die begründete Begriffswahl in der Entscheidungsmacht des Autors, und worauf es wirklich ankommt, ist die präzise Begriffsverwendung gemäß einer einmal getroffenen Definition, d. h. im Kontext von *Thers* vergleichender Studie insbesondere die gleiche Bezeichnung historisch analoger Vorgänge und der davon betroffenen Bevölkerungen. Diese Bedingung wird von *Ther* ohne Zweifel erfüllt, was seine Studie in dieser Hinsicht positiv von derjenigen *Eschs* abhebt, in der teils unreflektiert Quellenbegriffe ohne besondere Kennzeichnung übernommen werden (z. B. „Repatrianten“), teils die Begrifflichkeit recht durcheinander geraten ist (z. B. abwechselnde Bezeichnung des-

selben Vorgangs als „Repatriierung“, „Aussiedlung“ und „Deportation“, S. 399).

Im der staatlichen Politik gegenüber den Vertriebenen gewidmeten zweiten Hauptteil kontrastiert *Ther* die unterschiedlichen politisch-ideologischen Ausgangssituationen in den jeweiligen Aufnahmegebieten. Da die nationale Ideologie in Deutschland nach dem Krieg der Legitimität entbehrte, bildete in der SBZ die Utopie der sozialen Gleichheit die Grundlage für die Vertriebenenpolitik, während sich die polnische Linke zunächst bewußt jeglicher Parolen des sozialen Egalitarismus enthielt und umgekehrt die nationalpolnische Idee zur Grundlage für die Integration der Gesamtgesellschaft machte. In einer Situation des allgemeinen Mangels waren die Behörden der SBZ gezwungen, frühzeitig aktive Maßnahmen zu ergreifen, die das Überleben und die sozioökonomische Integration der dort „Umsiedler“ genannten Vertriebenen auf niedrigem Niveau sichern sollten. Demgegenüber waren, so *Ther*, die Bedingungen für die Integration der polnischen Vertriebenen in den Westgebieten deswegen prinzipiell günstiger, weil dort das von den Deutschen enteignete mobile und immobile Eigentum für ihre Versorgung zur Verfügung stand. Die polnischen Behörden verzichteten deshalb auf eine gezielt auf die Bedürfnisse der Vertriebenen zugeschnittene Sozialpolitik. Allerdings gestaltete sich besonders im Vergleich zu den aus Zentralpolen zugezogenen Siedlern das Leben der Vertriebenen auch hier schwieriger, weil sie als Spätergekommene in der Regel bei der Zuteilung von Wohnstätten, Wirtschaften und Hausrat benachteiligt wurden und besonders stark unter den Folgen der exzessiven Plünderungen und der sowjetischen Demontagen zu leiden hatten. Demgegenüber konnten sie den ihnen aufgrund der Abkommen über den Bevölkerungsaustausch zugesicherten Anspruch auf eine Entschädigung für ihr in

den Heimatgebieten zurückgelassenes Eigentum kaum je in nennenswertem Umfang geltend machen, nicht zuletzt, weil die Sanierung der Staatsfinanzen Vorrang vor den Entschädigungsansprüchen von Kriegsoffizieren und Vertriebenen erhielt. Eine Parallele zieht *Ther* zwischen der Entwicklung der jeweiligen für die Ansiedlung der Vertriebenen zuständigen Behörden, der „Zentralverwaltung für deutsche Umsiedler“ (ZVU) in der SBZ und dem „Staatlichen Repatriierungsamt“ (PUR) in den Westgebieten, die zeit ihres Bestehens eine Aufweichung ihres Zuständigkeitsbereichs durch Einmischung und Abtretung von Kompetenzen an andere staatliche oder parteiamtliche Stellen hinnehmen mußten und deshalb die ihnen informell aus der Entwicklung der politischen Systeme zugewachsene Aufgabe als Interessenvertretung der Vertriebenen immer weniger wahrnehmen konnten. *Ther* spricht in diesem Zusammenhang von einem „Machtverlust“ von ZVU und PUR (S. 153f.) – eine zumindest irreführende Begriffswahl, da beide Behörden zu keinem Zeitpunkt mit „Macht“ im Sinne politischer Entscheidungsgewalt ausgestattet, sondern reine Ausführungsorgane waren. Insbesondere am Beispiel des PUR, der keine ausgesprochene Vertriebenenbehörde, sondern für die Abwicklung praktisch aller Migrationen in Nachkriegspolen zuständig war, ließe sich überdies zeigen, daß seine Kompetenzen nicht erst mit der Stalinisierung des Landes seit 1948 beschnitten wurden, sondern von Anfang an nicht ausreichend gegen die massiven Ingerenzen seitens konkurrierender Institutionen (z. B. der Siedlungs- und Regionalbehörden, der Ministerialbürokratie, der Wirtschaftsverwaltungen und zahlreicher anderer) abgesichert waren.

Der dritte Hauptteil beschäftigt sich mit dem Verhältnis der Umsiedler zu der übrigen Bevölkerung der Aufnahmegebiete, mit ihren spezifischen Problemen, sich in der neuen Heimat sozial und

ökonomisch zu etablieren, die nunmehr aus einer sozialgeschichtlichen und soziologischen Perspektive beleuchtet werden. Für die SBZ/DDR verweist *Ther* auf die lange Zeit fortlebende Hoffnung auf eine Rückkehr in die Heimatgebiete (die ebenso unter polnischen Vertriebenen gehegt wurde), und die daraus zunächst resultierende ökonomische Letargie. Wegen des Scheiterns des staatlichen Neubauernprogramms war die berufliche Etablierung außerhalb der Landwirtschaft schwierig, nicht zuletzt wegen der zunehmenden staatlichen Eingriffe in die Wirtschaftsführung von Handwerksbetrieben und Genossenschaften. Die wirtschaftlichen Voraussetzungen für die Etablierung der polnischen Vertriebenen in den Westgebieten bewertet *Ther* insgesamt als günstiger, allerdings verliefen dort schärfere Trennlinien soziokultureller Art zwischen den verschiedenen Bevölkerungsgruppen. In einem eigenen Unterkapitel (S. 301-320) wendet sich *Ther* dem Verhältnis zwischen Vertriebenen und den von ihm als „Einheimische“ bezeichneten „Autochthonen“ zu – eine etwas unglückliche Begriffswahl, so als seien die aus den Westgebieten vertriebenen Deutschen nicht „einheimisch“ gewesen. Dabei wird ein besonderes Problem der Darstellung deutlich; denn die Konflikte entzündeten sich in den Westgebieten nicht so sehr entlang der – zweifelsohne nicht spannungsfreien – Trennlinie zwischen Vertriebenen und der übrigen Bevölkerung, als vielmehr zwischen den vormaligen Reichsbürgern und den Neusiedlern (gleich ob aus Ost- oder Zentralpolen). Im Zentrum der Auseinandersetzung stand dabei die Eigentumsfrage, die von *Ther* vielleicht etwas zu cursorisch behandelt wird und jedenfalls durch das Landsiedlungsdekret nicht generell zuungunsten der Siedler und besonders der Vertriebenen entschieden wurde, wie er behauptet (S. 197).⁴ In ei-

ner Schlußbetrachtung diskutiert *Ther* den jeweiligen Grad der Integration der Vertriebenen in die aufnehmenden Gesellschaften um die Mitte der fünfziger Jahre anhand der Kriterien von Kommerzium, Kommensalität, Komubium und weiterer Migration.

Beide hier vorzustellenden Studien sind als jeweils erste vergleichende Untersuchung ihrer Gegenstände innovativ. Bei der Wahl ihrer Vergleichsobjekte haben sich die Autoren offensichtlich nicht zuletzt von dem geschichtsdidaktischen Impuls leiten lassen, bestimmte zeithistorische Zusammenhänge der deutschen interessierten Öffentlichkeit stärker ins Bewußtsein zu heben. Das gilt insbesondere für *Thers* Beitrag, da die Zwangsaussiedlung der polnischen Bewohner aus den Gebieten, die im Gefolge des Kriegs von Polen an die Sowjetunion abgetreten werden mußten, aus deutscher Perspektive entweder überhaupt nicht oder zumindest nicht als Vertreibung in Analogie zum Schicksal der ostdeutschen Bevölkerung wahrgenommen worden ist. Weil die Vertriebenenproblematik in der DDR zeit ihres Bestehens einem deutlich strikteren Tabu unterworfen war als in der Volksrepublik Polen, ist *Thers* Untersuchung zugleich eine erste Synthese der Vertriebenenpolitik des „zweiten deutschen Staats“ bis zur Mitte der fünfziger Jahre. Die Vertriebenen in den westlichen Besatzungszonen und der Bundesrepublik Deutschland geraten dem Autor dabei keineswegs aus dem Blick, weil er die zu diesem Thema vorliegende, umfangreiche Literatur recht häufig zur Kontrastierung mit der Situation in der SBZ/DDR heranzieht.

Die für beide Studien angeeigneten Schwächen der Darstellung und die sich aus der jeweiligen systematischen Struktur der Materialgliederung ergebenden Redundanzen werfen jedoch auch ein Schlaglicht auf die Fallstricke der spezifischen Vergleichsansätze. Die Probleme des ohnehin schwierigen histo-

rischen Vergleichs verstärken sich dadurch immens, daß die Autoren jeweils zwei Vergleichsobjekte ausgesucht haben, die zugleich chronologisch, räumlich, faktisch, politisch und ideologisch eng miteinander verzahnt sind. Eine solche faktische Nachbarschaft schließt zwar den Vergleich als Methode nicht prinzipiell aus, führt aber im Falle der beiden vorliegenden Studien gerade dazu, daß die Berührungspunkte und wechselseitigen Einflüsse, da sie die Systematik des Vergleichs stören, in der Tendenz vernachlässigt werden. Beide Arbeiten unterschätzen etwa deutlich den Einfluß der sowjetischen Deutschland- und Polenpolitik auf die dargestellten Zusammenhänge.

Bei *Esch* wird m. E. der Faktor des Vor- und Nacheinanders der jeweiligen deutschen und polnischen Bevölkerungspolitiken vernachlässigt, d. h. insbesondere dasjenige Element in der polnischen Politik, das als Reaktion auf die deutsche Besatzung zu interpretieren ist. Er verweist zwar gelegentlich auf das Rachebedürfnis in der Motivation polnischer Täter, arbeitet aber nicht das komplizierte Wechselverhältnis zwischen die gesamte polnische Gesellschaft erfassenden, antideutschen Stimmungen⁷ und der polnischen Regierungs- und Behördenpolitik heraus. Denn dies wäre ein Erklärungsmoment, das sich offenkundig nur schwer in den Interpretationsrahmen seiner Studie einordnen ließe, das im übrigen gleichzeitig einen bedeutenden Unterschied in den jeweils spezifischen Formen der Gewaltausübung des NS-Regimes und des polnischen Nachkriegsregimes bezeichnen würde. Vermutlich unter dem Einfluß der einschlägigen Arbeiten von Götz Aly, den *Esch* häufig zitiert, dominiert in seiner Studie letztlich der „funktionalistische“ Ansatz, der eine sich radikalisierende Nationalitätenpolitik auf die Planspiele einer technokratischen Elite zurückführt. Für die NS-Politik kann sich *Esch* dabei auf ein reichhaltiges Meinungsspektrum in

der Forschungsliteratur stützen, um einer allzu offenkundigen Monokausalität auszuweichen; für die Darstellung der polnischen Politik, die er in größerem Umfang auf eigener Quellenarbeit fußen lassen muß, Übergewichtet er die Bedeutung und Einflußmöglichkeiten der Planungsbehörden und ihrer Entwürfe, was allein in der schlechten Proportionierung der Vorstellung von Konzeptionen und politischer Praxis zum Ausdruck kommt. Ein noch gewichtigerer Einwand ist im Hinblick auf *Eschs* Zentralparadigma des zeitgenössischen Überbevölkerungsbegriffs zu erheben. Denn es ist zu fragen, ob dieser Begriff im polnischen Fall denselben Fiktivitätscharakter aufwies wie im deutschen, wo seine Entwicklung zu immer hypertropheren Konzeptionen im Rahmen des Mythos vom „Volk ohne Raum“ fortschritt. Dagegen war „Überbevölkerung“ im ländlichen Vorkriegspolen doch wohl eine gesellschaftspolitische Realität, die sich u. a. in der Emigration ein Ventil verschaffte. Darüber hinaus war Polen zum Zeitpunkt der Inbesitznahme der reichsdeutschen Ostprovinzen durch die Notwendigkeit, den Vertriebenen aus den sowjetisch anektierten Gebieten ein Unterkommen zu verschaffen, ein viel stärker unter unbeeinflussbaren äußeren Zwängen stehendes Land, als es der NS-Staat zum Zeitpunkt seiner größten Eroberungserfolge je gewesen war. *Esch* sind diese Probleme seines Vergleichs größtenteils durchaus bewußt, jedoch liefert er sie gewissermaßen als Nachgedanken (so noch in der Schlußbetrachtung S. 409-417), während es ihm nicht gelingt, ihre Diskussion organisch in seine Darstellung zu integrieren.

Thers Studie läßt ähnliche Probleme des vergleichenden Ansatzes erkennen. Wenn *Esch* im Zuge der Analogiebildung zur Gleichsetzung oder Harmonisierung strukturell letztlich andersgearbeiteter Paradigmen neigt, weicht umgekehrt *Ther* nicht immer der Gefahr der Überpointierung aus, wie dies besonders

bei der Kontrastierung der Lebensverhältnisse der verschiedenen Bevölkerungsgruppen in den polnischen Westgebieten auffällt.⁶ Gleichzeitig gelingt es *Ther* nur bedingt, den selbstgestellten Anspruch (S. 18f.) einzulösen, die Vertriebenengeschichte als Paradigma der jeweiligen Entwicklung des gesellschaftlichen Gesamtsystems vorzuführen; dazu bedürfte es einer stärker auf die Genese der Systeme gerichteten Darstellung der Zusammenhänge zwischen der spezifisch vertriebenen- und allgemein gesellschaftspolitischen Entwicklung.

Trotz aller Kritik an ungelösten Problemen der Methode und Darstellung ist beiden Studien eine möglichst umfangreiche Leserschaft nicht nur aus einem engeren Fachpublikum, sondern aus der interessierten Öffentlichkeit insgesamt zu wünschen. Denn das Verdienst der Autoren soll in keiner Weise geschmälert werden, sich einer überaus interessanten und für die historisch-politische Bewusstseinsbildung wichtigen Thematik aus frischem (für manche gewiß provokanten) Blickwinkel genähert zu haben. Darin liegt zugleich eine besondere Chance des historischen Vergleichs, nämlich einer in anderen Ansätzen manchmal festgefahrenen Diskussion neues Leben zuzufächeln.

Andreas R. Hofmann

- 1 Übrigens ist der Begriff des „polykratischen Charakters des nationalsozialistischen Herrschaftssystems“ nach Kenntnis des Rezensenten nicht erst, wie Esch meint (S. 10), 1976 von Peter Hüttenberger geprägt worden, sondern bereits in den sechziger Jahren von Martin Broszat; vgl. M. Broszat, *Der Staat Hitlers. Grundlegung und Entwicklung seiner inneren Verfassung*, München 1969 (zahlreiche weitere Auflagen).
- 2 Z. B. schreibt Esch zunächst Alexander, später richtig Aleksander Zawadzki; die von ihm genannte polnische Soziologin, die nach dem Krieg mit Untersuchungen

zur Bevölkerungsstruktur Breslaus her-vortrat, hieß Irena Turnau, nicht Turnaz; der erste Außenminister der Provisorischen Regierung hieß W. Rzymowski, nicht Zymowski.

- 3 G. Aly, „Endlösung“. Völkerverschiebung und der Mord an den europäischen Juden, Frankfurt a. M. 1995, S. 268-273.
- 4 Vielmehr war die Handhabung der Eigentumsfrage in den polnischen Siedlungsgebieten trotz der Dekretbestimmungen regional sehr heterogen und von den jeweils vorherrschenden pragmatischen Zwecken bestimmt; vor Gericht geführte Auseinandersetzungen um zwischen Neusiedlern und Alteingesessenen umstrittenes Eigentum zogen sich noch bis zum Anfang der sechziger Jahre hin.
- 5 Auf breiter Materialgrundlage aufgearbeitet von E. Dmitrów, *Niemcy i okupacja hitlerowska w oczach Polaków. Poglądy i opinie z lat 1945-1948* [Deutschland und die hitleristische Okkupation in den Augen der Polen. Ansichten und Meinungen aus den Jahren 1945-1948], Warszawa 1987.
- 6 Da sich die Neusiedler aus Zentralpolen vorwiegend aus den ärmsten Gesellschaftsschichten rekrutierten, unterschieden sich ihre Lebensverhältnisse trotz bestimmter Startvorteile, von denen jedoch nur wenige profitierten, häufig nicht so deutlich von denjenigen der Vertriebenen, wie *Ther* anzunehmen geneigt ist; die staatliche Umverteilungs- und Abgabepolitik führte darüber hinaus zu einer weiteren Nivellierung der Lebensverhältnisse.

Benjamin Lapp, *Revolution from the Right. Politics, Class, and the Rise of Nazism in Saxony, 1919-1933*, Humanities Press Boston 1997, 248 S.

Sachsen gehörte zu den wenigen deutschen Bundesstaaten in denen sich nach der Novemberrevolution über mehrere Jahre hinweg eine sozialdemokratische Regierung etablieren und eine dezidiert sozialistische Reformpolitik betreiben konnte. Dieses „linksrepublikanische

Projekt“ (Karsten Rudolph) fand seinen Höhe- und Schlußpunkt in der SPD/KPD-Regierung von 1923, die durch die Reichsexekution abgesetzt wurde. Nur sieben Jahre später – im Juni 1930 – konnte die NSDAP in dem einstmals „roten Sachsen“ ihren deutschlandweit ersten großen Wahlsieg einfahren. Der Frage, wie es innerhalb so kurzer Zeit zu einem derartig dramatischen Wandel der politischen Kultur des Freistaates kommen konnte, geht *Lapp* nach. Sein Anliegen war es nicht, der Vielzahl von Lokal- und Regionalstudien zum Aufstieg der NSDAP eine weitere für Sachsen hinzuzufügen, sondern die Untersuchung des politischen Kontextes, der den Aufstieg des Nationalsozialismus in Sachsen beförderte. Um diesen zu erhellen, erschien es *Lapp* notwendig nicht nur die bürgerlichen Parteien und Organisationen näher zu betrachten, sondern auch deren Widerpart die sächsische Sozialdemokratie, die bis zu den Wahlen von 1932 stärkste Partei im Lande blieb.

In den ersten Kapiteln untersucht der Autor einerseits die Novemberrevolution, sowie die sozialistische Reformpolitik und andererseits die antisozialistische Mobilisierung des Bürgertums. Er behandelt die Strategien der bürgerlichen Organisationen und Parteien im Krisenjahr 1923, die Reichsexekution, und die folgenden Auseinandersetzungen innerhalb der sächsischen Sozialdemokratie. Der zweite Teil der Studie beschäftigt sich mit der Krise der bürgerlichen Politik in der Mitte der zwanziger Jahre, die sich widerspiegelte in einer Radikalisierung der Eliten und der Zerfaserung des Parteiensystems, in deren Ergebnis zahlreiche nationallistische und Sonderinteressen vertretende Gruppierungen entstanden. Das Buch schließt mit einer Diskussion der Rolle der NSDAP in der sächsischen Landespolitik, ihrer Beziehung zu den bürgerlichen Parteien und ihrem Erfolg bei der Gewinnung proletarischer Wähler.

In der Beurteilung der sozialdemokratischen Regierung nach der Novemberrevolution ist sich *Lapp* mit Rudolph und anderen Historikern einig, wenn er in dieser das Potential dafür sah, eine tiefgreifende Demokratisierung in Sachsen durchzusetzen, und damit die großen Fehler der Sozialdemokratie nach der Revolution auf der Reichsebene zumindest regional zu korrigieren. Er sieht jedoch nur wenig Chancen, mit einer sozialdemokratischen Reformpolitik in einem Einzelstaat das zu korrigieren, was auf der Reichsebene fehlschlug. Die Revolution in Sachsen vollenden zu wollen, war nicht mehr als eine Illusion. Daß dies letztlich scheiterte, sagt nicht nur etwas über die Fehler und Illusionen der Linkssozialisten aus, sondern gibt uns auch ein Beispiel davon, wie weit konservative bürgerliche Kräfte bereits 1923 zu gehen bereit waren, wenn es um die Bekämpfung der Sozialdemokratie ging. Die Ausschaltung demokratischer Mechanismen, wozu die bürgerlichen Eliten in Sachsen 1923 bereit waren, nimmt die Politik der bürgerlichen Parteien auf der nationalen Ebene nach dem Kollaps der parlamentarischen Regierungen in den frühen dreißiger Jahren vorweg.

Die von *Lapp* vertretene These, daß die Reichsexekution das Ende der sozialdemokratischen Reformpolitik bedeutete, erscheint im Lichte neuerer Forschungen von Mike Schmeitzner u. a. fraglich. Ein Kolloquium Ende 1998 zur Ehrung von Erich Zeigner, dessen Ergebnisse demnächst von Michael Rudloff herausgegeben werden, erbrachte den überraschenden Befund, daß einige Reformanstöße – wie die Reform des Strafrechts – nach der Absetzung der Zeigner-Regierung weitergeführt wurden. Hier sind weitere Forschungen nötig, die weniger nach der Zäsur als nach den Kontinuitäten über das Jahr 1923 hinaus fragen.

Auch die von *Lapp* als real angenommenen Putschpläne der sächsischen KPD im Jahre 1923 bedürfen einer ge-

nauerer Untersuchung, da über die sächsische KPD und ihr Verhältnis zu Moskau nur sehr wenig bekannt ist. Es erscheint jedoch fraglich, ob sächsische Kommunisten wie Heckert oder Böttcher wirklich den Umsturzplänen der Zentrale folgten, oder ob sie mehr Rhetorik waren. Die sächsische KPD von 1923 – so auch der Tenor des bereits zitierten Zeigner-Kolloquiums – war nicht die KPD von 1930 (Wertner Bramke).

Mit seiner Untersuchung der Alten Sozialdemokratischen Partei (ASP), die sich nach der Reichsexekution von der SPD abspaltete, betrat Lapp Neuland, da es bisher zu dieser Partei sieht man einmal von dem Aufsatz von Christopher Hausmann ab keine Forschungen gab. Obwohl diese von den Wahlerfolgen her kaum den Status einer Splitterpartei übertraf, spielte sie in der von Lagerdenken und Konfrontation gekennzeichneten politischen Landschaft Sachsens eine entscheidende Rolle. Sie war – der FDP in der Bundesrepublik der siebziger und achtziger Jahre durchaus vergleichbar – das Zünglein an der Waage, ohne ihre Unterstützung konnte nach 1923 keine Regierung mehr gebildet werden, da keiner der beiden Blöcke – weder der marxistische noch der bürgerliche – über eine Mehrheit verfügte. Sie besaß damit eine strategisch wichtige Position, aber ohne eine eigene Identität zu besitzen. Als sie unter Nickisch begann, sich eine eigene von der SPD unterscheidende Identität aufzubauen, driftete sie nach „rechts“, lehnte den Internationalismus ab und orientierte auf nationale Positionen verbunden mit sozialen Reformen. Sie knüpfte an Lassalle und dessen positiver Haltung zum bürgerlichen Staat an. Ihr nationaler Sozialismus machte sie schließlich für die NSDAP attraktiv. Lapp urteilt abschließend über sie, daß sie als politisches Experiment fehlschlug.

Thomas Adam

William Lamont (Hrsg.), *Historical controversies and historians*, UCL Press, London 1998, 242 S.

William Lamont, bisher vor allem mit Arbeiten zum Puritanismus und über die Zeit des Bürgerkriegs hervorgetreten, legt mit dieser Essaysammlung eine entschiedene Absage an den Glauben an ein kanonartiges historisches Wissen vor. Das Buch besteht aus zwei Teilen, die dem Titel (*Historical Controversies/Historians*) entsprechen.

Der erste Teil ist einigen berühmten historischen Kontroversen gewidmet, der zweite möchte ins Bewußtsein rufen, daß Geschichte von Historikern gemacht wird, die selbst Teil eines Prozesses des Erkenntnisgewinns sind, zu dem Vorannahme, Prüfung des Materials sowie Verifizierung und Falsifizierung gehören. Hypothesen werden im Zuge detaillierter Untersuchungen modifiziert, manchmal auch widerlegt. Manches historische Werk erweist sich nach *Lamonts* Ansicht im Ergebnis nahezu als Widerlegung der Ausgangsthese. Der Band macht zugleich deutlich, daß Historiker Kinder ihrer Zeit sind.

Im zweiten Teil bildet sich ein Schwerpunkt um Aufsätze, die von dem tiefgreifenden Einschnitt der Reformation handeln, und von „ihren“ Historikern. 1971 wertet *Lamont* in seiner Einführung zum Buch als ein wichtiges Datum für die britische historische Wissenschaft: Es war das Jahr, in dem Keith Thomas' *Religion and the Decline of Magic* erschien – neben E. P. Thompsons *The Making of the English Working Class* eines der einflußreichsten historischen Werke der letzten fünfzig Jahre. Drei Aufsätze beschäftigen sich mit Vorläufern oder Wegbereitern von 1971, nämlich mit Max Weber, R. H. Tawney und Lawrence Stone. Für alle drei veränderte die Reformation die europäische, ja die Weltgesellschaft ganz entscheidend. Der rote Faden von Weber mit seiner berühmten Verbindung von Kapitalismus

und protestantischer Ethik wurde von Tawney entwickelt und fortgeführt, und in der sozialen Schicht der Gentry fand Tawney den Hauptfaktor für den Bürgerkrieg im 17. Jh. in England. Tawney sah bei Weber eine Unterbewertung des „eisernen Kollektivismus“ im Protestantismus – in Tawneys Buch *Religion and the Rise of Capitalism* bestimmte diese Differenz zu Weber den Aufbau der Darstellung. Stone, der als der letzte große Komprimierer vor der Zerfaserung des Revisionismus gelten kann, nahm den Faden auf und stellte dem Aufstieg der Gentry den Niedergang der Aristokratie gegenüber.

Richard Whatmore geht auf die Mißverständnisse um Webers „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“ ein. Nach Whatmore kann Webers Ansatz am besten als Antwort auf die Frage nach der deutschen Identität im Kontext der langanhaltenden Debatte über den Einfluß der Religion auf den relativen Wohlstand der modernen Staaten verstanden werden. Die erste Version des Textes wandte sich gegen deutsche Nationalisten, die die Kultur des Luthertums allen anderen Kulturen gegenüber für überlegen hielten, und gegen die Marxisten, die kulturelle Faktoren keine unabhängige Bedeutung beimaßen. Der toleranteren Kultur und der offeneren Sozialstruktur der calvinistisch geprägten Staaten sprach er für Deutschland eine Vorbildfunktion zu. Whatmore zitiert in diesem Zusammenhang auch Webers Ansicht, daß die ehemals puritanischen Nationen relativ immun gegenüber dem Cäsarismus seien (Das ist sicher richtig für das 19. Jh., aber war nicht gerade der Revolutionär Cromwell cäsaristisch?).

Gegen Weber wurde die Unabhängigkeit von kulturellen Faktoren und die Beständigkeit kapitalistischen Wirtschaftens in der Menschheitsgeschichte (Brentano, Simmel, Sombart, neuerdings Alain Macfarlane) betont. Ein weiterer Angriff auf Weber kam von Autoren, die

eine Vernachlässigung ökonomischer Erläuterungen (Entdeckungen, Silber und Gold als Währung, merkantilistische Nutzung eigener Ressourcen) beklagten. R. H. Tawney (*Religion and the Rise of Capitalism*), der sich nicht als Marxist verstand, aber mit dieser Tradition verbunden war, gehörte zu diesen Kritikern. Gegenbeispiele wie das wenig entwickelte Schottland wurden gegen Webers These angeführt. Hugh Trevor-Roper, der Sombarts Argumentation über die sephardischen Juden folgte, schrieb kapitalistisches Wirtschaften religiösen Gruppen in der Emigration in anderen Staaten zu. Der Druck im Überlebenskampf stimulierte innerhalb der fremden Kultur ökonomische Aktivität.

Weber antwortete auf seine Kritiker (Brentano, Sombart), und Whatmore schätzt deren Kritiken als Fehldeutungen von Webers Argumenten und Intentionen ein. Gerade Webers Hervorhebung der kulturellen Faktoren und seine Betonung nichtintendierter Konsequenzen mache Webers Größe aus. Zweifelloß wirft Webers Deutung Fragen auf – wie z. B. Frankreichs wirtschaftlichen Fortschritt – Whatmore fährt aber fort, Weber war zwar „distinctly Smithian“ (Adam Smith ist gemeint), dem Irrationalen sprach er jedoch ebenso eine außerordentliche Bedeutung zu.

Lamonts Aufsatz über den 1962 verstorbenen Tawney geht vor allem dem Verdikt G. R. Eltons gegen Tawney nach, der ihn für einen guten Menschen, aber einen schlechten Historiker hielt. Elton wandte sich nicht gegen Weber, sondern gegen Tawneys revidierte Lesart von Webers puritanischer Mentalität, gegen seine „materialistische“ Rückübertragung. Zudem unterschied Elton in seinen Attacken kaum zwischen Tawney und Christopher Hill, dem Primus inter pares der britischen Revolutionsforschung. Lamont macht aber am Beispiel eines führenden puritanischen Geistlichen des 17. Jhs., Richard Baxter, deutlich, daß Tawney wesentlich feinfühlicher

mit Baxters Schriften wie *A Christian Directory* umging als Weber oder Hill. Tawney sah in Baxters Werken eine Spiegelung des Bürgerkriegs in einer Mittellage zwischen Individualismus und Kollektivismus, während Weber z. B. *A Christian Directory* als Modell calvinistischer Dialektik und Hill es als Werk des Individualismus, der Verehrung des individuellen Eigentums (im Gegensatz zu den den Individualismus überwindenden Diggers um Gerrard Winstanley) einschätzte. Eltons Urteil über Tawney ist insofern falsch, Lamont weist darauf hin und schließt sich ein, als Tawney Teil eines Prozesses war, in dem sich alle Historiker befinden, „of having our hypotheses modified by detailed investigation“ (S. 116).

Teil dieses Prozesses war zweifelsohne auch Stone, der sich selbst als von Tawney beeinflusst bezeichnete und dessen erster Beitrag zur Gentry-Kontroverse von Trevor-Roper in Grund und Boden kritisiert wurde. Stones Antwort war *The Crisis of the Aristocracy, 1558-1641* mit einer Abwendung von einer engen ökonomischen Analyse, hin zu einer im Blickfelderweiterung auf eine allgemeine soziale, militärische, politische, ökonomische, ideologische und moralische Krise der englischen Aristokratie. Michael Hawkins würdigt in seinem Beitrag für das vorliegende Buch Stones methodologische Wendung, die ihn zu einer Einbeziehung sozialwissenschaftlicher Modelle führte. Auch im Falle Stones war es wiederum Elton, der zum Angriff blies; diesmal mit der unrealistischen Forderung nach einer Sammeltätigkeit des Historikers, die er in der Anfangsphase von Hypothesen freihalten sollte.

Auch Stones Beschäftigung mit der Englischen Revolution war stark von Modellen der Soziologen und Politikwissenschaftler geprägt, ihre Theorien des Revolutionsvergleichs der sechziger Jahre flossen in seine Studie über die Ursachen der Englischen Revolution mit

ein. Langfristige Ursachen und tief im gesellschaftlichen Gefüge verwurzelte Spannungen brachte er in eine auf die Hierarchie der Faktoren achtende Arbeit mit ein, die für manchen Revisionisten zum roten Tuch schlechthin wurde. Stone, der sich eher in der Tradition der Whigs als der des Marxismus sah, wandte sich außerdem vier Bereichen des sozialen Wandels (Erziehung/Bildung, soziale Mobilität, Verbrechen, Geschichte der Familie) zu, zu denen er jeweils publizierte. Stone begünstigte zwar die Erweiterung des intellektuellen Horizonts durch die *Annales*-Schule, kritisierte sie aber für ihre zu starke Hervorhebung der materiellen Basis der Gesellschaft und ihre Quantifizierung. Ähnlich distanziert verfuhr er mit der marxistischen Ökonomie. 1979 hieß er in „The Revival of Narrative“ (in *Past and Present*) in revidierter Form das Individuum, die Idee und die Politik im Rahmen einer auf gründliche Analyse gestützten Erzählung der Bedeutung von Ereignissen und Situationen in ihrem umfassenden kulturellen Kontext wieder willkommen. Hawkins Beitrag über Stone ist eine gute Einführung in den intellektuellen Werdegang und die Leistung dieses Historikers. Was Stone bei aller Annäherung an soziologische oder materialistische Fragestellungen von einer zu engen Anlehnung an ökonomische/soziale Theorien der Veränderung abhielt, war das Wissen um den Einfluß der Ideen. Wer sich mit dem 17. Jh. beschäftigt kann kaum die Macht religiöser Überzeugung übersehen.

Zum ersten Teil des Buches gehört ein Aufsatz von Blair Worden über einen überaus gewichtigen religiösen Politiker des 17. Jhs. Worden wird von Lamont als „unser“ führender Historiker über Oliver Cromwell vorgestellt. Sein Thema ist der Ruf, den Cromwell in England seit der Restauration 1660 bis 1900 genoß. Cromwell war die am heftigsten umstrittene Figur der englischen Geschichte. Mit dem 20. Jh. hat er diesen

Stellenwert verloren, wie die historische Biographie insgesamt gegenüber der Beschreibung und Erläuterung langfristiger nichtpersönlicher historischer Kräfte in den Hintergrund geriet.

Cromwells Kritiker und Gegner im und nach dem 17. Jh. waren nicht nur Royalisten (der erste große Historiker der Englischen Revolution, der Royalist Edward Hyde, Earl of Clarendon, zollte den Tugenden des „brave bad man“ Cromwell sogar seine Anerkennung), sondern auch die Republikaner. Die Balance zwischen Cromwells Fehlern/Lastern und seinen Tugenden ging Ende des 18. Jhs. eher in Richtung der Letzteren (wobei die zeitliche Distanz, die Publikation von Quellenmaterial und die Verbindung seiner Herrschaft mit der Glorreichen Revolution von 1688 ihren Teil beitrugen). Gegen Ende des 18. Jhs. ließen auch Autoren mit republikanischen Sympathien ihre Vorbehalte gegen den „Despoten“ Cromwell allmählich fallen. Abseits von diesem Trend verharrte Catherine Macaulay, für die Cromwell ein Zerstörer republikanischer Freiheit war. Cromwells Angriffe auf Parlament und auf das Wahlsystem (das *Instrument of Government* vom 16. 12. 1653) fanden im 18. und 19. Jh. durchaus von verschiedenen Seiten Zustimmung – währte die von Cromwell angestrebte Beendigung der ungleichen Verteilung der Parlamentssitze nach Wahlkreisen und die Existenz der *rotten boroughs* bis weit ins 19. Jh.

In der viktorianischen Ära gefiel Cromwells Rolle als einer der Begründer des britischen Empires. Überhaupt zählten im 19. Jh. die großen Führer und Organisatoren mehr als im 18. Jh. Die militärische Tradition griff auf den Militärstrategen und Armeeführer Cromwell zurück.

Daß die Veränderung des Bildes von Cromwell im 19. Jh. nicht nur den veränderten Werten der viktorianischen Gesellschaft zu verdanken war, sondern auch dem mit Abstand einflußreichsten

Buch, das jemals über Cromwell publiziert wurde, nämlich Thomas Carlyles *Letters and Speeches of Oliver Cromwell*, macht Worten ausführlichst deutlich. Die breiter angelegten historischen Werke von S. R. Gardiner und Charles Firth über die Puritanische Revolution folgten 50 Jahre später gegen Ende des 19. Jhs. weitestgehend dem sympathischen Bild Cromwells, das Carlyle bereits vorgegeben hatte. Zu den Vorberreitern eines „Cromwellianismus“ hatten neben anderen zu Beginn des Jahrhunderts aber auch T. B. Macaulay gezählt.

Im 19. Jh. wurde aber nicht nur der Staatsmann Cromwell aufgewertet (zwischen innen- und außenpolitischer Leistung wurde bereits im 17. und 18. Jh. vielfach getrennt), sondern Cromwell auch als Sprecher einer neuen Klasse „entdeckt“. Die Arbeiten von François Guizot, S. R. Gardiner, C. H. Firth und selbst von G. M. Trevelyan bereiteten eine völlig veränderte Wahrnehmung der Bedeutung Cromwells, die den Puritaner als Vertreter ökonomischer und sozialer Veränderung einordnete. Linken Kritikern aus der Arbeiterbewegung mißfiel Cromwells Unterdrückung der Levellers 1647 und 1649 – ein Zug in Cromwells Politik der in der Erinnerung erst gegen Ende des 19. Jhs. wirklich relevant wurde und ihn als „bürgerlich“ einzustufen verhalf.

Daß einem wichtigen Historiker wie Edward Palmer Thompson nicht nur Befürworter folgen, sondern er auch von karrieregetriebenen „Terriern“ verfolgt wird, die nach seinen Fersen schnappen, weiß Eileen Janes Yeo zu berichten. Yeo gibt einen kurzen Überblick über Thompsons Lebensweg, sein politisches Engagement, seine zum Teil epchemachenden Publikationen. Seine Konzeption von Klasse und Kultur wurde vielfach in Frage gestellt, selbstverständlich auch im Zeichen der postmodernen Auflösung von Klassengegensätzen, die eine Harmonie der in sozialer Hinsicht wenig differenzierten Menschen präferiert, so bei

Patrick Joyce' *Visions of the People*. Yeo macht vor allem auch Appetit auf die nachthompsonsche Kontroverse, die in ihrem Beitrag entsprechend des auf Thompson zugeschnittenen Themas nur gestreift wird.

Das Buch ist eine gute Einführung in die spannende Tätigkeit des Historikers – einen Bereich voller Kontroversen um Fakten und historische Methode. Die obige Auswahl konzentriert sich besonders auf England, dem mit den genannten Kontroversen wenig vertrauten Leser sei die Lektüre deshalb empfohlen. Darüber hinaus sind aber andere Themen enthalten, die für den deutschen Leser ebenfalls von Interesse sein dürften. Aus der Vielfalt der insgesamt 18 Aufsätze seien hier noch folgende erwähnt: die Goldhagen-Kontroverse (*John C. G. Röhl*), der Ursprung des Wohlfahrtsstaates (*Pat Thane*), Agrarhistoriker und Revolutionen in der Landwirtschaft (*Alun Howkins*), Bernard Bailyn (*Colin Brooks*), Jacob Burckhardt (*Malcolm Kitch*), die *Annales*-Schule (*Peter R. Campbell*) sowie ein Aufsatz über sowjetische Historiker (*Beryl Williams*).

Roland Ludwig

Ronnie M. Peplow: Ernst Cassirers Kulturphilosophie als Frage nach dem Menschen, Königshausen und Neumann, Würzburg 1998, 200 S.

Die als Dissertation vorgelegte Arbeit von R. M. Peplow deutet E. Cassirers „Philosophie der symbolischen Formen“ (1923–1929) in kulturphilosophischer und kulturanthropologischer Perspektive. Darum haben sich unter bestimmten Schwerpunktsetzungen auch schon andere Autoren bemüht, auf die Peplow sich ausdrücklich bezieht. Das Ziel seiner Auseinandersetzung mit Cassirer liegt jedoch in der Untersuchung des systematischen Zusammenhangs der „Philosophie der symbolischen Formen“

und ihrer Aktualität in interdisziplinärer Perspektive. Peplow zeichnet hier eine theoretische Linie nach, die historisch vom 18. Jh. bis in die aktuelle Gegenwart hineinreicht und sich systematisch durch die Linguistik, die Philosophie, die Ästhetik und die Kulturanthropologie zieht. Der erste und der dritte Teil des Buches bilden formal und inhaltlich eine Klammer um Cassirers „Philosophie der symbolischen Formen“ als Mittelteil der Abhandlung und Fluchtpunkt der Argumentation.

Für eine ganzheitliche Betrachtung der Kulturphilosophie Cassirers muß die Perspektive des Neukantianismus überschritten werden. Der erste Teil ist daher – unter Berücksichtigung der Kantischen Transzendentalphilosophie und ihrer anthropologischen Transformation durch J. G. Herder – der Rekonstruktion von W. v. Humboldts Sprachphilosophie gewidmet. Im Anschluß an Herder, der Sprache nicht nur als Mittel, sondern auch als Zweck versteht, entwickelt Humboldt eine Theorie, in die der Doppelcharakter der Sprache – im Sprechen ist sie Ausdruck der Subjektivität, als Gesprochenes ist sie Teil der objektiv gegebenen sinnlichen Welt – systematisch eingebunden ist.

Dieses Verständnis von Sprache als *Energeia*, als schöpferische Kraft, hat Cassirer bereits 1923 in einem Aufsatz über die kantischen Elemente in Humboldts Sprachphilosophie besonders hervorgehoben und für seine Untersuchung des „Kosmos des Geistes“ (Cassirer) fruchtbar gemacht. Das in Humboldts Sprachphilosophie zentrale Element der Synthese nimmt bei Cassirer in der Entwicklung seines Begriffs der symbolischen Form methodisch ebenfalls einen besonders wichtigen Platz ein. Humboldt war es gelungen, den Widerspruch zwischen Anthropologie und Ästhetik zugunsten einer Vereinigung beider zu überwinden und darüber zu seinem Hauptthema der Sprache als produktive Kraft zu finden. Humboldts synthetische

Methode des Verstehens erlaubt es, vermittels „linguistischer Phantasie“ (J. Trabant) in der Erforschung der Sprache eine erkenntnistheoretische Brücke zwischen Wissenschaft und Dichtung als einander ergänzende Tätigkeiten des Geistes zu schlagen. An dieser Stelle liegt, so *Peplow*, einer der wichtigsten Anknüpfungspunkte für Cassirers Kulturphilosophie.

Im zweiten Teil seiner Arbeit untersucht der Autor die Entwicklung und den Aufbau der „Philosophie der symbolischen Formen“ in ihrem historischen und systematischen Kontext. Neben der Beschäftigung mit den Schriften I. Kants, Herders und Humboldts stellen die Studien des reichhaltigen sprachwissenschaftlichen und ethnographischen Materials in der Bibliothek Warburg eine wichtige Etappe in der Entwicklung von Cassirers Kulturphilosophie dar. Hier treffen sich allgemeine philosophische Betrachtung und konkrete Beispiele für die Gestaltung der Welt durch schöpferische Individualität. So gelangt Cassirer von einer Theorie der Grundlagen der Geisteswissenschaften über eine Kritik der Vernunft zu einer Kritik der Kultur als der „Ersten Philosophie“ (Cassirer). Sie ist „universelle Theorie menschlicher Erfahrung“ (Cassirer) und damit „Frage nach dem Menschen“ (*Peplow*). Als solche vereinigt sie die Betrachtung aller Deutungssysteme, mit denen sich der Mensch auf die Welt bezieht: Wissenschaft, Sprache, Mythos, Religion und Kunst. Cassirer übernimmt und erweitert Humboldts Modell der Synthese zur ganzheitlichen Betrachtung der Sinnhaftigkeit unterschiedlicher symbolischer Formen, in denen die gestaltende Tätigkeit des menschlichen Geistes manifest wird. Auf dem Hintergrund dieser Entwicklung in Cassirers Denken stellt *Peplow* nun Struktur und Aufbau der drei

Bände der „Philosophie der symbolischen Formen“ im einzelnen dar und erläutert die Begriffe des Symbolischen, der symbolischen Prägnanz und der Form, die in einigen Theorien unterschiedlicher Disziplinen (Kulturanthropologie, Psychoanalyse, Literaturwissenschaft, Semiotik) methodisch eingebettet werden.

Im dritten Teil des Buches wird schließlich die Skizze einer symbolischen Anthropologie entworfen, die auf Cassirer zurück- und gleichzeitig über ihn hinausgeht. Die Pointe liegt dabei in einer Ergänzung der Philosophie der symbolischen Formen durch C. Lévi-Strauss' strukturelle Anthropologie; sie könnte eine „sozialwissenschaftlich gestützte symbolische Anthropologie“ (*Peplow*) zum Ergebnis haben. Daß es sich dabei nicht um das gewaltsame Zusammenschmieden zweier disparater Ansätze handelt, belegt *Peplow* anhand von nachweisbaren theoretischen Verbindungen zwischen dem Philosophen und dem Ethnologen. Auf den Untersuchungen von R. Silverstone über den Zusammenhang der Mythentheorien von Cassirer und Lévi-Strauss aufbauend, stellt *Peplow* einige ihrer Arbeiten vor, die als unterschiedliche Denkrichtungen von einem gemeinsamen methodischen Ausgangspunkt – der Dichotomie und der Struktur – her verstanden werden können. Damit bricht die Linie, die sich vom 18. Jh. her durch Cassirers Denken zieht und die *Peplow* in seiner nicht nur philologisch bemerkenswerten Arbeit aufgezeichnet hat, nicht mit der Feststellung der interdisziplinären Aktualität von Cassirers Kulturphilosophie ab, sondern führt weiter in Richtung noch zu entwickelter Modelle und Methoden.

Ingrid Weber

Resümees

Richard J. Smith

Ausländische Spezialisten in Asien 1860–1920: einige methodologische Überlegungen

Der Autor diskutiert das Quellenkorpus westlicher Spezialisten in ostasiatischen Diensten, wägt anhand konkreter Fallstudien verschiedene Herangehensweisen an das Thema ab und weist auf mögliche historiographische Fallen ebenso hin wie auf weiterhin bestehende Forschungsdesiderate.

Chen Feng

China am Ende der Qing-Dynastie als interkultureller Raum: Zur kulturellen Identität der Europäer in China des 19. Jahrhunderts

Chen analysiert das kulturelle „Gepäck“ europäischer Spezialisten in Asien, die vor Ort auf recht unterschiedliche und konträre gesellschaftliche Einflüsse reagieren müssen und sich jeweils für weit auseinanderliegende Optionen ihrer eigenen Lebensperspektive zu entscheiden haben.

Jang-Soo Kim

Die Tätigkeit P. G. von Möllendorffs in Korea

Das berufliche Scheitern des Diplomaten von Möllendorf, der vom deutschen in den koreanischen Dienst wechselte, erklärt sich aus einem komplexen Zusammenspiel divergierender politischer Interessen innerhalb Koreas und zwischen den ostasiatischen und den europäischen Mächten.

Richard J. Smith

Die Karriere eines Außenseiters: H. B. Morse in China, 1874–1909

Seine wechselvolle Karriere zwischen dem Sezollamt Harts, der Politik des Vizekönigs, den Rivalitäten zwischen dessen chinesischen Beamten und westlichen Beratern wird für Morse zu einem schmerzvollen Lernprozess dessen, auf welche Weise Reformen im China der Qing realisierbar sind.

Jean Esmein

Der Fall E. H. Norman: Der Glaube an das Volk

Alliierte Besatzungspolitik gegen das japanische Militär und den Staatsabsolutismus, aber für das japanische Volk, für die Selbsterinnerung seiner eigenen (proto-) demokratischen Traditionen und Praktiken vor den Meiji – diese Erziehungspläne Normans wurden dem Kalten Krieg geopfert.

Zhao Yifan

Noch einmal über Orientalismus: Die Geschichte Thomas Wades in China

Wenn Orientalismus im Kielwasser des westlichen Imperialismus dessen Kulturpolitik dienstbar war, so zeigt sich am Beispiel des britischen Botschafters und späteren Orientalistikprofessors Wade, daß und wie dieser sich in einer subtilen chinesischen kulturellen Gegenstrategie verding.

Keith Pratt

Die China-Korrespondenz von Jack Philips 1924–1926

Ein junger Durchschnittsengländer, zunächst ohne jedes Interesse für Chinas Kulturgeschichte, arbeitet dort für ein britisches Ölkonsortium, legt seinen latenten Rassismus ab und entwickelt schließlich Sympathien für die Menschen und ihre Zivilisation, bevor er in den Bürgerkriegswirren umkommt.

Fred E. Schrader

Kulturtransfer zwischen sich überschneidenden Zivilisationen

Komparatistische und selbst dynamischere Projekte des Kulturtransfers sind zu grobrastrig, um die Prozesse in der historischen Schnittmenge zwischen zwei Hochkulturen analysieren zu können. Rückgriffe auf sehr frühe Konzepte der Mentalitätsgeschichte erweisen sich hier möglicherweise als hilfreich.

Abstracts

Foreign Specialists in Asia, 1860–1920: Some Methodological Reflections

by Richard J. Smith

The author discusses the source materials used by Western specialists who were employed in East Asia. On the basis of concrete case studies, he surveys the range of approaches to these materials and points to possible misunderstandings and to persistent desiderata in corresponding research programs.

China in the Late Qing as an Intercultural Space – An Experimental Study on the Cultural Identity of Overseas Europeans in the 19th Century

by Chen Feng

The author analyzes the cultural “resources” of European specialists in Asia, who reacted to highly variable societal influences and who responded with choices which affected their life-courses in very different ways.

The Role of P. G. v. Möllendorf in Korea

by Jang-Soo Kim

The failure of the career diplomat von Möllendorf, who switched from the German to the Korean foreign service, is explained with reference to the complex interplay of divergent political interests in Korea and between the East Asian and European powers.

The Making of a Marginal Man: H. B. Morse in China, 1874–1909

by Richard J. Smith

The eventful career of H. B. Morse – including especially his experiences with Hart’s maritime customs office, with the politics of the viceroy, and with the rivalries between the viceroy’s Chinese civil servants and his Western advisors – may be seen as a painful learning process with regard to the feasibility of reform in Qiang China.

The Case of E. H. Norman: Faith in the People

by Jean Esmein

Following World War II, the politics of the Allied occupation – particularly the educational policies of E. H. Norman – were directed against the Japanese military and the absolutist state, while favoring the Japanese people and fostering memories of indigenous (proto) democratic traditions and practices prior to the Meiji. These policies fell victim to the Cold War.

Orientalism Reconsidered: The Story of Thomas Wade in Mandarin China
by Zhao Yifan

Orientalism may be viewed as an aspect of the cultural policies of Western imperialism, but the example of the British ambassador and later professor of orientalism, Thomas Wade, illustrates how it became entangled in a subtle cultural oppositional strategy of the Chinese.

The China Correspondence of Jack Philips, 1924–1926
by Keith Pratt

During his years as an employee of a British oil consortium in China, a young Englishman of average abilities and with no initial interest in China's cultural history abandoned his latent racism and developed an appreciation for China's people and civilization before his death due to disturbances caused by the civil war.

Cultural Transfer in the Intersection of Civilizations
by Fred E. Schrader

Comparative projects of cultural transfer, even in their more dynamic formulations, are typically not subtle enough for the analysis of processes which result from the historical contact among two civilizations. In this context it may be helpful to reflect upon some very early concepts in the study of the history of mentalities.

Verzeichnis der Autoren

Thomas Adam, Dr. phil., Universität Toronto

Feng Chen, Dr., Historikerin, Universität Paris VII

Jean Esmein, Prof. Dr., Orientalist, ENALCO Paris

Peter Gärtner, Dr. rer. pol., Universität Leipzig, Institut für Politikwissenschaften

Andreas R. Hofmann, Dr. phil., Geisteswissenschaftliches Zentrum für Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas e.V., Leipzig

Jang-Soo Kim, Prof. Dr., Historiker, Universität Kwan-dong, Seoul

Roland Ludwig, M.A., Maintal

Keith Pratt, Prof. Dr., Orientalist, Universität Durham, England

Fred E. Schrader, Prof. Dr., Historiker, Universität Paris VIII

Richard J. Smith, Prof. Dr., Sinologe, Rice University, Houston/Texas

Ingrid Weber, Dr. phil., Universität des Saarlandes, FR 5.1 Philosophie

Yifan Zhao, Prof. Dr., Literaturhistoriker, Akademie der Wissenschaften, Beijing

DEUTSCH-FRANZÖSISCHE KULTURBIBLIOTHEK

TRANSFER

**Annegret Fauser
Manuela Schwartz
(Hrsg.)**

**Von Wagner
zum Wagnérisme**

Leipziger Universitätsverlag

**Annegret Fauser,
Manuela Schwartz
(Hrsg.)**
Von Wagner zum Wagnérisme

Leipzig 1999, 642 Seiten

ISBN 3-933240-69-7

Preis 98,00 DM

Leipziger Universitätsverlag



Aus dem Inhalt

Aufsätze

- Richard J. Smith* Ausländische Spezialisten in Asien 1860-1920:
einige methodologische Überlegungen
- Chen Feng* China am Ende der Qing-Dynastie als inter-
kultureller Raum: Zur kulturellen Identität der
Europäer im China des 19. Jahrhunderts
- Jang-Soo Kim* Die Tätigkeit P. G. von Möllendorffs in Korea
- Richard J. Smith* Die Karriere eines Außenseiters:
H. B. Morse in China, 1874-1909
- Jean Esmein* Der Fall E. H. Norman: Der Glaube an das Volk
- Zhao Yifan* Noch einmal über Orientalismus:
Die Geschichte Thomas Wades in China
- Keith Pratt* Die China-Korrespondenz von Jack Philips
1924-1926
- Fred E. Schrader* Kulturtransfer zwischen sich überschneidenden
Zivilisationen: Europa und Ostasien

Forum

- Peter Gärtner* Igel oder Hase? Die Transitionsdebatte im Spiegel
der brasilianischen Demokratisierung